

EDGAR
WALLACE

Ein gerissener Kerl

A large, stylized profile of a man's head, split vertically down the middle. The left side is red, showing the right side of his face, including an eye, nose, and mouth. The right side is black, showing the left side of his face, including an eye, nose, and mouth. This visual metaphor represents the duality or 'split personality' mentioned in the book title.

G

Goldmann
Taschen
KRIMI

Lord Frensham lag mit dem Oberkörper auf dem Schreibtisch. Seine rechte Hand umkrampfte einen Revolver.

Inspektor Elk von Scotland Yard blickte nachdenklich auf den Toten. Da sah er ein Blatt Papier. Was darauf stand, war ein klares Schuldbekenntnis – geschrieben von Lord Frensham!

Doch Inspektor Elk gab sich damit nicht zufrieden. Er forschte weiter ...

EDGAR WALLACE

Ein gerissener Kerl

THE TWISTER

Kriminalroman



WILHELM GOLDMANN VERLAG
MÜNCHEN

Dieses Buch wird unter der Bedingung verkauft, daß es ohne Zustimmung des Verlages weder in Leihbibliotheken eingestellt noch gewerbsmäßig weiterverkauft, vermietet oder auf ähnliche Weise genutzt wird. Die vom Verlag gewählte Ausstattung darf weder durch einen festen Einband noch durch einen besonderen Umschlag noch in sonstiger Weise verändert werden.

X

Ungekürzte Ausgabe • Made in Germany

Aus dem Englischen übertragen von Alfred Schirokauer. Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten. Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des Verlages. Umschlagentwurf: H.-J. Weißfuß. Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua. Druck: Presse-Druck- und Verlags-GmbH.
Augsburg, KRIMI 28 • Wg/Sch

I

Es fing mit einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen einem Trainer, einem Jockey und einem Buchmacher von zweifelhaftem Ruf an. Der Streit ging um die Stute Ectis, die Favoritin für den Königlichen Jagdpokal. Gegen Jockey und Trainer bestand bereits ein gewisser Argwohn; sie mußten also darauf achten, sich nicht allzusehr zu kompromittieren.

Die Frage war, ob man die Stute vor dem Ziel »bremmen« sollte oder ihr, wie es der Jockey vorschlug, vor dem Rennen eine kleine Dosis Laudanum verabreichen und damit von vornherein jedes Risiko ausschalten sollte. In beiden Fällen mußte man mit Unannehmlichkeiten rechnen. Denn wurde die Stute im Rennen zurückgehalten, fiel der Verdacht auf den Jockey. Hatten dagegen die Schiedsrichter den Argwohn, daß das Tier »verarztet« worden war, würden sie eine Untersuchung verlangen, deren Resultat unweigerlich dazu führen mußte, den Trainer für immer vom Rennplatz zu verweisen.

Schließlich siegte der Trainer. Ectis sollte vor dem Ziel aufgefangen werden. Der Buchmacher, der für beide Teile die Wetten legte, machte, wie verabredet, das Pferd schlecht. Vom Favoriten wurde es zweiter Favorit, vom zweiten Favoriten dritter und stieg dann hinab zur Klasse der 100:6.

»Mir unbegreiflich«, sagte der Trainer einen Tag vor

dem Rennen zu dem Besitzer. »Das Pferd war niemals besser, Mr. Braid.«

Mr. Braid sog nachdenklich an einer langen Zigarre, seine dunklen Augen fixierten den verwitterten kleinen Trainer. Er war auf der Rennbahn zwar ein Neuling, wenigstens in England, aber angesehen, sehr reich und durchaus seriös. Rennfreunde besaß er nicht. Angesehene Leute vom Rennplatz betrachteten neugierig die schlanke Gestalt mit dem dunklen, ergrauenden Haar und dem langen, blassen Gesicht und drückten nicht aus Mitleid ein leichtes Bedauern darüber aus, daß eine so gewinnwinkende Chance in die Hände des Trainers Lingford und seines gewissenlosen Partners, des Jockeys Joe Brille, gefallen war.

Anthony Braid hatte ein reizendes kleines Haus in Ascot, wo er während der Rennwoche wohnte, und war mit seiner Einsamkeit zufrieden. Man sah ihn auf dem Sattelplatz umherstehen, eine lange Zigarre zwischen den Zähnen, und ins Leere starren. Er wettete selten, und dann nur sehr bescheiden, und ließ sich nie über die Mutmaßungen seines Trainers in Debatten ein, noch stellte er Fragen an seinen Jockey. Anscheinend langweilte ihn alles.

»Möglich«, murkte er, als der Trainer eine Pause machte, »möglich, daß die Buchmacher einen anderen Favoriten haben.«

»Stimmt, Sir, sie halten ›Denford Boy‹ für unbesiegbar.«

Mr. Lingford bedauerte im stillen, daß er »Ectis« nicht zum Sieg reiten lassen durfte. Er hätte ein Vermögen damit verdienen können. Doch er schuldete dem Buchmacher,

der das Pferd stillegte, eine Menge Geld und wagte keinesfalls, seinem Gläubiger entgegenzuhandeln.

Eine Stunde ehe der Königliche Jagdpokal gelaufen wurde, nahm Anthony Braid seinen Trainer beiseite. »Mein Pferd hat sich im Preis etwas erholt«, sagte er. Lingford war diese Tatsache nicht entgangen. »Ja, Sir – jemand hat im ganzen Land hohe Wetten auf die Stute abgeschlossen.«

Ihm war ein bißchen unbehaglich zumute; denn am Morgen hatte sein Buchmacher ihm vorgeworfen, daß er nach zwei Seiten arbeite.

»Ja«, sagte Tony Braid mit seiner tiefen, wohlklangenden Stimme. »Ich habe im ganzen Land Wetten abgeschlossen. Ich beabsichtige, heute dreißigtausend Pfund zu gewinnen.«

»Wirklich, Sir?« Der Trainer atmete erleichtert auf. Er hatte vermutet, die Wetten stammten von einem Bundesgenossen Brilles, und befürchtete schon, daß der Jockey ihn betrüge. »Nun, Sie werden ein schönes Rennen für Ihr Geld haben. Brille sagt –«

»Was Brille sagt, interessiert mich nicht«, erwiederte der Besitzer sehr sanft, »er reitet die Stute nicht. – Ich habe mir einen Jockey aus Frankreich kommen lassen. Und, Mr. Lingford, ich habe auch meinen Trainer gewechselt. Vor einer halben Stunde habe ich höchst eigenhändig das Pferd Mr. Sanford übergeben. Und wenn Sie dem Tier noch einmal nahe kommen, melde ich Sie der Rennleitung. Darf ich Ihnen einen Rat geben?« Dem verdutzten Trainer blieb die Antwort in der Kehle stecken.

»Zwei Tips«, fuhr Anthony Braid fort, »erstens: Gehen

Sie in den Ring und setzen Sie so viel auf ›Ectis‹, daß Sie den Rest Ihres Lebens davon zehren können. Denn ich glaube nicht, daß Sie je wieder ein Pferd trainieren werden. Zweitens: Versuchen Sie nie wieder, einen Mann zu beschwindeln, der sich an der Börse in Johannesburg die Sporen verdient hat. Guten Morgen!«

Ectis gewann mit drei Längen, und Mr. Anthony Braid hatte einen neuen Spitznamen. Er, der bisher ›die gute Gelegenheit‹ und ›die Chance‹ geheißen hatte, wurde jetzt bekannt als ›der gerissene Kerl‹. Der Name blieb ihm. Er wurde ihm eines Tages in seinem Büro entgegengeschleudert, als er Aaron Trosky von der Trosky-AG. mit weit über fünfzigtausend Pfund hineinlegte. Allerdings hatte Mr. Trosky in der Unschuld seines Herzens zuvor versucht, Anthony Braid mit einer größeren Summe in einem Minengeschäft hineinzulegen. Aber daran dachte er jetzt nicht.

»Sie sind ein gerissener Kerl«, jammerte der bebende Aaron, »so nennt man Sie, und das stimmt auch!«

»Machen Sie die Tür von draußen zu«, forderte Anthony ihn höflich auf.

Unbelehrt durch Troskys Erfahrung, brachte ein gewisser Felix Fenervy dem ›gerissenen Kerl‹ ein Platinprojekt. – Er hätte es lassen sollen. Anthony prüfte die Pläne, überflog den verschleierten Bericht des Experten – kein Laufbursche hätte sich davon täuschen lassen – und lud Mr. Fenervy zum Frühstück ein. Auch Anthony hatte ein Platinprojekt – einen Landstreifen in Nord-Rhodesien. Warum sollte man nicht, schlug der sanfte Tony vor, die beiden Besitzungen

unter der Firma ›Vereinigter Platintrust‹ zusammenwerfen und gemeinsam den Nutzen aus den beiden Ländereien ziehen? Fenervy war begeistert. Am nächsten Tag zahlte er seinem ›Opfer‹ dreiundzwanzigtausend Pfund Einlage und hatte noch immer den Eindruck, daß er ein glänzendes und gewinnbringendes Geschäft mache.

So war Anthony Braid, dessen Vermögen keiner außer seinem Bankier kannte, bis zu jenem Morgen, an dem er einen Mann besuchte, der ihm die Tür wies; ein Mann zwar, der ihn gern hatte, aber in seiner Gegenwart seine Nerven verlor. Ob Tony Braid Lord Frensham mochte oder nicht, ist Nebensache. Seine Zuneigung galt so ausschließlich einem anderen Mitglied der Familie, daß Lord Frenshams Argwohn und Mr. Julian Reefs Haß ihn gar nicht berührten.

»Mr. Anthony Braid, Mylord«, meldete der Diener. Lord Frensham rückte seinen tiefen Schreibtischsessel zurück, fuhr mit der Hand ungeduldig durch sein dichtes graues Haar und zog ärgerlich die Stirn in Falten.

»Hm«, knurrte er, blickte den Diener an und befahl dann mit einer ungeduldigen Geste: »Lassen Sie ihn eintreten, Charles!«

Ein breitschultriger, ohne Sorgfalt gekleideter, unrasiertter Mann mit scharfen Zügen, großen Händen, rauher Stimme, kurz angebunden: das war der achte Earl von Frensham. Ein ehrlicher, aber dickköpfiger Mann, der in der City ein für immer verlorenes Familienvermögen wiederzugewinnen suchte, aber dessen schlichte, liebenswerte

Eigenschaften sich in einem dauernden Kampf mit seiner rücksichtslosen Umwelt zermürbten.

Als Charles hinausgegangen war, öffnete er eine Schublade des Schreibtisches und entnahm ihr eine Mappe voller Dokumente, öffnete sie und betrachtete Bogen für Bogen. Doch seine Gedanken waren nicht bei den Geschäften des Lulanga-Öl-Syndikats. Er überlegte die endgültige und vernichtende Antwort auf den Vorschlag, der ihm in wenigen Augenblicken gemacht werden würde. »Mr. Anthony Braid, Mylord.«

Der Mann, der dem Diener in die Bibliothek folgte, war der Typ des vollendeten Gentleman. Vom weißen Kragen bis zu den Spitzen der glänzenden Schuhe war er das Meisterwerk eines hervorragenden Schneiders und umsichtigen Kammerdieners. Sein schmaler Wuchs ließ ihn sehr groß erscheinen. Sein schwarzes Jackett saß tadellos. An der grauen Weste schimmerten Onyxknöpfe. Als einzigen Schmuck trug er eine Perle an der modernen Krawatte und eine dünne Platinuhrkette. Die weißen Hände, in denen er Handschuhe und den spiegelnden Zylinder hielt, schmückten keine Ringe. Mr. Anthony Braid war vierzig Jahre alt und hielt sich kerzengerade. Sein Haar war fast schwarz und betonte die Blässe seines langen, angenehmen Gesichts. Die Augen waren dunkel und unerforschlich. Er blieb stehen, hielt den Blick fest auf den Herrn des Hauses gerichtet, und beide schwiegen, bis sie allein waren.

»Nun«, rief Frensham ungeduldig, »setzen Sie sich, setzen Sie sich doch, Braid, oder haben Sie Angst, sich zu setzen?«

Braid legte Hut, Handschuhe und Stock mit bedächtiger Sorgfalt auf einen kleinen Tisch und setzte sich.

»Ein herrlicher Morgen«, begann er mit seiner tiefen, weichen Stimme und einem entwaffnenden Lächeln. »Wie geht es Ihnen, Frensham – und Lady Ursula?«

Lord Frensham war nicht in der Stimmung, sich über das Wetter oder seine Tochter zu unterhalten.

»Ich habe Ihren Brief erhalten«, erwiederte er grob, »und offen gesagt, halte ich ihn für eine – eine –«

»Unverschämtheit«, fiel Braid mit geheimnisvollem Lächeln in den Augen helfend ein.

»Sehr richtig«, stimmte Frensham heftig zu, »wenn nicht Schlimmeres. Was Sie mir da mitteilen, ist im Grunde nichts anderes, als daß Julian Reef, der nicht nur mein Neffe, sondern auch mein Mitdirektor ist, den Kurs der Lulanga-Öl-Aktien hinuntersetzt, d. h., daß er sich bemüht, mich zu ruinieren. Ich muß Ihnen schon sagen, Braid, ich war nicht wenig erstaunt, daß Sie eine so unerhörte Anschuldigung schriftlich niederlegen. Natürlich werde ich Reef Ihren Brief nicht zeigen, sonst –«

Braids dunkle Augen flammteten auf. »Warum wollen Sie ihm den Brief nicht zeigen?« fragte er sanft. »Ich habe nicht die geringste Angst vor einer Verleumdungsklage. Ich besitze etwa sechshunderttausend Pfund – vielleicht etwas mehr. Kein Gericht hat jemals solchen Schadenersatz zugesprochen. Ich werde immer noch genug zum Leben übrig behalten.«

Frensham blickte finster zu ihm auf. »Das mag sein«,

sagte er, »aber ich lege keinen Wert darauf, diese Dinge an die große Glocke zu hängen. Ich will ganz offen mit Ihnen reden, Braid. Jemand treibt den Kurs dieser Aktien hinunter. Die Kurse fallen täglich – und dieser Jemand sind Sie! Lassen Sie mich, bitte, ausreden! Sie haben einen gewissen Ruf – einen Spitznamen –«

»Der gerissene Kerl«, lachte Braid, »ich bin stolz darauf. Gauner nennen mich so, weil es ihnen nicht gelingt, mich reinzulegen. Und mein lieber Freund Reef hat sich, weiß Gott, Mühe genug gegeben, mich hineinzulegen!«

»Sie sind Rennstallbesitzer mit einem eigenartigen Ruf –«

Wieder unterbrach ihn der Mann mit den dunklen Augen.

»Sagen Sie doch ›üblich‹, wenn es Ihnen Spaß macht. Es ist zwar nicht ganz wahr, aber es macht die Dinge für Sie leichter, mein lieber Frensham. Also sagen Sie ruhig ›mit einem üblichen Ruf‹ oder darf ich Ihnen zur Abwechslung ›einen gefährlichen Ruf‹ vorschlagen?«

Lord Frensham machte eine nervöse Bewegung.

»Vielleicht sind Sie besser als Ihr Ruf, aber Sie haben ihn nun einmal. Sie sind für weit mehr Leute ›der gerissene Kerl‹ als Mr. Tony Braid. Und darum können Sie von mir wirklich nicht erwarten, daß ich Ihnen glaube, mein bester Freund arbeite an meinem Ruin und betrüge mich und die Gesellschaft.«

›Der gerissene Kerl‹ lächelte, entnahm seiner Tasche ein goldenes Zigarettenetui, bat mit einem Blick um Erlaubnis, zündete sich umständlich die Zigarette an und legte das Streichholz sorgsam in eine Aschenschale.

»Leuchtet es Ihnen nicht ein, daß es ziemlich naiv wäre, Ihren Freund zu beschuldigen, wenn ich selbst den Kurs Ihrer Aktien hinuntergetrieben hätte; der gerissene Kerl würde eine so törichte Anklage gegen einen Mann Ihres Vertrauens erheben? Trauen Sie mir doch wenigstens ein bißchen Intelligenz zu und —«

Plötzlich öffnete sich die Tür. Eine Dame und ein Herr traten ein. Beim Anblick des Mädchens erhob sich der elegante Mr. Braid. Die blonde, kraftvolle Schönheit Ursula Frenshams raubte ihm den Atem, sooft er sie sah. Sie kam auf ihn zu und streckte ihm, Überraschung und jähre Freude in den Augen, die Hand entgegen.

»Tony, Sie sind ein schlechter Mensch!« rief sie. »Sie haben sich seit Monaten nicht bei uns sehen lassen.«

Ihres Vaters Mißbilligung konnte sie nicht bemerken, aber sie hätte vielleicht ahnen können, daß der lächelnde junge Mann, der ihr folgte, nicht mehr lächelte.

»Ich bin nicht gekommen, weil man mich nicht eingeladen hat«, erklärte Tony Braid mit dem kleinen, drolligen Lachen, das ihm eigen war. »Keiner liebt mich, Ursula, ich bin verfemt auf der weiten Erde.«

»Reden Sie nicht so närrisches Zeug«, wies ihn Frensham zurecht.

Mr. Reef schüttelte das starre Erstaunen über den unerwarteten Anblick des verhaßten Mannes ab und lächelte wieder. Er lächelte immer, dieser Mann mit dem roten Gesicht, dem dichten, rötlichbraunen Haar und den herrlichen weißen Zähnen. Er sah merkwürdig jung aus, trotz

seiner dreißig Jahre, und hatte eine jungenhafte Art, mit verletzender Offenheit Wahrheiten von sich zu geben. Freilich waren es Wahrheiten, die wie Peitschenhiebe saßen, und auch sein freies und fröhliches Lächeln dabei war nur ein gelinder Trost.

»Quatsch, Braid«, sagte er, »Sie tun sich wohl schrecklich leid! Wenn ihr Burschen in den Fünfzigern euer Haar auch noch so verdächtig dunkel und eure Taillen Gott weiß wie schlank bewahrt, die Grämlichkeit platzt euch doch aus allen Nähten. Ich habe Sie zu Gesellschaften eingeladen, alter Junge, aber Sie saßen da wie ein Ölgötze!«

Braid blieb ganz ruhig.

»Ihre Gesellschaften haben mich gelangweilt«, sagte er obenhin, »und wenn ich mich langweile, werde ich nun mal grämlich. Ich habe Ihre Gesellschaften endgültig an meinem neununddreißigsten Geburtstag aufgegeben. Der war voriges Jahr. Und, offen gesagt, Ihre Freundinnen gefallen mir nicht. Da ziehe ich Ballettmädchen vor. Die tun wenigstens nicht, als ob sie was Besseres wären.«

Julian Reef lachte zwar, aber nicht besonders herzlich.

»Faucht euch nicht an«, schalt Ursula vorwurfsvoll.

»Väterchen, lade Tony doch zum Lunch ein, und Tony, benehmen Sie sich anständig!«

Lord Frensham fühlte sich offenbar sehr unbehaglich.

»Ich kann Braid nicht zum Lunch einladen, weil ich in meinem Klub esse«, wischte er aus. »Und jetzt, meine liebe Ursula —«

Er hielt inne.

»Ach so, ihr habt Geschäfte! Nur noch eins: Väterchen, du bist wieder nicht rasiert!« Sie nickte Tony zu und ging aus dem Zimmer.

Mr. Julian Reef blickte von einem zum andern.

»Ich störe wohl?« fragte er ahnungsvoll.

Tony Braid antwortete: »Nein. Es betrifft Sie. Zeigen Sie ihm den Brief, Frensham, den ich Ihnen geschrieben habe.«

»Ich denke nicht daran«, wehrte Frensham ab. »Ich habe Ihnen schon gesagt –«

»Daß Sie keinen Skandal wünschen«, ergänzte Tony Braid ruhig. »Und ich versichere Ihnen: es wird keinen Skandal geben.«

Er ging langsam zum Schreibtisch und tippte mit dem Zeigefinger auf die blankpolierte Platte, jedes Wort unterstreichend.

»Bis vor sechs Monaten waren Sie und ich die besten Freunde. Ich bilde mir ein, ich habe Ihnen in manchem geholfen, auch verstehe ich von Börsengeschäften mehr als Sie. Ich sage das weder, um mich wichtig zu machen, noch als Vorwurf. Sie haben mir Ihr Haus geöffnet und mir gestattet, mich Ursula zu nähern. Und dann schicken Sie mir plötzlich einen Brief, verbitten sich meine Besuche und verbieten mir, Ihrer Tochter Aufmerksamkeiten zu erweisen. Heute morgen haben Sie plötzlich entdeckt, daß City-Gauner und Rennbahnbabenteurer mich einen ›gerissenen Kerl‹ nennen – eine Tatsache, die Sie seit Jahren kennen! Sie werfen mir vor, daß ich den Kurs Ihrer Aktien

hinuntertreibe, indem ich Lulangas hinter Ihrem Rücken verkaufe. Ich begegnete dieser Beschuldigung mit dem kategorischen Hinweis, daß der Mann, der Lulanga-Öl-Aktien verkauft und Sie an den Rand des Verderbens gebracht hat, Ihr Neffe, Mr. Julian Reef, ist, der aus irgendeinem Grund – offenbar einem höchst egoistischen – seit drei Wochen laufend Lulangas verkauft.«

Julian Reefs Gesicht war plötzlich wutentstellt. Er packte Braid an der Schulter und schwenkte ihn zu sich herum.

»Sie sind ein verfluchter Lügner!« schnaubte er.

Im nächsten Augenblick lag er auf der Erde. Im Sturz hatte er einen Stuhl mitgerissen.

»Halt, Braid!« Frensham war aufgesprungen und zwischen die beiden Männer getreten.

Braid nahm seinen Hut und strich sorgsam glättend über dessen Rand. Ein kleines Lächeln spielte in den Winkeln seines Mundes.

»Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, Frensham«, sagte er. »Aber noch kein Mann hat mich ungestraft ins Gesicht einen Lügner genannt. Übrigens verwaltet Mr. Reef, soviel ich weiß, gewisse Gelder Ihrer Tochter Ursula. Ich erlaube mir, Ihnen zu raten, durch einen Ihrer Buchhalter dieses Vermögen nachprüfen zu lassen. Selbst gelbe Diamanten kosten allerhand Geld.«

Ohne übertriebene Eile griff er nach Handschuhen und Stock. Reef war inzwischen wieder auf die Füße gekommen, hielt sich den getroffenen Unterkiefer, blickte Braid mit tödlichem Haß an, wagte aber nicht, ihn aufzuhalten.

Nach Tony Braids Abschied lastete über dem Zimmer ein langes, besonders für den einen der beiden Männer sehr peinliches Schweigen. Frensham stand am Tisch, die Augen müde auf die Schreibmappe geheftet, und spielte zerstreut mit dem Brieföffner. Er war ein armer Mann. Sein Ausflug in die City war in gewissem Sinn ein Akt der Verzweiflung gewesen. Einem Mann seines Namens boten sich Präsidentenstellen in Hülle und Fülle. Zuerst hatte er jedes Angebot angenommen, doch schmerzhliche Erfahrung lehrte ihn sehr bald die Notwendigkeit einer vorsichtigen Wahl.

Lulanga-Öl war sein Steckenpferd. Er hatte ein großes Aktienpaket davon gekauft, hatte seinen gesamten übrigen Besitz verpfändet und weigerte sich zu verkaufen. Er glaubte an diese Aktien, glaubte vor allem an seinen klugen Nefen, der mehrere Jahre vor ihm in die City gegangen war.

Ja, gerade der Erfolg Julian Reefs, der fast ohne einen Penny begonnen hatte und jetzt in bestimmten Kreisen als großer Finanzexperte galt, war der leuchtende Stern gewesen, der den älteren Mann in die Netze der Börsengeschäfte gelockt hatte. Auf Julians Rat hatte er die Lulanga-Aktien gekauft und den Vorsitz im Aufsichtsrat der Gesellschaft übernommen. Als eine Tante Ursula sechzigtausend Pfund hinterließ, hatte Julian ihn bewogen, ihm die Verwaltung dieses Vermögens zu übertragen. Er hatte das

Geld sehr glücklich angelegt. Die Aktien, die er zuerst gekauft hatte, waren pures Gold.

»Was hat er mit den gelben Diamanten gemeint?« brach Lord Frensham das Schweigen.

»Ach, das!« lachte Julian. »Der Lümmel hat mein Steckenpferd entdeckt. Ich bin wild auf Diamanten, aber unglücklicherweise kann ich sie mir nicht leisten. So habe ich mich auf gefleckte Steine eingestellt, besonders gelbe, die nur ein Zehntel des Wertes der weißen haben.«

Frensham erinnerte sich plötzlich, daß er dem Neffen ein gewisses Mitgefühl schulde.

»Aber nein!« rief Julian wegwerfend, »nein, er hat mir nicht weh getan!« Er rieb sich die schmerzlich pochende Backe. »Der Schlag kam nur so plötzlich, daß ich ganz unvorbereitet war. Natürlich konnte ich in deinem Haus nicht Vergeltung üben.«

»Er hat es zum letztenmal betreten«, versicherte Frensham. Dabei blickte er finster zur Tür, durch die Ursula gerade hereintrat.

»Verzeiht, wenn ich störe – doch, wo ist Anthony?« Sie blickte sich verwundert um.

Lord Frensham räusperte sich. »Braid ist gegangen und wird nie wieder seinen Fuß in mein Haus setzen. Er hat ohne jeden Anlaß Julian brutal überfallen. Ich finde das einfach unerhört!«

Sie starnte ihn verblüfft an.

»Er hat Julian geschlagen? Weshalb?«

»Es war meine Schuld«, warf Julian ein. »Ich nannte ihn

einen Lügner. Das ist nach dem Ehrenkodex eine Todsünde. An seiner Stelle hätte ich genauso gehandelt.«

Diese Auskunft betrübte und verwirrte sie. »Das tut mir furchtbar leid ... Ich habe Tony sehr gern. Vater, ist das wirklich dein Ernst, daß er dich nicht mehr besuchen darf?«

»Bitterer Ernst«, entgegnete Frensham kurz.

Sie sah Julian an, wollte etwas sagen, unterdrückte es aber und verließ das Zimmer.

Reefs tückische Augen blickten ihr nach.

»Unbegreiflich«, sagte er, als spräche er in Gedanken.

»Was?« Frensham blickte rasch auf. »An dieser Freundschaft ist durchaus nichts unbegreiflich. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß dieser Mann auf ein Mädchen einen bezaubernden Zauber ausübt.«

Julian nickte sehr bedächtig. »Ursula hat ein sehr empfängliches Gemüt«, sagte er. Ein Unterton in seiner Stimme machte den alten Mann stutzig.

»Du glaubst doch nicht etwa, daß er ihr den Kopf verdreht oder ... Dummheiten ...?«

Julian Reef war auf gefährlichem Boden. Doch im Hintergrund lauerten ernstere Gefahren. Als Ablenkungsmanöver schien ihm dieses Thema gerade recht.

»Ich will nicht behaupten, daß er ihr den Kopf verdreht oder ihr Liebeserklärungen gemacht hat. So was tut man heutzutage nicht mehr. Man treibt in ein gegenseitiges Verstehen hinein und gleitet dann unversehens in die Ehe. Ich glaube, du hast ihn gerade noch im letzten Moment an die Luft gesetzt.«

Er nahm seinen Hut.

»Jetzt muß ich schleunigst in mein Büro. Mein Professor Guelder ist ein grimmiger Sklavenhalter.«

»Wo hast du diesen Holländer eigentlich aufgegabelt?«

»Ich habe ihn vor zwölf Jahren in Leyden kennengelernt«, gab Julian geduldig Bescheid. Frenshams Gedächtnis wurde immer schlechter. Immer wieder stellte er dieselben Fragen. »Ich hörte an der Universität Chemie; er war dort einer der jüngeren Professoren. Ein außerordentlich kluger Bursche.«

Lord Frensham kaute nachdenklich an seiner Unterlippe. »Ein Chemiker ...? Was versteht der von Finanzgeschäften? Ja«, bedachte er langsam, »ich erinnere mich, du hast mir erzählt, daß er Chemiker ist und nichts von Finanzgeschäften versteht. Ich begreife nicht, wozu du ihn in deinem Büro in einer Vertrauensstellung hältst.«

»Gerade weil er etwas von Chemie versteht«, lächelte Reef. »Bei meinen Minengeschäften werden mir oft die abenteuerlichsten Pläne unterbreitet. Da ist mir ein Mann sehr wertvoll, der mir genau die geologischen Formationen angeben kann, aus denen ein Mineral stammt.«

Er hatte die Hand auf der Türklinke, als Frensham ihm nachrief: »Einen Augenblick, Julian! So eilig hast du's wohl nicht. Natürlich berührt mich nicht im geringsten, was dieser Mensch von Ursulas Geld angedeutet hat. Aber – es ist doch wohl alles in Ordnung, wie? Ich habe neulich die Liste der Papiere überprüft. Sie scheinen ziemlich gut und sicher.«

Julians Ausdruck um den Mund verriet jetzt gutmütigen Ärger.

»Soviel ich weiß, hat Ursula ihre Halbjahresdividenden pünktlich erhalten«, grollte er. »Aber natürlich, wenn du dem Rat des ›gerissenen Kerls‹ folgen willst – dieser Bursche wird auf seine alten Tage schrecklich ehrlich und bedenklich! –, dann schicke ruhig deinen Buchhalter zu mir, mein lieber Onkel, und laß ihn die Papiere mitnehmen oder gib sie einer Bank –«

»Red keinen Unsinn!« unterbrach Frensham hastig. »Kein Mensch hat behauptet, daß du das Vermögen nicht genauso verwalten kannst wie irgendeine Bank. Du hast doch keins der Papiere ausgetauscht?«

»Natürlich habe ich sie ausgetauscht!« rief Julian heftig. »Wenn ich sehe, daß eine Aktie unrentabel wird, stoße ich sie ab und kaufe eine günstigere. Ich habe mir über Ursulas Geld in diesem letzten Jahr mehr den Kopf zerbrochen als über alle meine eigenen Geschäfte. Als ich zum Beispiel die erste Nachricht von der Baisse in Brasilien erhielt, verkaufte ich die Brasilianischen Eisenbahn-Aktien, ehe der Markt flau wurde. Damit habe ich ihr über tausend Pfund gerettet. Du wirst dich auch erinnern, daß ich dir mitteilte, daß ich die Spanischen Straßenbahn-Aktien –«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach Frensham ihn eilig.

»Es liegt mir fern zu behaupten, daß du das nicht glänzend gemacht hast. Nur, sieh mal, Julian, ich bin ein armer Mensch und nicht sehr vorsichtig. Aber ich muß an Ursulas Zukunft denken.«

Damit verließ ihn Mr. Julian Reef. Auf dem Weg zu seinem Büro überlegte er, was wohl geschehen wäre, wenn der Onkel seinen Vorschlag angenommen und Ursulas Vermögen in die Hände eines tüchtigen Bankiers gelegt hätte. Denn die Aktien im Wert von sechzigtausend Pfund, die er für sie verwaltete, waren durchaus kein pures Gold mehr.

3

Ursula Frensham hatte ein kleines Auto, und Lord Frenshams Villa in Hampstead bot ihr willkommene Gelegenheit, das Haus in London nach Belieben zu verlassen. Sie kannte Tonys Gewohnheiten. Er war ein leidenschaftlicher Fußgänger. Wenn er ihren Vater im Büro in der City besuchte, pflegte er seinen Wagen vorauszuschicken und ließ ihn an der Parkecke in der Avenue Road warten. Er hatte die Hälfte der Fitzjohn Avenue zurückgelegt, als Ursula in ihrem Zweisitzer in die Straße einbog und ihn anrief. Er drehte sich mit einem solchen Ruck um, daß sie gewahr wurde, daß sie ihn aus tiefstem Sinnen aufgestört hatte.

»Steigen Sie ein – Sie Kampfhahn«, gebot sie ernst.

»Ich bin zwar allerhand«, erwiderte er und setzte sich an ihre Seite, »aber ein Kampfhahn bin ich nicht. Ist es übrigens nicht ein bißchen komisch, mit einem Zylinder in einem Sportwagen zu thronen?«

»Sie können ja tun, als ob Sie der Hausarzt wären«, ent-

gegnete sie schlagfertig. »Aber wirklich, Tony, Sie haben mich sehr gekränkt. Vater ist wütend. Der arme Julian!«

»Ich schäme mich sehr«, gestand er. »Meine alten südafrikanischen Unsitten hängen mir noch schrecklich an.«

»Ja, Sie sind ein Barbar«, zürnte sie. »Was ist denn los, Tony? Womit haben Sie denn alle so erbittert? Ich weiß ganz genau, daß Sie Julian gereizt haben. War es wegen meines Geldes?«

Er blickte sie verdutzt an. »Haben sie Ihnen das gesagt?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, ich hab's geraten«, sagte sie ruhig. »Ich mache mir auch Sorgen, Tony – nicht meinewegen, aber ich glaube, wenn mit meinem Geld etwas geschähe, das würde wohl Vaters Ende sein. Sie müssen bedenken, der arme liebe Mann hat sein ganzes Leben lang geschuftet und sich abgerackert. Der Titel hat ihm nichts eingebracht als alte Landhäuser voller Hypotheken und böswilliger Pächter. Tatsächlich versteht Väterchen nichts von Geschäften.«

»Und Julian?« fragte Tony und blickte gerade vor sich hin.

Eine Weile blieb sie die Antwort schuldig.

»In Julian kenne ich mich nicht aus. Und eigentlich müßte man doch den Mann genau kennen, den man heiraten soll.«

Er riß die Augen weit auf.

»Bitte, halten Sie. Mir ist übel«, rief er mit heftiger Ironie. »Wessen Idee ist das? – Julians?«

»Vaters.« Sie starre finster vor sich hin.

»Natürlich liegt es im Grund sehr nahe. Tony, glauben Sie wirklich, daß Julian ein guter Finanzmann ist? Ich glaub's nicht.«

»Warum?« forschte er.

Er war überzeugt, daß nur ein sehr beschränkter Kreis der City Julian Reefs kleine Geheimnisse kannte.

»Nun, nur eine Kleinigkeit. Er hat Aktien von mir verkauft. Bluebergs heißen sie. Kennen Sie die?«

Er nickte. »Eine sehr gesunde Gesellschaft. Zahlt eine enorme Dividende. Warum hat er die verkauft?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich habe ihn nicht gefragt. Nur Sir George Crater – er leitet die Blueberg-Gesellschaft –« Tony nickte wieder, und sie sprach weiter. »Ich traf ihn gestern abend auf einem Ball. Da sagte er mir, er würde ein sehr ernstes Wort mit Vater wegen des Verkaufs der Aktien sprechen. Er muß wohl irgend etwas Geheimnisvolles wissen.«

»Aktienverkäufe sind durchaus nicht geheimnisvoll, meine Liebe«, belehrte Tony sie mit einem lustigen Funken in den Augen. Doch sofort war er wieder ernst.

»Vielleicht hat er etwas Besseres dafür gekauft«, erwog er und fühlte seine Heuchelei. Denn er wußte, daß Julian auf dem Markt nichts Besseres finden konnte als die konsolidierten Bluebergs.

Sie hatten das Ende der Avenue Road erreicht und wollten um den Park herumlaufen, als ein auffallend großer Mann, der gegen eine Laterne lehnte, langsam die Hand

hob, den Hut ein wenig lüftete und wieder auf den Kopf zurückfallen ließ.

»Wollen Sie ihn sprechen?« fragte Ursula am Steuer, als Tony sich halb nach ihm umwandte.

»Ja, ich möchte Ihnen diesen Herrn vorstellen«, erwiderte Tony, »falls Sie nicht eine eingewurzelte Abneigung gegen die Detektive von Scotland Yard haben.«

Sie brachte den Wagen schnell zum Stehen. »Keine Spur! Furchtbar gern, Tony!«

Der große Mann kam mit einem solchen Ausdruck der Müdigkeit auf sie zu, daß sie sein Gefühl der Langweile geradezu körperlich empfand.

»Kriminalinspektor Elk, gestatten Sie, daß ich Sie Lady Ursula Frensham vorstelle ...«

Das also war der große Elk! Selbst Ursula hatte von diesem dünnen, unglücklichen Mann gehört – kein Wunder, denn er hatte in der Hälfte aller Sensationsprozesse, von denen sie gelesen hatte, eine Rolle gespielt.

»Sehr angenehm, Lady Ursula«, sagte Elk und bot ihr seine große, plumpe Hand. »Adel ist seit kurzem meine Schwäche. Erst vorige Woche habe ich einen Baron geschnappt, der Möbel verkaufte, die er nicht bezahlt hatte.«

Er blickte Tony nachdenklich an.

»Einen Millionär habe ich, Gott weiß wie lange, nicht zur Strecke gebracht, Mr. Braid. Und nach dem, was ich so von Schiebungen und Schiebern höre ...« Er betrachtete Ursula voller Güte. Dann ging er zu seinem Lieblingsthema über.

»An allen Verbrechen ist die Bildung schuld. Nur dadurch, daß man den Kindern die kleinen Köpfe mit Wilhelm dem Eroberer und solchem Unsinn vollstopft, füllt man die Zuchthäuser. Wenn die Menschen nicht schreiben könnten, gäbe es keine Urkundenfälscher. Wenn sie nicht lesen könnten, gäbe es keine Falschmünzerei. Nehmen Sie zum Beispiel die Erdkunde. Wozu nützt sie, gnädiges Fräulein? Sie zeigt dem hartgesottenen Mörder nur, wohin er sich wenden kann, wenn er aus einem Land fliehen will. Ich habe noch nie einen gebildeten Schutzmann gekannt, den sie länger als drei Jahre in der Truppe halten konnten.« Er schüttelte verzagt den Kopf.

»Wer wird das Stewards-Rennen machen, Mr. Braid? Nicht als ob ich mich auf Wetten einlasse, wenn ich nicht gerade einen unfehlbaren Tip kriege. Wetten und Spielen sind die ersten Stufen zum Galgen. Vorige Woche habe ich vier Pfund auf einen Gaul in Newmarket gesetzt. Der Tip kam von einem Verbrecher, mit dem ich befreundet bin, und versagte. Wenn ich den Kerl das nächste Mal erwische, sorge ich dafür, daß er nicht unter zehn Jahren davonkommt!«

Ein lustiges Lächeln in seinen guten grauen Augen strafte die gräßliche Drohung Lügen.

Tony hatte den Detektiv das erste Mal in Johannesburg getroffen, wohin er einen betrügerischen Bankrotteur verfolgt hatte. Seitdem waren sie sich häufig in London begegnet. Tony Braid hatte diesen müden Mann mit den ewigen Angriffen auf die Bildung gern und schätzte ihn als

das, was er war: Der gerissenste Detektiv in London. Und obwohl er noch nie seine Dienste in Anspruch zu nehmen brauchte, hatte der Inspektor doch manchen langweiligen Abend in seinem Haus in Ascot belebt und erheitert.

»Sind Sie gerade auf der Verbrecherjagd, Inspektor?« fragte Ursula und unterdrückte ein Lächeln. Sie wollte den komischen Mann nicht beleidigen.

Er schüttelte den Kopf. »Hier in St. John's Wood wohnen keine Verbrecher, gnädiges Fräulein ... Mylady ..., ich weiß nicht recht, wie ich Sie nennen soll.«

»Fräulein genügt«, lächelte sie.

Er neigte den Kopf. »Wenn man eine Königin ›Madame‹ nennt, dann genügt ›Fräulein‹ tatsächlich für die meisten Frauenspersonen«, erwog er. »Nein, gnädiges Fräulein, ich bin nicht auf der Verbrecherjagd. Ich suche meinen Hausgenossen, obwohl das gar nicht meine Aufgabe ist, sondern die eines intelligenten Polizisten.«

»Hat er was gestohlen?« fragte Ursula neugierig.

»Nein, gnädiges Fräulein, er hat nichts gestohlen«, entgegnete Elk und schüttelte den Kopf. »Er ist ein kluger Mann, wenn er nüchtern, aber geschwätzig, wenn er voll ist. Entschuldigen Sie den Ausdruck. Höchstwahrscheinlich liegt er jetzt auf einer Bank am Kanal, wenn er nicht darin liegt. Wenn er nüchtern ist, spricht er ganz vernünftig, und es ist ein Vergnügen und ein lehrreicher Genuss, seine Vorträge über die Flora und Fauna Afrikas anzuhören. Aber wenn er voll ist, dann phantasiert er über die Lu-langa-Ölfelder, und daß die Quellen alle versiegten sind, und

gibt seine Ansicht über den Chefingenieur zum besten – kurzum, man hat schon seine Last mit ihm!«

Da spürte er Tonys Augen, die fest auf ihn gerichtet waren. Braid starre ihn an, als ob er ein Gespenst gesehen hätte.

4

Inspektor Elk von Scotland Yard war der einzige berühmte Detektiv, der sich Geheimnisse gestatten durfte. Doch nichts in Mr. Elks Leben war geheimnisvoller als die Leute, die in seinem Haus aus und ein gingen. Diebe, verlotterte Edelleute, Falschmünzer, einmal auch ein Mörder, hatten schon unter seinem interessanten Dach in Gray's Inn Road geschlummert. Jetzt erfuhr Tony Braid zu seiner Bestürzung, daß ein geheimnisvoller Trunkenbold, der genaue Kenntnis über die Lulanga-Ölquellen besaß, die Wohnung mit Mr. Elk teilte. Und gerade jetzt beschäftigte ihn nichts so angelegtlich wie Lulanga-Öl.

Ursula Frensham interessierte ein Kenner auf dem Gebiet des Lulanga-Öls nicht besonders. Doch dieser schlanke Mann mit dem runzeligen Gesicht und den lustigen Augen war immerhin eine romantische Figur.

»Ein netter Bursche, dieser Colburn«, knurrte Elk. »Nichts Gemeines an ihm – ein Prinz. Raucht Zigarren, die jeder Gentleman rauchen kann. Hat auch ein bißchen Geld – und wird noch viel mehr haben, wenn diese Aktien erst steigen.«

Er sah Tony spöttisch an. »Ich wollte Sie sowieso wegen dieser Öl-Aktien um Rat angehen. Ihr Herren aus der City könntt einem vielleicht einen Tip geben. Und ich verdiene mein Geld ebenso gern durch Aktien und Spekulationen wie durch ehrliche Arbeit. Offen gesagt, sogar lieber.«

»Können Sie ihn mal mitbringen?« fragte Tony leise.

Elk kratzte sich den Nacken und meinte, das wäre möglich.

Während sie zum Wagen zurückgingen, fragte Ursula: »Was hat Sie an den – wie heißen die Dinger doch – Lulanga so heftig erregt?«

»Nichts. Ich habe an dieser Gesellschaft nur einiges Interesse.«

»Ist das nicht eine von Julians Gesellschaften?« rief sie plötzlich. »Aber natürlich! Und Vater hat eine ganze Menge dieser Aktien. Er macht sich sogar große Sorgen darüber.«

Braid gab keine Antwort.

Sie setzte ihn am Clarence Gate ab, ein wenig verwundert über sein Verstummen, aber noch mehr überrascht durch seine Bitte, ihrem Vater die Begegnung mit Elk zu verschweigen.

Er ging auf sein kleines Haus in der Park Street zu, das für ihn Wohnung und Büro zugleich war. Denn er führte seine zahlreichen Geschäfte von diesem Haus aus. Die bescheidene Zimmerflucht, die er in der Nähe des Rathauses gemietet hatte, beeindruckte er sehr selten mit seiner Gegenwart.

Kaum hatte er sein Arbeitszimmer betreten, rief er sein

Stadtbüro an und diktirte seine Anweisungen so rasch, wie die Stenotypistin sie aufnehmen konnte. Wenige Minuten, nachdem er das Gespräch beendet hatte, waren Lulanga-Öle und Julian Reef aus seinem Gedächtnis verbannt. Er hatte sich in das Studium des Rennkalenders vertieft.

Julian Reef hätte viel für Tony Braids Gabe gegeben, Unangenehmes so vollkommen ausschalten zu können. Hätte man irgendeinen angesehenen Geschäftsmann in der City von London nach dem schlauesten jüngeren Finanzier gefragt, so hätte er sicherlich geantwortet, seiner Meinung nach sei es dieser junge Kerl in Drapers Gardens – wie hieß er doch gleich? Ah, natürlich, Reef – Julian Reef! Es gab auch eine gewisse Clique, die ohne Zögern voll Begeisterung für ihn eingetreten wäre: er war in einem bestimmten Kreis sehr beliebt.

Es gab aber auch kluge und gewichtige Finanzleute, die Julians meteorhaften Aufstieg mit einem leichten Achselzucken beobachteten.

»Er wird Millionär, aber niemals Bürgermeister von London werden«, weissagte einer von diesen. Einst brachte Mr. Reef einem großen Haus ein Projekt mit einem bombensicheren Gewinn. Der Chef des Hauses war höflich, aber ablehnend.

»Aber bester Mr. Ashlone, das ist bares Geld!« protestierte Julian.

Der weise alte Jude lächelte. »Bares Geld lacht nicht immer, Mr. Reef«, meinte er liebenswürdig. »Wir können dieses Geschäft nicht zusammen machen, ohne daß wir

auch in Zukunft irgendwie mit Ihnen verbunden blieben. Und wir sind – hm – ein bißchen altfränkisch.«

Es war das erste und einzige Mal, daß Julian sich unterfing, den jungen Wein mit dem alten zu mischen. Klug erkannte er den taktischen Fehler. Es war ein Irrtum, den alten Häusern den Hof zu machen – es war, wie er sehr bald entdeckte, ein noch größeres Versehen, die neuen zu verachten.

Nun konnte man Anthony Braid weder eine neue noch eine alte Finanzmacht nennen. Er hatte sein bescheidenes Büro in Lothbury und beeinflußte eine Anzahl obskurer Diamant-Gesellschaften, die von Julians Gesichtspunkt aus höchst unbedeutend waren. In der City betrachtete man ihn weniger als Finanzmann denn als eine Autorität im Rennsport. Eine Ausnahme bildeten freilich die Cityleute, die ihn in Johannesburg gekannt hatten. Als Julian nach dem unangenehmen Streit mit dem Mann, den er am meisten in der Welt haßte, in sein Büro kam, traf er Mr. Rex Guelder auf der Schwelle seines Privatkantors.

Mr. Guelder war fett, schäbig und bebrillt. Seine Heimat war Holland, doch besuchte er aus irgendeinem merkwürdigen Grund dieses Land niemals. Er hatte ein rundes, aufgeschwemmtes, ziemlich blödes Gesicht mit hervorquellenden Augen und klaffenden Lippen. Sein Haar stand steif nach oben, seine saloppe Kleidung war Tagesgespräch in der City.

Er begrüßte Julian vertraulich wie seinesgleichen, zog ihn schnell in das Privatbüro und schloß die Tür mit einem Knall.

»Ah, mein Freund, ich muß dir was Lustiges erzählen! Deine lächerlichen Lulangas steigen wieder. Drei Sechzehntel – ein Viertel ...«

Er sprach Englisch mit einer gewissen schwerfälligen Korrektheit, obwohl sein Ausdruck schwülstig war und er das ›R‹ sehr stark rollte.

»Schade«, grinste Julian ironisch. »Ich habe heute früh achttausend verkauft – eigentlich hätten sie zwei Punkte fallen müssen.«

Guelder zog die Schultern hoch und strahlte. »Was macht das schon aus?« fragte er. »Diese Dinge sind so unbedeutend, so lächerlich.« Mit einer verächtlichen Geste tat er Lulanga-Öl ab.

»Der neue Schmelziegel ist angekommen und wird sofort aufgestellt werden. Auch der elektrische Herd aus Solingen. In sechs Wochen wird die neue Einrichtung fertig sein. Heute morgen sind auch die Steine aus Amsterdam eingetroffen.«

Er öffnete einen Safe in der Ecke des Zimmers, entnahm ihm einen Wildlederbeutel, ließ die Steine sorgsam durch seine Hand gleiten und schüttete sie auf Julians Schreibunterlage. Fast hundert geschliffene Diamanten blitzten in tausend bunten Strahlen des Sonnenlichts. Da waren große gelbe Diamanten und Diamanten von einem satten Rot, fast von der dunklen Glut des Rubins, und Diamanten von einem matten grünlichen Schein – doch nicht einer war weiß.

»Was kosten sie?« fragte Julian mürrisch.

Gelder lachte breit.

»Einen Dreck«, spottete er. »Fünfzehntausend Pfund, dreitausend habe ich angezahlt. Acht Firmen haben sie zusammengesucht, hier, dort und überall. Was sind sie wert? Für uns, mein lieber Julian, bestimmt Millionen. Nicht, weil wir sie verkaufen werden, sondern weil ...« Er tippte sich an den Nasenflügel und blinzelte schlau.

»Tu sie weg!« Reef war heute morgen etwas gereizt. »Warum sind Lulangas denn um ein Viertel gestiegen? Ob da irgend jemand seine Finger dazwischen hat?«

Rex Gelder breitete seine plumpen Hände aus. »Weiß ich nicht«, brummte er. »Was liegt daran? Zerbrich dir nicht den Kopf über diese blöden Ölaktien, mein lieber Julian! Du verdienst da ein paar Tausend und dort ein paar Tausend, aber im Grunde verplemperst du dein Geld, während du jeden Pfennig für den großen Coup zusammenhalten solltest!«

Julian Reef rückte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her.

»Ist es denn wirklich so ein großer Coup, Rex?« fragte er gequält. »Natürlich weiß ich genau, daß du ein verteufelt kluger Chemiker bist und so 'ne Art Genie auf deinem Gebiet. Aber du scheinst nicht zu wissen, daß wir schon fünfzigtausend Pfund verpulvert haben. Wenn mir jemand vor zehn Jahren gesagt hätte, daß ich einmal den Stein der Weisen suchen würde ...«

»Stein der Weisen!« schnauzte Gelder. »Blödsinn!« Er schnippte verächtlich mit den Fingern. »Du beleidigst

mich. Du beleidigst meinen Genius, Julian. Du beleidigst die Wissenschaft, aber du wirst schon sehen!«

Er schob die Steine vorsichtig mit der einen Hand an die Kante des Tisches und in die Öffnung des Beutels, den er mit der anderen offenhielt. Dann drehte er das Leder zusammen und legte den Beutel zurück in den Tresor. Plötzlich fragte er ganz unvermittelt: »Was ist dir denn passiert?«

Julian strich über seinen Kiefer. »Dieses Schwein hat mich hinterrücks überfallen«, knurrte er.

Rex Guelder prustete die dicken Lippen auf. »Es gibt in dieser Stadt so viele Schweine. War es das ›gerissene‹ Schwein?«

»Allerdings«, polterte Julian, »aber eines Tages werde ich ihm einen Stoß geben, daß er nicht wieder aufkommt!«

Ein Lächeln zog über das feiste Gesicht des Holländers.

»Was gibt's daran Komisches?« grollte Julian.

»Etwas sehr Komisches sogar, mein Freund. Vorhin sprach ich mit Jollybell. – Dabei kam die Rede auf den ›gerissenen Kerl‹. Worin glaubst du wohl, hat er sein Geld angelegt? In Diamanten! De Vere's, Ramier's, Orange River ...«

Er bog sich in stillem Lachen. Ein neuer Ausdruck tauchte plötzlich in Julian Reefs Augen auf. »Donnerwetter«, flüsterte er, mehr für sich. »Wenn das nur sicher wäre! Gott, wenn ich ihn vernichten könnte! Und ich werde es tun!« Eine tiefe Glut flammte über sein Gesicht. In seinen Pupillen brannte nun plötzlich ein fanatisches Feuer.

»Höre, Rex. Ich ging in die City, Millionen zu verdie-

nen, nicht Tausende. Ich weiß, was Armut bedeutet. Ich setze alles aufs Spiel, um ihr zu entrinnen! Wie ich zu Geld komme und wer darüber zugrunde geht, ist mir gleichgültig. Ich werde reich sein! Ich werde mein Landhaus besitzen und meine Villa auf Cape Martin und meine Jacht in den Gewässern von Southampton. Ich werde einen Stall voller Pferde haben, obwohl ich für Rennen nichts übrig habe. Ich werde ein Haus in Park Lane haben und eine Garage voller Autos. Und meine Frau soll die Juwelen einer Fürstin tragen. Das ist das einzige, was zählt. Mögen die anderen haben, was sie wollen, ich werde es ihnen abkaufen!«

»Wenn du vorsichtig bist«, murmelte Guelder.

»Vorsichtig! Ich muß etwas wagen. Woher kommt denn all das Geld, das du für Experimente verbrauchst? Etwa aus Geschäften? Vorsichtig! Lächerlich! Ich muß auch den Galgen mit in Rechnung stellen! Aber ich werde soviel Geld zusammenscharren, daß dieser *gerissene Kerl* noch vor mir winseln soll. Er hat mich heute geschlagen, Rex! Glaubst du, ich werde ihm das je vergessen? Ich werde ihn zerschmettern; vernichten werde ich ihn. Zum Bettler soll er werden! Mit einem verblichenen, alten Hut, mit einem zerschlissenen, alten Rock, der an den Ellbogen glänzt. Der mich anfleht um ein Almosen. Und dann werde ich ihn anspucken!«

Die Urgewalt seines Zorns und der Vorgenuß seines Triumphs peitschten ihm das Blut zu Kopf und trieben es zurück zu seinem Herzen, daß sein rotglühendes Gesicht jäh erbleichte. Rex Guelder starrte ihn wie ein Wunder an.

»Bravo, mein Junge«, lobte er, »das ist die richtige Stimmung! Millionen, wie? Das Zehnfache von Millionen. Erst die Organisation. Dann der Coup. Dann alle deine Feinde zu deinen Füßen. Jawohl! Aber im Augenblick ...«

Er schob seinem Freund und Brotherrn einen Bogen Papier hin. »Sechzehntausend Pfund fünf Shilling und drei Pence sind heute fällig oder ...« Er knipste wieder mit seinen Wurstfingern.

Julian war im Augenblick ernüchtert. »So viel?« ächzte er entsetzt.

Gelder nickte. »Und wir haben unser Bankkonto schon überzogen. Sie haben schon moniert. Wir müssen Geld auftreiben, denn wir müssen unseren Kredit aufrechterhalten. Was soll sonst aus dem großen Coup werden?«

»Sechzehntausend Pfund?«

Julian blickte den andern verzweifelt an. Von Ursula Frenshams Vermögen waren noch zwanzigtausend Pfund in Aktien da. Sie mußten den Weg der übrigen gehen. Er schritt auf den Safe zu und entnahm ihm ein langes Kuvert.

»Verkaufe sie und lege einige ›Val Kraft Syndikat‹ an ihre Stelle.«

Rex ging ans Telefon und traf die nötigen Anordnungen. Eine Stunde später kam die Nachricht, daß die Aktien verkauft waren. Im selben Augenblick trat Lord Frensham ins Büro.

»Das ist aber eine unerwartete Ehre«, lächelte Julian heiter. Lord Frensham warf sich schwer auf den nächsten Sessel

und blickte den Holländer starr an, der dies für eine günstige Gelegenheit hielt zu verschwinden.

Nach Guelders Abschied kämpfte der Lord mit seinem Vorhaben.

»Julian, nachdem du von mir fortgegangen bist, rief mich ein Freund an.«

Julian Reefs Herz hörte fast auf zu schlagen. Er wußte, was jetzt kommen würde.

»Und, Julian, ich bin doch zu der Ansicht gekommen, daß Ursulas Aktien auf einer Bank liegen sollten. Kann ich sie haben?«

5

Nicht durch das leiseste Zucken eines Muskels verriet Julian Reef seine Bestürzung. Er blickte Lord Frensham gelassen an. Sein Gehirn arbeitete emsig. Vor drei Jahren hatte Frensham mündelsichere Aktien im Wert von sechzigtausend Pfund bei ihm hinterlegt. Von den ursprünglichen Stücken war nicht ein einziges Stück mehr vorhanden. Eins nach dem andern war verkauft worden, um dringende Verpflichtungen des jungen Finanzmannes zu erledigen, und war durch Aktien seiner eigenen Gesellschaften ersetzt worden, die nur den Makulaturwert besaßen. Pünktlich auf die Minute hatte er aus seiner eigenen Tasche die halbjährlichen Dividenden auf die alten, längst verschleuderten Aktien des Lord Frensham bezahlt.

»Ist das dein Ernst?« fragte er, äußerlich vollkommen ruhig. »Ich bin, offen gesagt, ein bißchen überrascht. Es scheint wirklich, als sei es dem ›gerissenen Kerl‹ gelungen, dich mit seinen schmutzigen Verdächtigungen zu beeinflussen. Natürlich, wenn du die Aktien haben willst, werde ich sofort die Bank anweisen und sie dir zusenden lassen.«

»Es handelt sich hier durchaus nicht um einen Verdacht«, erwiderte Lord Frensham gequält, »die Sache liegt nur so, mein lieber Julian: meine Geschäfte sind in einer solchen Unordnung, daß ich wenigstens Ursula gesichert sehen möchte. Vielleicht hältst du mich für kindisch, aber es ist nun einmal so. Die Aktien liegen auf deiner Bank. Vielleicht könnte ich im Vorbeigehen ...«

»Das ist nicht möglich«, erwiderte Julian kühl. »Ich will über deine Maßnahmen nichts weitersagen, Onkel John, aber ich darf wohl darauf hinweisen, daß es meinem Kredit nicht gerade förderlich wäre, wenn du mit einer Vollmacht bei meiner Bank vorsprichst und die Aktien abhebst, die ich verwalte. Es ist für die Bank kein Geheimnis, daß ich Ursulas Vermögen in Obhut habe. Es scheint mir zweckmäßig, wenn ich diese Anstalten selbst treffe. Warum hast du deine Ansicht geändert?«

Frensham blickte an ihm vorbei und rieb sich verlegen die Finger. »Ich will dir gegenüber ganz offen sein, Julian. Du erinnerst dich: in dem Vermögen waren siebenhundert ›Blueberg-Goldminen-Syndikat‹. Sir George Crater, der die Blueberg leitet und ein alter Freund von mir ist ... nun, er rief mich vorhin an und fragte mich, warum ich die Blue-

bergs verkauft hätte. Machte mir Vorwürfe, weil sie seit dem Verkauf um Pfunde gestiegen sind. Ich hatte keine Ahnung, daß wir verkauft haben.«

Julian lächelte gequält. »Ich sehe«, sagte er, »du mißtraust mir.« Und als der Lord widersprechen wollte, verwies er ihn mit einer schmerzlichen Geste zur Ruhe. »Natürlich habe ich die Bluebergs verkauft. Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht. Ich habe dafür Westafrikaner gekauft, die fabelhaft gestiegen sind und eine glänzende Dividende zahlen. Ist ja Pech, daß die Bluebergs gestiegen sind, aber das konnte ich nicht voraussehen.«

Lord Frensham wurde schwach. Sehr schlau verfolgte Julian seinen Vorteil.

»Noch niemals hat mich etwas so mitgenommen wie dein Argwohn. Ich bin einfach fassungslos. Ganz ohne Zweifel hat dich dieser Lümmel beeinflußt.«

Frensham wollte sprechen, aber Reef machte eine beschwichtigende Bewegung und sprach weiter.

»Das Gift dieses Burschen wirkt in dir.«

Frensham schüttelte matt den Kopf. »Wenn du mit diesem ›Lümmel‹ Tony Braid meinst, täuschst du dich, Julian«, unterbrach er hastig. »Ich lasse mich nicht von einem Mann beeinflussen, dem ich mein Haus verboten habe. Ich denke lediglich an Ursula. Ich bin selbst in arger Bedrängnis. Ich habe eben nicht das Zeug zum Finanzmann. Und dieser Aktiensturz in Lulanga-Öl gibt mir den Rest.«

»Heute an der Börse waren sie höher – das weißt du wohl schon?«

Lord Frensham nickte. »Ich habe es aus der Zeitung ersehen. Doch nur ganz wenig. Sie müßten um ein Pfund steigen, damit ich aus meinen Sorgen herauskomme.«

Julian blickte ihn prüfend an. »Was hast du denn noch für Sorgen? Ich kenn sie doch alle? Oder nicht?«

Frensham antwortete nicht gleich. Julian, der ihn scharf beobachtete, sah, wie er mit sich rang.

»Nein«, sagte er endlich, »ich habe mich in anderen Märkten engagiert. Ich habe dir natürlich nichts gesagt, weil ich mich nicht lächerlich machen wollte, wenn ich verlor, und ein wenig unabhängig werden wollte, wenn ich gewann. Ich habe verloren. Wann ist Zahltag?«

»Morgen«, sagte Julian. Er kannte die Zahltage! Frensham stand auf und schritt im Zimmer auf und ab, das Kinn auf die Brust gesenkt, die Hände im Rücken verschränkt. Julian Reef wartete, völlig unvorbereitet auf das, was kam.

»Ich muß es dir wohl sagen«, begann Frensham, »nach meinen großen und gewaltigen Worten über Ursulas Geld wirst du mich für den elendsten Heuchler halten. Nicht, was Tony Braid sagte, nicht, was man mir über die Bluebergs berichtete, etwas ganz anderes hat mich hierhergeführt. Eines Tages wird Ursula eine sehr reiche Frau sein – das weißt du nicht, aber es ist Tatsache. Sie hat da einen etwas verwickelten Anspruch auf ein sehr großes Vermögen, und Ursulas vorhandenes Vermögen brauche ich jetzt für mich. Ich bin nun so weit, daß ich ihre Aktien bei meiner Bank verpfänden muß. Ich habe mein Konto überzogen!«

Julians Lippen spitzten sich, als wollte er pfeifen. Doch kein Laut kam. »So schlimm steht's?« fragte er sanft.

»Du kannst mir wohl nicht helfen?« Frensham blickte den Neffen beschwörend an.

Julian schüttelte den Kopf. »Du triffst mich gerade in einer übeln Situation. Ich habe ein Geschäft, das mir wahrscheinlich Millionen eintragen wird, aber es wird sich kaum vor einigen Monaten realisieren. Augenblicklich bin ich verflucht knapp.«

Lord Frensham wanderte ruhelos auf und nieder.

»Ich kenne niemanden, an den ich mich wenden könnte. Ursula würde es sicher tun. Wenn ich sie bäte, würde sie gewiß sofort einwilligen.«

»Warum tut du's nicht?« entfuhr es Julian.

»Weil sie nichts davon erfahren soll.«

Plötzlich blieb er stehen und überlegte finster: »Einen Mann gibt es, der mir das Geld borgen würde. Aber den kann ich natürlich nicht bitten.«

Der junge Mann mit dem roten Gesicht lächelte jetzt nicht mehr. »Du denkst an Tony Braid? So ziemlich der letzte, der dir helfen würde. Hart wie Stein ist der Kerl. Und dann kannst du dir wohl denken, daß du den Preis nicht zahlen könntest, den er fordern würde.«

»Welchen Preis?« fragte Frensham rasch.

Julian lächelte schonungslos. »Überrascht es dich sehr, wenn ich dir sage, daß der betagte Mr. Braid sich auf Ursula Hoffnungen macht?«

»Das hast du schon einmal gesagt«, wies ihn Lord

Frensham zurecht. »Rede keinen Unsinn. Übrigens ist er nicht betagt, obwohl er alt genug ist, Ursulas Vater zu sein.«

»Kaum!« In einer ungewöhnlich großmütigen Laune stellte Julian dies fest. »Nein, er ist nicht alt genug, ihr Vater zu sein. Er hat gerade das richtige Alter, ihr Mann zu werden.«

Frensham schwieg, ging zum Fenster und starre auf die belebte Straße hinab. Nach einer Weile fragte er, ohne sich umzuwenden: »Du glaubst, er hat schon mit ihr gesprochen? – Ach, Unsinn!« Er wandte sich rasch ins Zimmer zurück. »Du siehst also, wie die Sache liegt. Ich muß bis morgen früh Ursulas Aktien haben. Das beste ist, du läßt sie meiner Bank direkt zugehen.«

Julian nickte und hielt die Augen fest und unerschütterlich auf den Oheim gerichtet. »Hast du keine anderen Möglichkeiten – gar keine?« fragte er. Er glaubte dem Alten nicht, grollte ihm und seiner Geldverlegenheit, hatte irgendwie das Empfinden, daß Frensham ihm einen bösen Streich spielen wolle.

»Ich sage dir doch, ich habe verloren und verloren und immer wieder verloren«, brach der Lord gereizt los. Er strich mit den Fingern durch sein unordentliches graues Haar und stand über den Neffen gebeugt. Es sah aus wie eine Drohung. Julian Reef wußte, daß der alte Mann sich selbst, seiner Doppelzüngigkeit, seiner Schwäche, seinem Verrat an der so geliebten Tochter zürnte.

»Ja«, sagte Frensham langsam, »es bleibt nichts anderes

übrig. Braid ist unmöglich. Ich kann mich nicht der Blamage einer Ablehnung aussetzen. Nein, der andere Weg ist schon der bessere. Die Kurse steigen. Ich werde ein Paket Lulanga abstoßen können, dann werde ich etwas Luft haben. Schick die Aktien an – nein, nicht an meine Bank. In mein Büro. Wenn ich sie morgen früh habe, genügt es.«

Mit kurzem Gruß verließ er das Zimmer.

Julian saß lange regungslos, dann streckte er langsam die Hand aus und drückte auf einen Klingelknopf. Rex Guelder steckte den Kopf zur Tür herein und glitt ins Büro.

»Hier ist etwas faul – ich rieche es«, sagte er. »Was ist los?«

»Er wollte Ursulas Aktien haben – weiter nichts.«

Des Holländers Gesicht erheiterte sich zusehends.

»So 'ne Bagatelle!« rief er sarkastisch. »Und wie hast du es dem guten Onkel beigebracht? Gar nicht natürlich; denn sonst hätte er sich nicht so sanftmütig fortgerollt. Die herrliche Ursula!«

Er leckte sich mit einer Grimasse die dicken Lippen. Doch Julian merkte Guelders Begeisterung nicht, er saß da, biß sich die Nägel und stierte düster vor sich nieder.

»Wenn dein Plan nicht bald Wirklichkeit wird, sitzen wir fest! Dann werden nicht nur mein wackerer Onkel Frensham und die liebe Kusine Ursula, sondern auch noch einige andere vertrauensvolle Herrschaften einen höllischen Lärm schlagen, wenn sich herausstellt, daß die famosen Aktien, die wir verwalten, längst futsch sind. Mensch, das wird ein glücklicher Tag, an dem deine verflixte Maschine endlich arbeitet!«

»Allerdings«, lachte Guelder und rieb sich die Hände.

»Sei unbesorgt, mein Freund. Ich habe einen erstklassigen Sachverständigen hiergehabt, einen Deutschen aus Dresden. Nur diese Z-Strahlen machen mir noch Kummer. Wenn ich die mal ausgeschieden habe – dann Glückauf!«

Er schnippte gewohnheitsmäßig ekstatisch mit den Fingern.

»Greenwich wird mir ein Denkmal errichten – mir, dem größten Mann seiner Zeit!«

Aber der Freund teilte nicht seinen Enthusiasmus.

»Schon gut, schon gut«, winkte er ab, »jetzt kannst du mich mal ein bißchen allein lassen.«

Er saß lange, den Kopf in die Hand gestützt, und malte sinnlose Figuren auf das Löschpapier. Er war selbst für seinen Sekretär nicht zu sprechen. Um fünf Uhr setzte er den Hut auf und ging in Guelders muffiges, kleines Büro hinüber. Der Holländer beobachtete etwas unter einem starken Vergrößerungsglas. Er blickte nur kurz auf.

»Sieh dir das an, mein Freund, gibt es etwas Schöneres?«

Julian betrachtete neugierig den ovalen Opal, der auf einem Wattebausch lag, ein feuriges Etwas, das unter jeder Bewegung seiner Hand die Farbe wechselte: jetzt grün wie die Tiefsee, dann ein flammendes Orange, gleich darauf purpur, tief- und zartblau; und durch all diese Nuancen hindurch schimmerte ein reines Gold.

Julian legte den Stein nieder.

»Nur ein 15-Karäter«, erläuterte Guelder. »Etwas für den Künstler! Etwas für einen Sammler!«

»Nichts für mich«, lehnte Julian rauh ab. »Ich muß jetzt zu meinem Onkel und ihm alles bekennen.«

Gelder glotzte ihn aus seinen hervorquellenden Augen an. »Du willst ihm sagen ..., daß das Geld verloren ist? Bist du verrückt?«

Julian zuckte die Achseln. »Was bleibt mir übrig? Morgen muß er es ja doch erfahren. Ich kann es ihm ebensogut heute abend beibringen.«

»Er wird dich umbringen, nein, schlimmer, er wird dich ins Gefängnis bringen!«

»Dann zeige mir gefälligst einen anderen Ausweg!« verlangte Reef.

Des Holländers Gesicht war bei dem Gedanken erbleicht, daß vielleicht alle seine Arbeit und Mühe vergeblich gewesen wären und sein geniales Experiment niemals bis zu seinem logischen Ende durchgeführt werden könnte. Er war entsetzt.

»Alles besser als das«, flüsterte er. »Pump dir Geld, such Braid auf. Er ist reich.«

Aber Julian hörte ihn nicht mehr. Vielleicht würde der Onkel in seiner eigenen Not ihn verstehen. Er würde ihm von dem großen Coup erzählen und von den Millionen, die er ihm bringen mußte. Er ging langsam aus dem Kontor und war so tief in Gedanken, daß er die Queen Victoria Street schon weit hinabgeschritten war, ehe er überhaupt merkte, daß er sein Büro verlassen hatte.

Rex Gelder verließ das Haus erst eine Stunde nach seinem Chef. Er ließ sich vorher die Abendzeitungen kom-

men und las sie in aller Ruhe, machte sich Notizen in ein schwarzes Heft, das er der inneren Westentasche entnahm. Von der Existenz dieses Notizbüchs hatte Julian keine Ahnung. Nachdem er seine Aufzeichnungen und Berechnungen beendet hatte, verließ er mit einem Lächeln der Befriedigung das Zimmer. Das Orakel war ihm günstig gewesen. Obwohl er nach Hause gehen wollte, verließ er West End, wohin er zunächst seine Schritte lenkte, doch erst zwei Stunden später.

Er wohnte aus irgendeinem geheimnisvollen Grund weit draußen in Greenwich in einer Seitenstraße am Fluß. Eingekeilt zwischen zwei alte Fabriken, von denen eine nur noch eine Ruine war, stand das verwitterte Haus mit seiner hohen, kahlen Mauer, aus der drei kleine Fenster wie böse Augen auf die elende Straße hinausblickten. Das Erdgeschoss hatte einst als Laden gedient und wurde jetzt nur noch als Garage und Bootshaus benutzt. Guelder selbst hatte es dazu umgebaut. Hier stellte er einen ziemlich scheußlichen Sportwagen unter, auf dem der Schmutz und der Staub von den Fahrten eines ganzen Monats lagen.

Alle vier Wochen wurde der Wagen gewaschen. Doch fast jeden Abend überholte Guelder den Motor mit liebevoller Sorgfalt. Diese Maschine brachte ihn an jedem Wochenende nach Newbury, einem Ort, für den er ein ganz besonderes Interesse hatte.

Es war keine ideale Garage. Von den Wänden rann die Feuchtigkeit. In manchen Nächten kamen die Ratten in Legionen vom Fluß herauf. Einmal hatte er den Ledersitz

seines Wagens in Fetzen vorgefunden. Da kaufte er drei weiße Katzen und richtete sie darauf ab, daß immer eine in dem Wagen schließt – ein weißes Gespenst mit großen, grünen Augen, dessen leisester Schrei sofort die beiden anderen herbeilockte.

Im obersten Stock waren die Wohnräume, drei große, öde Zimmer, schlicht möbliert, die auf der Stromseite lagen. Wenn man das große Fenster im Esszimmer öffnete, blickte man auf das Wrack einer Werft hinab, die von tanggrünen Pfählen getragen wurde. Sie standen schief und winkelig, diese Bohlen, verbogen von dem Gewicht, das früher auf ihnen lastete. Unter dem faulenden und zersplitterten Bodenbelag der Werft lag bei Ebbe der Themseschlamm bloß, bei Flut quirlte dort das braune Wasser des Stroms. Dem Fenster gegenüber wiegten sich für gewöhnlich große deutsche Frachtdampfer vor Anker. Weiter unten, stromabwärts, lagen die großen, hochmastigen Segelschiffe mit ihren gerefften, braunen Segeln und flatternden Wimpeln. Rex Guelder meinte, daß es kaum einen schöneren Anblick geben könnte für einen, der die See und die Seefahrt so liebte wie er.

Er hielt eine Magd, eine vierschrötige Holländerin, eine sehr alte Person. Seit Jahren lebten sie unter dem gleichen Dach und sprachen nur das Allernotwendigste. Den Gutenmorgengruß hatten sie sich längst abgewöhnt. Jeden Ersten zahlte Guelder der alten Frau den Lohn aus, und am selben Tag watschelte sie hinunter zur Post und schickte ihn, bis auf einige Pence, ihrem Enkel nach Utrecht.

Das Wohnzimmer, zugleich Studierstube und Bibliothek, war ein langer Raum, der den hinteren Teil des Hauses einnahm und ein düsteres Fenster hatte, das auf die Straße hinausging. Es war hellgelb gestrichen, nur die Türen, auch die Stahltür, die ins Laboratorium führte, leuchteten purpur. Der lichte Teppich in der Mitte des Zimmers, die Paneele aus polierter Eiche und einige Rembrandtstiche an der Wand verliehen dem Raum einen Hauch von Wohnlichkeit. Auf dem Tisch stand eine blaue China-Schale voller Rosen und in einem halben Dutzend niedriger Vasen aus Papiermaché blühten üppige Tulpen. Sie blühten jahraus, jahrein. Denn es waren künstliche. Doch sie waren so täuschend nachgemacht, daß man erst, wenn man sie anfaßte, merkte, daß die Kelche aus Glas waren.

Auf dem Teppich stand ein gewaltiger schwarzer, eicher Schreibtisch, an dem Guelder saß. Lange Zeit war er tief versunken in die Betrachtung zweier sehr gewöhnlicher Gegenstände, die er während seines zweistündigen Besuchs in West End erstanden hatte.

Durch ein starkes Vergrößerungsglas betrachtete er sie und grinste, so daß seine unregelmäßigen, weißen Zähne sichtbar wurden. Dann packte er seinen Kauf ein und schloß ihn in einen kleinen Safe, der in einem Winkel des Zimmers stand. Darauf grübelte er lange Zeit vor sich hin, entnahm einer der Schubladen eine Mappe und legte ihren Inhalt so vor sich auf den Tisch, daß er ihn mit Muße betrachten konnte. Es waren Fotografien, die Rex Guelder

mit viel Mühe und Scharfsinn erworben hatte; sie bedeuteten ihm viel mehr als nur eine Liebhaberei.

Julian Reef würde wohl verblüfft gewesen sein, und Ursula Frensham hätte es nicht für möglich gehalten, wenn sie diese Bilder gesehen hätte. Es waren nämlich Fotografien von – ihr.

Guelder lehnte sich weit in seinen Sessel zurück, faltete die Hände vor sich auf der Tischplatte und betrachtete die Bilder mit einem andächtigen, verzückten Ausdruck in seinen kleinen, runden Augen. Da schob Freda, die Magd, einen kleinen Teewagen herein. Sie sah die Bilder und kniff die alten Lippen zusammen.

»Das ist ja der größte Wahnsinn!« rief sie und brach ein vierzehntägiges Schweigen. »Wenn ich Sie so sehe, Mijnheer, tut mir das Herz weh. Haben Sie Amsterdam vergessen«, fragte sie bedeutungsvoll, »und Batavia?«

Er hob den Blick nicht von den Bildern.

»Das waren Bauernmädchen, Freda, harmlose Vergnügungen eines großen Gelehrten. Willst du ihm diese kleine Freude mißgönnen, alte Vrouw?«

Freda schob einen Stuhl an den kleinen Tisch und zischte: »In Batavia nannten sie es Mord, aber keiner wußte, wer sie ertränkt hatte. In Amsterdam war es Selbstmord, bis der Arzt mit der Polizei sprach und auf die kleine, dünne Schnur an ihrem Hals wies.«

Guelder lächelte, als mache man ihm Komplimente.

»Ach, Freda, du hast ein unangenehmes Gedächtnis!«

Aber er war nicht etwa ärgerlich oder beunruhigt über

die Erinnerungen der Magd. Er brauchte es auch nicht zu sein, denn es hatte nie eine Untersuchung, nie einen öffentlichen Skandal gegeben. Der Rektor der Universität, an der er über Chemie las, hatte ihn nur in sein Arbeitszimmer rufen lassen und ihm eröffnet, daß die Universität auf seine Mitwirkung verzichte. Er war ein großer, starker, sentimentalaler Mann, der nur gesehen hatte, wie schön Maria selbst noch im Tode war. Er hatte keine Ahnung, Welch eine peinliche Last sie hätte werden können.

Und was das batavische Abenteuer anlangte, so wunderte Guelder sich nur, daß überhaupt noch jemand daran dachte.

Die alte Frau war heute abend ungewöhnlich redselig. Er vermutete, sie habe getrunken. Nur der Schnaps machte sie redselig.

»All diese Narretei, alle diese Räder und großen Gefäße und elektrischen Funken – wie soll das enden, Mijnheer Rex? Nichts werden Sie erfinden! Nie werden Sie etwas erfinden. Ewig geht das so weiter. Aber selbst, wenn Sie was entdeckten und Gott weiß wieviel Geld bekämen, es würde doch nur in die Taschen der Buchmacher fließen. Ach! Sie sind ein Narr und ich eine Närrin, leider!«

»Betrunkener bist du«, stellte Rex gelassen fest, »ich gebe dir Nahrung und Obdach und das Geld, das du an diesen Taugenichts, deinen Studenten, schickst; denn ohne mich würdest du im Armenhaus verrecken.«

Sie brummte etwas zwischen ihren zahnlosen Kiefern und ging hinaus. Er wußte, jetzt würde sie wieder einen

Monat lang schweigen. Im Grunde liebte er es, wenn die alte Freda bisweilen redete. Niemand außer ihr sprach holländisch mit ihm. Wohl gab es Hunderte und Tausende von Holländern in London, doch Rex mied sie, aus Angst, sie könnten ihn argwöhnisch ansehen und von Maria sprechen, die man einst tot im Kanal mit einer Schlinge um den Hals gefunden hatte, die sie, wie er nachwies, sich selbst geknüpft hatte.

Er sammelte die Bilder mit zärtlicher Hand ein, legte sie in die Mappe zurück und schloß sie fort. In ihrer augenblicklichen Stimmung konnte Freda sie leicht verbrennen. Er beendigte sein frugales Mahl, dann schloß er die purpurne Tür auf und trat in das Laboratorium. Es war ein langer Raum mit einem absonderlichen, schiefen Fußboden, der an der einen Seite anstieg und nach der anderen abfiel. Darüber sah man, als er das Licht angedreht hatte, die Balken und die Unterseite der roten Dachziegel. Licht gab es hier genug, denn er verfügte über Starkstrom, der die vielen großen und kleinen Maschinen trieb, mit denen der Arbeitsraum ausgestattet war. Die kleineren standen auf einer Bank, die an der Flußseite der Mauer entlangließ, merkwürdige Apparate, doch dem Elektriker und Physiker wohlvertrautes Handwerkszeug. Sausende Räder, grün umwickelte Drähte, spiralförmige Glastuben, die mit ihrer Quecksilberfüllung an gigantische Thermometer erinnerten. Am äußersten Ende des Zimmers stand auf einer niedrigen, sehr starken Plattform eine Maschine, die nur der Fachmann verstehen konnte. Hier drängte sich ein Chaos

von Kondensatoren, Leitungen, seltsamen Gläsern zusammen, die ein Druck auf einen Taster rot und blau aufglühen ließ. Unter einem keilförmigen Zeiger, der durch schwere Drähte mit verschiedenen Teilen des Apparates verbunden war, befand sich ein Behälter aus schwarzem Achat mit einer kleinen, untartassenförmigen Ausbuchtung in der Mitte.

Gelder zog einen Stuhl an die Bank, schaltete einige Hebel ein und zündete sich, während die Maschine brauste und pulste, gelassen eine Zigarette an. Dann drückte er die dicken Augengläser fester auf die Nase und wiederholte zum hundertstenmal das große Experiment. Über den Gegenstand, den er in den Achatbehälter legte, schoß ein Strom knisternder Funken. Er zog einen anderen Hebel. Ein bleiches, grünes Licht blitzte aus einem fast unsichtbaren Schlitz in einem Stahlwürfel und fiel quer über den Achat.

Er rauchte und rauchte, bis das Zimmer wie in blauem Nebel lag. Dann und wann drehte er die Hebel ab, nahm den Gegenstand mit einer Pinzette hoch und prüfte ihn unter einem Mikroskop. Es war schon fast Mitternacht, als er sich reckte, aufstand und zwei grüne Augen aus dem Dunkel des Laboratoriums auf sich gerichtet sah. Er pfiff. Eine große, weiße Katze kam auf ihn zu, schmiegte sich buckelnd an sein Bein und ließ sich kraulen. Als er ins Wohnzimmer zurückkam, lag die zweite schon auf seinem Stuhl.

Er trank einen tüchtigen Schluck Wasser und ging schlaf-

fen. Die beiden weißen Katzen kauerten am Fußende seines Bettes und öffneten ihre leuchtenden, grünen Augen bei dem leisesten Geräusch und Geknister der verfaulenden Paneele des alten Zimmers.

6

Anthony Braid saß bei seinem einsamen Mahl. Der Tisch war mit einer Sorgfalt gedeckt, als erwarte er die erlauchtesten Gäste. Er saß am Kopfende des Tisches in tadellosem Gesellschaftsanzug, obwohl er nicht beabsichtigte auszugehen. Es war halb zehn Uhr. Er hatte seinen Trainer zu Tisch geladen, doch der hatte in Newmarket den Anschluß verpaßt und telefoniert. Jetzt kam er und stammelte Entschuldigungen. Er war ein sehniger Mann mit gebräuntem Gesicht, wie es Leute haben, die den größten Teil ihres Lebens in freier Luft zubringen.

»Ich habe den Zweijährigen gekauft«, begann er, während der Diener ihm den Stuhl zurechtrückte und ihm ein Glas Portwein eingoß. »Aber ich muß Ihnen sagen, Mr. Braid, daß ich nicht sonderlich begeistert bin. Er ist dreimal dieses Jahr gelaufen und, obwohl er in dem einen Rennen gezeigt hat, was er kann, schwört sein früherer Trainer, daß er ein Verbrecher ist.«

Braid lächelte.

»Alle Pferde sind Verbrecher, wenn man sie nicht versteht«, belehrte er. »Ich bin in meinem Leben nur zwei

unverbesserlichen Sündern begegnet. Ich wette, was Sie wollen, ›Quintil‹ gehört nicht zu dieser Sorte.«

Mr. Sanford trainierte Braids Pferde in Berkshire, einige Meilen hinter Newbury. Nachdem der Diener sich entfernt hatte – dieser teilnehmende junge Mann wäre viel lieber im Zimmer geblieben und hätte zugehört –, hatte Sanford eine Menge Neuigkeiten zu berichten. Braid hörte aufmerksam zu und sprach selbst nur wenig.

»Übrigens, Mr. Braid, ist da so ein neuer Kiebitz bei unserem Training erschienen. Ich kenne mich nicht in ihm aus. Gewöhnlich taucht er Sonnabend und Sonntag früh auf. Es ist keiner von den Regelmäßigen – ich sehe ihn nur am Weekend – also kein echter Trainingskiebitz. Er hat ein Haus in der Nachbarschaft. Sie erinnern sich vielleicht an das alte, rote Gebäude – muß wohl schon hundertzwanzig Jahre alt sein – war in vorgeschichtlichen Zeiten eine Pfarre – dann kam es an einen Müller. Ist nicht größer als 'ne Scheune ... rechts von der Straße, wenn man von Newbury kommt.«

Braid hatte kein sonderliches Interesse an Kiebitzen und alten Häusern, erklärte aber höflich, daß er sich an den Ort erinnere.

»Ich hab' keine Ahnung, was dieser Mann dort treibt oder was er auskundschaften will. Ich glaube, es ist ein Deutscher.«

Anthony Braid öffnete die Augen: »Ein Deutscher?«

»Ich glaube. Genau weiß ich's nicht«, erklärte der vorsichtige Sanford. »Einige von den anderen Trainern verbaten

sich das Bekiebitzen ihrer Pferde, aber ich denke eher, er kommt, um sich ein paar Augenblicke zu erholen, obwohl man natürlich nie wissen kann, was diese Kiebitze im Schilde führen. Ich erinnere mich, vor einigen Jahren ...«

Tony Braid ließ eine endlose Geschichte von einem Kiebitz über sich ergehen, der irgendeine merkwürdige Rolle gespielt hatte und in ein höchst wichtiges Verfahren verwickelt worden war. Endlich unterbrach er.

»Weshalb halten Sie ihn für einen Deutschen?«

»Sein Name klingt mir deutsch«, erläuterte Sanford.
»Max Guelder.«

Tony Braid setzte sich steif im Stuhl auf.

»Rex Guelder, meinen Sie! Wie sieht er aus? Ein dicker Mann mit Brille und einem kleinen Schnurrbart?«

Sanford nickte.

»Das ist genau seine Beschreibung. Er ist doch ein Deutscher, nicht wahr?«

»Holländer«, sagte Braid und lehnte sich im Stuhl zurück. Seine Langeweile war plötzlich verflogen. »Haben Sie sonst noch jemanden dort bemerkt?«

»Ja, manchmal kommt noch ein Mann«, bestätigte Sanford, »offenbar ein Reicher. Er fährt einen prachtvollen Wagen.«

»Ziemlich jung?« erriet Braid, »mit einem roten Gesicht?«

Sanford nickte wieder. »Das ist er. Er kommt aber nicht oft. Ich habe ihn nur zwei-, dreimal gesehen oder vielmehr, ich habe seinen Wagen im Hof gesehen.«

Tony Braid war sehr nachdenklich geworden. Er kannte

Rex Guelder nur als eine Art schwerfälliges Faktotum des sehr schlauen und skrupellosen Julian Reef. Er wunderte sich ein wenig, daß Julian an Rennproben Interesse finden sollte.

»Wahrscheinlich war er nur zufällig dort«, sprach er seine Gedanken laut aus. »Ich glaube nicht, daß Mr. Guelder sich für Rennen interessiert. Doch darüber werden wir sehr bald Gewißheit haben. Ein Freund besucht mich um zehn ...«

Während er noch sprach, läutete die Glocke an der Haustür. Wenige Sekunden später meldete der Diener den Besuch.

Der dünne Mr. Elk zerbiß den Zigarrenstummel im Mundwinkel. Er schlurfte ins Zimmer, nickte Tony zu, warf nachlässig einen Blick aus halbgeschlossenen Lidern auf den Trainer und setzte sich dann auf den Stuhl, den der Diener ihm zuschob. Er ließ seine Blicke durch das Zimmer wandern, über die alten Meister an der Wand, die unschätzbaren Gobelins und schmunzelte.

»Genauso denke ich mir 'ne Kaschemme«, scherzte er.

Braid schob ihm die Zigarrenkiste hin, er wählte mit Kennerblick eine Corona.

»Zigarren sind meine Schwäche«, erklärte er. »Hab' mir dieses Laster in Amerika angewöhnt. Für eine Kiste guter Odoras hätte ich den Mörder Crippen entspringen lassen.«

Er biß die Spitze ab, zündete die Zigarette an und sog schwelgerisch.

»Ich bin durchaus für Korruption und Bestechung«, gestand er. »Was ist in der Karaffe, Mr. Braid? Sieht aus wie rote Tinte. Ist es wohl auch?«

Er schob den Diener beiseite und goß sich selbst ein.

»Trinken und Rauchen sind der Ruin des unteren Mittelstandes – und Wetten«, fügte er hinzu. »Man erzählt mir, daß Ihr Gaul, Barley Tor, den Steward-Pokal gewinnen wird. Ich bezweifle das.«

»Mr. Sanford wird Ihnen darüber einige Andeutungen machen können«, wies ihn Braid zurecht.

Elk nickte.

»Ich erkannte Mr. Sanford sofort – sah sein Bild neulich in der Zeitung – ein sehr vornehmes Sportblatt. Alles Bilder von Leuten, die sich bei den Rennen wichtig tun: Lord dies und Lady das, die ehrenwerte Frau Soundso mit dem ehrenwerten Herrn Auchdabei. Das nenn' ich Vornehmheit. Nicht der ›Barley Tor‹ wird den Steward-Pokal gewinnen ...«

Er wollte weiterreden, doch da unterbrach ihn Braid.

»Sie kennen doch alle Leute, die sich auf den Rennbahnen herumtreiben?«

Elk bejahte.

»Kennen Sie einen Mann namens Rex Guelder – einen Holländer?«

Zu seinem Erstaunen bejahte Elk wieder. »Der System-Onkel. Ja, ich kenne den Mann, der für ihn Wetten bucht. Wissen Sie, wenn ein Ausländer den Rennfimmel hat ...!«

»Aber Sie meinen ganz sicher einen anderen«, rief Braid, »der Mann, den ich meine, ist ...«

»Ist Prokurist bei Julian Reef, Esquire, Millionär und das Gegenteil«, ergänzte Elk. »Ich irre mich übrigens nie,

Mr. Braid, vor allem nicht in diesem besonderen Fall. Denn ein Mitglied des Buchmacherstandes, der sich mein Freund nennt, Isidor Wayne, fragte mich, ob ich diesen armen Holländer kenne, der mit dreitausend Pfund bei ihm zu Buch steht. Und Wayne leidet lange, ehe er mal jammert.«

Trainer und Besitzer wechselten vielsagende Blicke.

»Ich will Ihnen noch etwas sagen. Guelder hat mich ja gerade auf die Spur Ihres Renommiergauls ›Barley Tor‹ gebracht. Er hat bei Wayne hoch auf ihn gesetzt.«

»Dann kiebitzt er doch!« fiel Sanford heftig ein. »Er war auf dem Rasen, als ich ›Barley Tor‹ neulich mal auslaufen ließ.«

»Warum nennen Sie ihn ›System-Onkel?« erkundigte sich Braid.

Mr. Elk seufzte schwer.

»Wenn ich irgend etwas auf der Welt hasse, Mr. Braid, dann sind es lange Erklärungen«, sagte er, »aber so nennt ihn der alte Wayne. Er setzt auf Pferde nach einem gewissen System. Dieser Guelder hat offenbar den Wissenschaftstick. Er war Professor oder so etwas, geriet aber in Schwierigkeiten und verließ Amsterdam vor einigen Jahren mit ziemlicher Plötzlichkeit – vielleicht war's auch Rotterdam. Jedenfalls war ein ›dam‹ dabei, das weiß ich genau. Wir erhielten keine Anfragen von der niederländischen Polizei. Mit dem Mädel war wohl nicht viel los. Sie war seine Freundin und starb etwas plötzlich. Einige behaupteten, es wäre Selbstmord – aber nicht viele. Jedenfalls, Guelder ist

klug. Man sagt, er beschäftigt sich damit, das – wie heißt's doch gleich? – Dingsda des Lebens zu suchen.«

»Das Elixier des Lebens?« fragte Tony.

»Das ist das Wort! Ich weiß nicht, was es bedeutet, aber es klingt fein. Und dann hat er die verrückte Idee, daß er was entdecken kann, das Blei in Gold verwandelt. Es gibt 'ne Menge in der Irrenanstalt, die dieselbe Entdeckung gemacht haben.«

Das war nun allerdings eine interessante Auskunft für Tony Braid. Er kannte Guelder vom Sehen, hatte ihn ein- bis zweimal gesprochen, doch nie hatte der feiste Niederländer die leiseste Andeutung über Pferde gemacht. Tony äußerte dies, worauf Mr. Elk nur mitleidig grinste.

»Kein Mensch läuft herum und prahlt mit seinen Laternen«, bekehrte er Braid, »außer Golfspielern. Dieser Bursche Guelder ist geradezu bares Geld für die Wetthähne. Er hat schon Tausende verloren.«

Braid war beunruhigt. Er hatte für Julian Reef wahrhaftig nicht viel übrig, war aber überzeugt, daß er von dieser sonderbaren Schwäche seines Freundes nichts wußte. Nach seiner Kenntnis der Sachlage konnten sich weder Guelder noch Reef den Verlust von Tausenden in der Woche leisten. Er kannte Julians Lage und wußte, daß er trotz seines scheinbaren Reichtums dem Ruin entgegenging. Eine Krise in Julians Geschäften aber konnte sehr leicht Frensham bedrohen – und Ursula.

Aus diesem Grund beunruhigte ihn diese Nachricht. Er bezweifelte Elks Bericht nicht eine Sekunde lang. Der dürre

Detektiv gab Auskunft über die unmöglichsten Dinge. Das Pech, das er einst bei seinem Staatsexamen gehabt hatte, zwang ihn, sich jahrelang mit einer Stellung zu begnügen, die ihm eine weit bessere Gelegenheit bot, Menschen und Dinge kennenzulernen, als wenn er sein Examen summa cum laude bestanden hätte und in Amt und Würden befördert worden wäre. Er sammelte Material über Männer und Frauen mit demselben fanatischen Eifer und Fleiß, mit dem andere Marken sammeln. Sein Gedächtnis war ein Wunder. Er konnte sich zwar nicht, wie er selbst sagte, genau an das Datum erinnern, an dem die Königin Elisabeth die Parade über ihre Armee bei Tilbury abnahm; aber er wußte genau, wo Jonny, der Fassadenkletterer, die lange Narbe am Hinterkopf her hatte und warum ein bestimmtes Mitglied der Regierung so verblüffend plötzlich gestorben war. Viele wohlverwahrt geglaubte Geheimnisse waren Elk so vertraut, daß er sie schon fast vergessen hatte. Fast – aber niemals ganz. Denn er konnte im gegebenen Augenblick aus den Fächern seines Gedächtnisses die bloßstellendsten und fatalsten Einzelheiten mancher längst vergangener, romantischer Geschichten und halbvergessener Betrügereien hervorkramen.

»Kennen Sie Lord Frensham?« fragte Braid.

Elk nickte.

»Guter Freund von Ihnen, wie? Braver Bursche, aber pleite. Ich war neulich in St. James' Street, mußte da Erkundigungen wegen einer Unterschlagung einziehen. Ich warf dabei einen Blick in sein Büro. Wissen Sie, daß er ein Büro in St. James' Street hat?«

»Das ist eins von den wenigen Dingen, die ich weiß«, scherzte Tony. »Lord Frensham ist Direktor mehrerer Gesellschaften, die ihren Sitz in seinem Büro haben.«

»Na ja, das wissen Sie«, gab Elk zu, »aber ich wette, die Geschichte seiner Etagenwohnung kennen Sie nicht – jedenfalls war das mal eine Wohnung ...«

Er blickte auf, denn die Tür wurde geöffnet, und der Diener erschien. Braid hatte das Telefon läuten hören und war beim Eintritt des Dieners schon auf dem Sprung. Er wußte sofort, daß es ein wichtiger Anruf war, denn er hatte strenge Weisung gegeben, ihn nur in diesem Fall zu stören.

»Lady Frensham.«

Braid eilte in sein Arbeitszimmer und nahm den Hörer.

»Sind Sie es, Tony?« Ursulas Stimme klang nervös, etwas verängstigt, schien ihm, und er wurde unruhig.

»Können Sie schnell mal herkommen? Vater ist noch nicht zum Essen nach Hause gekommen. Irgendwas Schlimmes muß passiert sein.«

»Ich bin in fünf Minuten bei Ihnen«, rief er. »Machen Sie sich keine Sorge. Es ist doch noch nicht so spät.«

»N – nein, nur bat er mich ausdrücklich, auf ihn zu warten. Er habe mir etwas Wichtiges mitzuteilen.«

Tony Braid ging zu seinen Gästen zurück, entschuldigte sich bei Sanford und war wenige Minuten später mit Elk unterwegs nach Hampstead.

»Was ist mit Frensham?« fragte Elk.

»Nichts Besonderes«, wich Tony aus.

»Merkwürdig, daß die junge Dame sich dann so über sein Ausbleiben beunruhigt.«

Da sagte Braid: »Ich kann es Ihnen ja sagen, Elk. Sie sind immer ein anständiger Kerl gewesen. Ihre Diskretion hat manche Probe bestanden. Frensham ist in einer heiklen Lage. Gerade vor Tisch heute abend hat er mich angerufen und gefragt, ob ich ihm fünfundsiebzigtausend Pfund borgen könne.«

Elk pfiff durch die Zähne.

»Natürlich haben Sie nein gesagt!« orakelte er. »Ich bin gegen die Pumperei. Wenn ich all das Geld hätte, das ich schon verliehen habe, wäre ich ein Rothschild.«

»Ich habe selbstverständlich ja gesagt«, bekannte Braid gelassen, »und habe ihm den Scheck durch einen Dienstmann ins Büro geschickt.«

»Warum fahren wir da nicht lieber erst ins Büro?« schlug Elk vor. Braid schüttelte den Kopf.

»Ich rief ihn eine Stunde, nachdem ich ihm das Geld geschickt hatte, an, um zu fragen, ob die Summe genüge, doch es meldete sich niemand.«

»Ist der Scheck abgegeben worden?«

Elk war merkwürdig interessiert.

»Ja. Der Dienstmann kam zurück und sagte, er habe ihn Frensham gegeben.«

Elk stellte weiter keine Fragen. Gleich darauf erreichten sie das Haus und fanden Ursula wartend vor der Tür. Braid hielt den Wagen an und sprang heraus. Elk verschwand im Hintergrund.

Als Braid Ursulas Hand ergriff, fühlte er, wie sie zitterte.
»Warum regen Sie sich auf?« fragte er sanft. »Was ängstigt Sie so, meine Liebe?« Er streichelte zärtlich ihre Hand.
»Ich sollte Angst haben – Ihr Vater hat mir verboten, sein Haus zu betreten, und hier stehe ich und beruhige seine Tochter.«

Doch Ursula ging nicht auf den scherhaften Ton ein.
»Tony«, warnte sie leise. »Julian ist hier, er kam vor einer Viertelstunde. Er sagt, er sei in Vaters Büro gewesen, habe ihn aber nicht angetroffen.«

»Julian ist hier?« fragte Braid betroffen. »Das ist mir sehr unangenehm. Da wird mir nichts weiter übrigbleiben, als nett zu ihm zu sein.«

Wenn er etwa Zweifel über Julians Haltung ihm gegenüber gehegt hatte, so wurden sie behoben, sobald er das Haus betrat. Der junge Mann mit dem roten Gesicht durchmaß mit großen Schritten die breite Diele. Er eilte sofort auf ihn zu.

»Ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen, Braid«, sagte er. »Ich bin Ihnen nicht länger bös wegen Ihres linken Hakens.« Dann sprach er rasch in einem ernsteren Ton weiter. »Ich bin wegen Frensham beunruhigt. Er war heute nachmittag in meinem Kontor, wir hatten eine offene Aussprache über allerlei Aktien. Ich sollte ihm ein Depot aushändigen, das ich für Ursula verwahrte. Tatsächlich hat er diese Aktien bereits seit drei Monaten im Besitz. Er benahm sich so merkwürdig, daß ich ihn für krank hielt. Ich wollte Ursula anrufen, aber ich wollte sie nicht erschrecken.«

Sie waren im Salon. Es war eine heiße Nacht. An der sachten Bewegung der Gardinen erkannte Braid, daß die bis zur Erde niederreichenden Fenster offenstanden.

»Ich rief heute abend in seinem Büro an«, fuhr Julian fort, »und kam hierher, weil sich niemand meldete.«

»Arbeitet er oft so spät in seinem Büro?« fragte Braid, die Augen fest auf den jungen Mann gerichtet.

»Sehr oft.« Ursula gab die Antwort. »In letzter Zeit ist er Nacht für Nacht dort gewesen. Ich glaube, er macht sich große Sorgen um die Lulanga-Gesellschaft. Ich würde mich gar nicht beunruhigen, wenn er sich nicht so bestimmt mit mir für halb neun Uhr verabredet hätte. Er weiß, daß ich seinetwegen einen Theaterbesuch aufgegeben habe.«

Braid rieb sich nachdenklich das Kinn. Seine Augen durchforschten noch immer Julian Reefs Züge.

»Ich werde nach St. James' Street fahren und nachsehen, was ihn aufhält«, entschied er.

»Ich komme mit«, erbot sich Julian.

Doch Braid schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig, danke sehr. Da draußen wartet ein Freund auf mich – Inspektor Elk. Vielleicht haben Sie schon von ihm gehört?«

»Elk?«

Selbst Ursula fiel die Veränderung in Julians Stimme auf. Sie klang plötzlich hart. Er schrie das Wort fast.

»Elk? Der lange Patron? O ja, den kenne ich. Er ist hier? Wie seltsam!«

Sein Gesicht wechselte dauernd die Farbe.

»Ja, ich bin ihm schon begegnet«, fuhr er fort. »Ein drolliger Vogel von Scotland Yard, der meistens über Bildung phantasiert. Dann brauchen Sie mich also nicht.«

Als Braid auf die Straße kam, saß Elk auf dem Trittbrett seines Wagens, eine Zigarre zwischen den Zähnen.

»Lady Frensham ist über ihres Vaters Ausbleiben arg in Unruhe«, berichtete Tony. »Ich fahre in sein Büro.«

»Ich weiß«, sagt Elk, während er in den Wagen kletterte. »Dem Burschen Reef hat es ja einen ordentlichen Schock gegeben, als er hörte, daß ich hier bin. Aber wenn er sagt, daß ich von nichts anderem als von Bildung phantasiere, lügt er infam!«

»Nanu?« staunte Braid.

»Ich habe am Fenster gehorcht«, erklärte Elk gelassen. »Ich finde, das ist eins der einfachsten Mittel, sich zu unterrichten: horchen und schweigen. Und was ist das mit den Aktien und dem Scheck? Großer Herr, dieser Reef – denkt in Millionen, spricht in Zehntausenden und zahlt in Sechsern.«

Als sie zu dem Büro kamen, fanden sie das Tor verschlossen. Braid wollte nach Hampstead zurückkehren, doch der Detektiv drang darauf, daß man einen Versuch mache einzudringen.

»In dem Gebäude gibt es einen Portier und eine Menge Reinemachefrauen, das weiß ich genau. Bummern Sie mal gegen die Tür.«

Braid tat es, und nach kurzer Zeit öffnete eine Reinemachefrau die Tür einige Millimeter und ließ sie ein, als Elk sich als Kriminalbeamter auswies.

»Nein, Sir, wir waren noch nicht in Lord Frenshams Büro«, gab sie Auskunft. »Das ist eine ganz geheimnisvolle Sache: wir haben alle Schlüssel ausprobiert, aber keiner paßt. Meine Kolleginnen sagen, es muß von innen verriegelt sein.«

Sie stiegen zur zweiten Etage hinauf, und die Frau überzeugte sie, daß die Tür mit Hilfe der Schlüssel nicht zu öffnen war. Es war eine typische Bürotür, die obere Hälfte aus Milchglas mit der Inschrift ›Lulanga-Öl-Aktiengesellschaft‹.

»Unter diesen Umständen«, sagte Elk, »ist alles gerechtfertigt. Borgen Sie mir mal Ihren Handfeger, junge Frau.«

Die Alte reichte ihm einen kurzen Handfeger und trat auf sein Geheiß zurück. Zwei Hiebe zerschmetterten die Scheibe. Elk entfernte sehr vorsichtig die Scherben, ehe er seine Hand hindurchstreckte und den Riegel zurückschob. Dann reichte er den Handfeger mit einem liebenswürdigen Lächeln zurück.

»Jetzt könnt ihr beiden Damen mal verschwinden. Wenn wir euch brauchen, werden wir rufen«, sagte er.

Zögernd verschwanden die Frauen in den unteren Regionen. Sie witterten eine Sensation.

»Ich hoffe, Ihre Magennerven sind ziemlich kräftig«, sagte Elk, denn er hatte schon gesehen ...

Ein Knipsen, und das Licht flammte auf. Frensham lag vorgebeugt über dem Schreibtisch, den Kopf auf einer Hand liegend. Das weiße Löschkpapier war blutbespritzt. Die geballte weiße Faust, die auf dem Tisch lag, umfaßte einen Revolver.

Elks sachliche Stimme brachte Tony Braid wieder zu sich.

»Dort ist ein Fernsprecher. Rufen Sie doch mal die Polizeiwache an. Sagen Sie, daß es sich um einen Todesfall handelt. Wir brauchen den Polizeiarzt.«

»Tot?« flüsterte Tony. »Großer Gott!«

Elk blickte nachdenklich auf die starre Gestalt. Dann sah er ein Blatt Papier. Es lag nicht auf der Unterlage, sondern ein wenig zur Seite.

Der Detektiv nahm es und las stirnrunzelnd die Zeilen.

»Kennen Sie die Handschrift?«

Tony nickte. Es war ohne Zweifel die Frenshams. Hastig las er die verhängnisvolle Botschaft:

›Seit Jahren habe ich mich in törichte Spekulationen eingelassen. Ich bekenne, daß ich Gelder unterschlagen habe. Näheres ergibt die nachfolgende Aufstellung. Ich habe mein Leben verwirkt ...‹

Hier brach das Schreiben plötzlich ab.

»Ist das Frenshams Handschrift?« forschte Elk wieder.

»Zweifellos«, flüsterte Braid und starrte gebannt auf die stille Gestalt.

Er hatte den Tod in mancherlei Gestalt gesehen. Doch etwas Erschütterndes, Furchtbare lag über diesem hingestreckten Körper.

Während Braid telefonierte, ging Elk zum Fenster, öffnete es, lehnte sich hinaus und leuchtete mit seiner Taschenlampe hinab. Dann schloß er das Fenster.

Neben dem Schreibtisch stand ein Papierkorb, dessen Boden mit zerrissenem Papier bedeckt war. Er schüttete den Inhalt auf den kleinen Tisch, auf dem der Fernsprecher stand, und prüfte ihn sorgfältig.

»Ihren Brief und Scheck scheint er erhalten zu haben«, sagte Elk nach einer Weile und zeigte auf einen kleinen Haufen Papier, den er ausgesondert hatte.

»Hier ist der Scheck, zerrissen – wenigstens halte ich ihn dafür.«

Ehe Braid die einzelnen Fetzen des rosa Streifens zusammensetzen konnte, wußte er, daß es der Scheck war, den er geschickt hatte.

»Das wollen wir aufheben.« Elk nahm vom Tisch ein Kuvert und legte die Papierschnitzel vorsichtig hinein. »Den Brief und das Kuvert auch. Es sieht aus, als wäre er ungeöffnet zerrissen worden.«

Eine Viertelstunde später erschien der Polizeiarzt und unterzog die Leiche einer kurzen Untersuchung. Der Tod war sofort eingetreten.

»Jetzt haben Sie eine schwere Aufgabe vor sich«, sagte Elk.

Tony nickte und schritt langsam die Treppen hinab, Ursula die Trauerbotschaft zu überbringen.

Sie stand noch wartend vor der offenen Tür des Hauses. Ein Blick auf ihr Gesicht verriet ihm, daß sie schon alles

wußte und daß der tragischste Teil seiner Aufgabe bereits erfüllt war.

»Kommen Sie herein, Tony.«

Sie war sehr blaß, doch ihre Stimme klang merklich fest.

»Mr. Elk hat mich schon angerufen – er hat mir zwar nicht alles gesagt, aber ich ahne es. Ist Vater tot?«

Tony nickte.

»Entsetzlich!« Sie schlug die Hände vors Gesicht, und ein Schauer überrieselte ihre Gestalt. »Weiß es Julian?« ächzte sie mit erstickter Stimme.

»Ist er nicht hier?« fragte Braid erstaunt.

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, er ging gerade, bevor Mr. Elk anrief. Ich erzählte ihm, wie gut Sie gegen Vater gewesen sind ... Ich meine – das Geld, das Sie ihm heute abend schickten.«

Braid starrte sie an.

»Woher wissen Sie, daß ich ihm Geld geschickt habe?«

Sie antwortete erst, als sie in dem holzgetäfelten Speisezimmer die Tür hinter sich geschlossen hatte.

»Vater erzählte mir, daß er in Not sei und sich an Sie gewandt habe. Er sagte es mir telefonisch.«

»Aber Sie wußten doch nicht ...«

»Ich kenne Sie, Tony«, sagte sie voller Vertrauen. »Wenn er Sie um Geld bat, dann haben Sie es ihm geschickt. Er war dessen nicht so sicher, mein armes Väterchen. Er bat mich, ihn um halb neun Uhr hier zu treffen.«

Sie war sehr ruhig, sehr tapfer.

Er hatte sie jetzt nicht mit einem Gespräch über Geld-

angelegenheiten belästigen wollen und wunderte sich ein wenig, daß sie dieses Thema berührte.

»Glauben Sie, daß mein Geld verloren ist?« fragte sie unbeteiligt. »Ich habe mit Vater nie darüber gesprochen. Er war darin ziemlich schwierig und kribbig. Meine Dividenden kamen regelmäßig alle Halbjahre ein. Ich hatte eine recht bedeutende Summe auf der Bank.«

»Wie lange hat er Ihr Vermögen verwaltet?« fragte Braid. Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht. Es war mir ganz neu und etwas überraschend, daß Julian meine Aktien überhaupt an Vater ausgehändigt hat.« Sie machte eine kleine Pause, ehe sie fortfuhr. »Wahrscheinlich halten Sie mich für herzlos, daß ich jetzt darüber spreche. Begreifen Sie, Tony, welche Verantwortung Sie tragen?«

Er blickte sie verwundert an. »Ich?« fragte er.

»Sie sind Vaters Testamentsvollstrecker. Er hat seinen letzten Willen, den er vor Jahren aufgesetzt hat, nicht geändert. Er sprach noch heute morgen darüber, als er so erzürnt auf Sie war, und erklärte, er würde es ändern. Ich glaube, er wollte Julian an Ihre Stelle setzen. Sie hassen Julian, nicht wahr?«

»Ich liebe ihn nicht sehr, aber ich will in diesem traurigen Augenblick die Dinge nicht schwerer machen, als sie schon sind, und meine Gefühle vollkommen zurückstellen«, antwortete er.

»Ich hatte ihn eigentlich immer ganz gern«, gestand sie. »Er kann sich meisterhaft beherrschen. Das imponiert mir.

Aber sein Partner oder was er sonst ist, flößt mir Grauen ein.«

»Guelder?« fragte Tony schnell.

Sie nickte.

»Ich hatte keine Ahnung, daß Sie ihn kennen«, sagte er erstaunt.

Sie schwieg. Er drang nicht weiter in sie. Doch es war für ihn eine neue und seltsame Entdeckung. Er fühlte, daß hinter der zufälligen Erwähnung dieses Vertrauten Julian Reefs ein Geheimnis stand, eine Andeutung von Furcht, die freilich nur seine Feinfühligkeit empfand.

Es war halb drei Uhr, und der Morgen graute, als Elk Braids Haus betrat. Er fand den Hausherrn in einem seitlichen Schlafrack.

»Schade, daß Sie ausgezogen sind«, sagte er. »Ich wollte Sie um die persönliche Liebenswürdigkeit bitten, mich nach St. James' Street zu einer kleinen Visitation zu begleiten. Wie geht's der jungen Dame?«

»Ich habe sie überredet, bei einer Freundin in Hampstead zu übernachten«, sagte Tony. Elk nickte nachdenklich. »Den Gang nach St. James' Street begrüße ich als willkommene Ablenkung. Ich würde heute nacht doch kein Auge schließen.«

Er war unter dem Schlafrack bis auf Jackett und Schuhe vollständig bekleidet. Während der Diener sie holte, berichtete Elk die letzten Neuigkeiten.

»Ich habe den Dienstmann verhört, der Ihren Scheck

überbracht hat. Klingt ein bißchen sonderbar. Um drei Viertel acht kam er ins Büro; die Tür war verschlossen. Frensham öffnete nicht, sondern fragte, wer da sei, und befahl ihm, den Brief unter der Tür durchzuschieben. Ich habe die Empfangsbescheinigung, die er dem Dienstmann ebenfalls durchgeschoben hat, in der Tasche – nur ein ›F‹, das nicht viel besagt.«

»Welchen Grund gab Frensham für sein Verhalten an?«

»Er sagte, er ziehe sich um«, berichtete Elk. »Tat er wirklich manchmal. Ich fand einen kleinen Schrank mit Kleidern in seinem Büro. Merkwürdig, daß er das Kuvert ungeöffnet zerrissen haben sollte«, grübelte er. »Kannte er Ihre Handschrift?«

»Die Adresse war mit der Maschine geschrieben«, antwortete Tony. »Ich hatte noch eine Anzahl adressierter Kuverts da, weil ich mit Frensham früher in reger Korrespondenz stand.«

»Hm!« machte Elk nachdenklich. »Vielleicht glaubte er, es wäre wieder eine Rechnung. Die liegen zu Dutzenden in seinem Schreibtisch. Er war nicht sehr korrekt in Geldsachen.«

Tony zog Schuhe und Jackett an und erklärte, daß er startbereit sei. Doch Elk blieb sitzen.

»Ich kannte jene Wohnung, ehe Büroräume daraus wurden«, erzählte er. »Dort verkehrten mehr Einbrecher als in irgendeiner anderen Etagenwohnung Londons.«

Tony hielt diese Betrachtungen für anekdotenhafte Ausflüge Elks. Er hätte den Mann aber so weit kennen müs-

sen, um zu wissen, daß seine Worte immer irgendeine konkrete Bedeutung hatten.

Plötzlich erhob sich Elk und ging wortlos zur Tür. Draußen an der Ecke fanden sie eine Taxe, die sie zur St. James' Street brachte.

Vor der Tür des Bürogebäudes stand ein Schutzmann Wache.

»Geniale Idee!« schnaubte Elk bitter, während sie zum zweiten Stock hinaufstiegen. »Er könnte ebensogut im Innern einer Litfaßsäule Wache stehen!«

Er schloß die Tür mit der zerbrochenen Scheibe auf und ließ Braid in das Totenzimmer eintreten. Von der Tragödie, die sich hier abgespielt hatte, war kaum noch etwas zu sehen. Frenshams Leiche war entfernt worden, auch die blutbefleckte Schreibunterlage hatte man fortgenommen. Nur auf dem Tisch waren noch einige verräterische Flecke.

»Ich wollte ...«, begann Elk.

Plötzlich hielt er inne. Braid sah ihn auf das Fenster starren. Auch dort war eine Scheibe zertrümmert, glitzernde Splitter lagen auf dem Teppich unterhalb des Fensters. Elk sprach nicht sehr viel, sah aber eine Sekunde lang höchst unglücklich drein.

»Scheibe zerschlagen, Riegel geöffnet – und ich habe diesem verdammten – diesem Herrn befohlen, einen Mann vor die Tür zu postieren – vor diese Tür natürlich!«

Er zeigte auf die Bürotür.

»Was ist geschehen?« fragte Tony.

»Jemand ist hier gewesen – weiter nichts, kam von

draußen. Natürlich war's kein Reporter – so was tun Reporter nur in Romanen.«

Er zog das Fenster hoch, lehnte sich hinaus, schwang sich dann zu Braids Entsetzen über das Fensterbrett und entschwand. Anthony Braid glaubte für einen Augenblick, Elk sei verrückt geworden. Aber eine klare Stimme beruhigte ihn, als er voll Furcht in die Dunkelheit der Nacht hinausblickte.

»Alles in Ordnung«, rief Elk. »Auf diesem Wege pflegen die Herren Einbrecher ihre Visiten abzustatten. War für sie genauso leicht wie Marmelade schlecken.«

Er stand auf einem schmalen Eisenbalkon, der dicht unter dem Fenster hinlief und an einer Wendeltreppe endete.

»Eine Fensterleiter«, erläuterte Mr. Elk. »Man kann es auch ›Einbrechers Freudensteg‹ nennen. Helfen Sie mal!«

Tony faßte des Beamten Hand und zog ihn kraftvoll durchs Fenster herein.

»Glauben Sie, daß hier jemand eingebrochen hat, nachdem die Leiche entfernt wurde? Wozu?«

Elk wiegte den Kopf. »Um etwas zu klauen – die bewußten geheimen Dokumente, von denen man immer im Film spricht – man kann nie wissen. Oder die Familienkleinodien. Oder den Brief, in dem der rechtmäßige Erbe genannt wird.«

»Lassen Sie die Scherze. Was glauben Sie nun wirklich?«

Elk konnte keine Auskunft geben. »Wenn ich Ihnen das sagen könnte, dann wüßte ich eine Menge Dinge, die noch kein Mensch ahnt – vorläufig!«

Er begann nun, das Büro systematisch abzusuchen. Es war früher eine Dreizimmerwohnung gewesen, von der jetzt zwei Zimmer von dem recht zahlreichen Büropersonal benutzt wurden.

»Was mich an Ihnen wundert«, sagte Elk, als sie nach beendigter Untersuchung das Gebäude verließen, »ist Ihr Mangel an Neugier. Sie haben mich noch gar nicht gefragt, wie Frensham sich eigentlich erschossen hat.«

»Ich stelle niemals überflüssige Fragen«, erwiderte Braid.

8

Zwei düstere Tage voller polizeilicher Untersuchungen und die unvermeidliche Totenschau folgten. Das Totengericht gelangte zu dem Urteil: »Selbstmord im Zustand geistiger Umnachtung.«

Glücklicherweise brauchte Ursula an diesem Verfahren nicht teilzunehmen. Am Tage der Totenschau fuhr sie aufs Land. Sie verabschiedete sich telefonisch von Braid und lehnte sein Anerbieten, sie in seinem Wagen nach Somerset hinauszufahren, liebenswürdig ab. Gern hätte sie auch auf den Besuch verzichtet, den Julian ihr wenige Minuten vor ihrer Abfahrt abstattete.

Zwei lange Briefe hatte sie von ihm erhalten, aber noch nicht gelesen. Er hatte wiederholt Versuche gemacht, sie zu besuchen, doch sie hatte immer einen Grund gefunden, ihn nicht zu empfangen.

Weshalb sie sich so ablehnend gegen ihn verhielt, wußte sie selbst nicht. Nur das war ihr klar, obwohl sie noch nicht wagte, es sich einzugeben: die Nachricht vom Tod ihres Vaters hatte ihr, so tragisch sie ihn auch empfand, ein Gefühl der Befreiung gegeben. Sie suchte sich über dieses Gefühl Rechenschaft abzulegen. Vielleicht hing es mit Julian zusammen. Sie hätte ihn nie geheiratet; aber dieser Wunsch ihres Vaters, wenn er auch unausgesprochen geblieben war, hatte sie doch insgeheim bedrückt. Dieser Druck lastete jetzt nicht mehr auf ihr. Sie war Herrin ihres Geschickes, war frei und ungebunden.

Sie hatte ihren Vater geliebt. Sein grauenvoller Tod war für sie ein vernichtender Schlag. Doch jetzt empfand sie erst, daß sie sich innerlich nie recht nahegestanden hatten, daß der Vater von seiner Jagd nach Reichtum so ausschließlich erfüllt war, daß für seine Tochter nur wenig Platz in seinen Gedanken und in seinem Herzen blieb.

Als sie eben die Handschuhe anzog und einen letzten Blick über die Stätte ihrer Kindheit und Jugend gleiten ließ, meldete die Zofe Julian. Sie konnte ihn nicht abweisen, denn Reef trat bereits herein. Er trug Trauer. Sein schwarzer Schlipps und der breite schwarze Flor um Hut und Ärmel erschienen ihr ein wenig vorsintflutlich und, aus gewissen Gründen, unangebracht.

»Ich versuche fortwährend seit dieser gräßlichen Geschichte, dich zu erreichen«, begann er.

»Ich habe jetzt fünf Minuten Zeit für dich«, sagte sie.

Ihre Kälte ging ihm auf die Nerven. Sie war durchaus

nicht das gefügige, willfährige Mädchen, das er erwartet hatte.

»Nein ... deine Lage ... und all dies ...«, versuchte er zögernd. »Ich weiß nicht, was dein Vater dir hinterlassen hat, aber ich kann mir denken, daß seine Geschäfte ein einziges Chaos sind. Selbstverständlich darfst du keine Not leiden. Wahrscheinlich wird man das Haus hier verkaufen ...«

»Weshalb?« unterbrach sie. »Das Haus gehört mir. Weißt du das nicht?«

Ihre Sicherheit machte ihn verstört.

»Der Tod deines armen Vaters scheint dir nicht sehr nahezugehen – nicht so nahe, wie man eigentlich erwarten sollte«, warf er ihr vor. »Das geht mich natürlich nichts an. Aber du solltest dich doch an all die Wohltaten deines Vaters erinnern ...«

»Ich halte es durchaus für überflüssig, daß du mir gute Lehren erteilst. Im übrigen bin ich so erschüttert von meinem Unglück, daß alle Äußerlichkeiten unwichtig sind. Du mußt schon entschuldigen, wenn ich nicht Trauer trage und heule – Vater wäre sicherlich der letzte, der darauf Wert legte.«

Dann folgte ein peinliches Schweigen, und alle seine wohldurchdachten Worte entfielen ihm.

Er suchte nach einem anderen Weg.

»Man erzählt sich in der City, daß Braid Testamentsvollstrecker ist. Das ist unerhört, wenn man bedenkt, wie dein Vater zu ihm stand. Ich bin fest davon überzeugt, wenn dein Vater dazugekommen wäre, hätte er sein Testament

geändert. Lord Frensham hat diesen Halunken geradezu gehaßt.«

Sie blickte ihn skeptisch an.

»Der Haß kann nicht so furchtbar gewesen sein, wenn er ihn noch im letzten Augenblick um Geld bat«, erklärte sie ruhig. »Das sieht nicht nach Todfeindschaft aus. Außerdem vergiß nicht, daß Tony mir ein sehr lieber Freund ist.«

»Das merke ich!« Er lächelte anzüglich. Doch sie übersah die Beleidigung.

»Er konnte das Unglück zwar nicht verhindern, aber er wollte helfen. Mir gegenüber ist er stets hilfsbereit gewesen – und dir gegenüber doch wohl auch.«

Wütend fuhr er auf. »Ich verstehe nicht, worauf du abzielst. Inwiefern ist Braid zu mir freundlich gewesen? Ich habe davon nichts bemerkt.«

»Das werde ich dir gleich sagen.« Sie hatte jetzt ihre Handschuhe zugeknöpft. »Er riet mir, nicht allzu genau zu untersuchen, wo die sechzigtausend Pfund geblieben sind, die du für mich verwaltet hast ...«

»Dein Vater hat sie!« schrie Julian überlaut. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

Sie überhörte den Einwurf.

»Tony und ich sind ferner übereingekommen, nicht weiter nachzuforschen, zu welchem Zeitpunkt und an wen meine Aktien ausgehändigt worden sind. Es dürfte nicht allzu schwer sein, solche Transaktionen noch nachträglich festzustellen, mein lieber Julian. Ich persönlich versteh-

nichts von Geschäften und von der Börse, aber so viel weiß ich doch, daß Tony im Handumdrehen heraus hätte, was mit meinen Aktien geschehen ist.«

»Ich kann dir die Zessionen ...«, begann er, brach aber gleich wieder ab. Der Zweifel in ihren Augen erbitterte ihn.

»Ursula, wenn ich bedenke, daß du bald meine Frau sein wirst, erscheint mir dein Benehmen geradezu unerhört!«

Es war ein kühner Streich, den er führte. Er setzte alles auf eine Karte und wußte, daß er verloren hatte, noch ehe er sie ausspielte.

»Ich glaube, dieses Thema ist ein für allemal erledigt«, sagte sie sehr ruhig.

Die Unterhaltung nahm für ihn einen bösen Verlauf. Er war gekommen, um unter dem Deckmantel des Mitgefühls Näheres über jene Erbschaft zu erfahren, von der Frensham kürzlich gesprochen hatte. Der Onkel hatte angedeutet, Ursula werde eine sehr reiche Frau werden. Zum erstenmal hatte Reef von dieser Aussicht gehört. Die Neugier quälte ihn, Näheres darüber zu erkunden. Doch plötzlich sah er sich in die Verteidigung gedrängt, sah sich einer kaum versteckten Anschuldigung gegenüber. Denn über den geheimen Sinn des Verzichts, den Ursula ihm großmütig in Aussicht stellte, war ein Zweifel kaum möglich.

Er war bestürzt und erschreckt. Sein Geheimnis und seine Unterschlagung waren also aufgedeckt. Er mußte alle Energie und Entschlossenheit zusammenraffen, um den panischen Schrecken, der ihn packte, niederzuringen und nicht zu fliehen.

»Ich weiß nicht ... du sagst da Dinge ...« Er sprach ohne Zusammenhang, verlegen und suchte vergeblich, seine Furcht zu verbergen. »Du hast dich offenbar von Lügen überrumpeln lassen. Dieser gerissene Kerl! Unglaublich! Du wirst doch hoffentlich nicht auf ihn hören! Nach all diesen langen Jahren ...«

Jetzt war er für Ursula endgültig erledigt. Es war für sie erschütternd, diesen Mann, dem sie vertraut, an dessen Rechtlichkeit sie geglaubt hatte, als bescholtenen Bettler vor sich zu sehen. Denn jetzt bettelte er, bettelte bebend vor Angst, sie könne mehr wissen, viel mehr, als sie verraten hatte, und war tief gedemütigt bei dem Gedanken, daß sie schon so viel wußte.

»Um Himmels willen, Ursula, nimm Vernunft an! Ich begreife, welch ein schrecklicher Schlag es für dich gewesen ist ... Deines Vaters Tod und alles ... aber glaub doch nicht so schreckliche Dinge von deinem besten Freund! Du kennst doch Braids Ruf – miserabel ist er! Er lebt von Lügen, hat sein Vermögen auf Betrug aufgebaut ...«

Als er so weit gelangt war, öffnete sie ihm die Tür. Er wollte noch etwas Letztes, Entscheidendes, Vernichtendes sagen, doch er war völlig benommen und verstört und konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Sie sah ihn die Auffahrt hinabgehen und seufzte erleichtert. Zum erstenmal seit jener entsetzlichen Nacht, in der Elk sie angerufen und ihr den Tod ihres Vaters mitgeteilt hatte, empfand sie ein Gefühl der Erlösung und Befriedigung.

Kaum war sie in Somerset eingetroffen, schrieb sie einen langen Brief an Tony:

›Ich will jetzt robust und rücksichtslos sein und vergessen, vergessen und vergessen! Wenn ich mich nicht von diesem Grauen befreie, werde ich wahnsinnig ... Ich achte Vater und die Erinnerung an ihn und bin mit ihm durch tausend Bande verbunden. Aber wahrscheinlich bin ich sehr gefühllos, wenn ich Gott danke, daß Vater sich immer, auch mir gegenüber, so reserviert verhielt, daß sein Tod mir nicht den wertvollsten Teil meines Lebens entrissen hat ... Hoffentlich gehen Sie zum Rennen und grämen sich nicht um mich ... Der Butler hier möchte zu gern wissen, ob Barley Tor auch bestimmt siegen wird. Was soll ich ihm sagen? Ich habe Sie noch nie um einen Tip gebeten. Sie müssen mir also dieses Mal den Gefallen tun.‹

Braid war in Ascot und hatte alle Hände voll zu tun. Er lehnte die Aufforderung des Anwalts, Frenshams Papiere mit ihm durchzusehen, rundweg ab und antwortete, er würde seine Pflichten als Testamentsvollstrecker erst ernsthaft aufnehmen, wenn er etwas Abstand von den düsteren Erinnerungen gefunden hätte.

Tony war durchaus nicht nur ein liebenswürdiger Rennstallbesitzer. Seine Pferdekenntnis war nicht schlechter als seine Menschenkenntnis. Wenn er ein Pferd galoppieren sah, wußte er untrüglich, was das Tier wert war.

Eines Morgens fuhr er früh nach Newbury, um die letzte Arbeit seiner Pferde zu überwachen. Nach dem Frühstück ritt er mit seinem Trainer zur Rennbahn.

»Dort drüben ist das Haus, von dem ich neulich sprach – das Haus des Holländers«, erklärte Sanford und zeigte mit der Reitgerte auf ein weitläufiges altes, rotes Gebäude, das abseits der Straße stand. Es war arg vernachlässigt, der Garten ein Urwald von Unkraut; zwei schmierige Fensterscheiben im Obergeschoß waren zerbrochen.

»Vorigen Sonntag war er wie gewöhnlich hier, ganz fraglos ist er ein Kiebitz. Mein oberster Stalljunge erzählt mir, er lungere im Dorfwirtshaus umher und versuche Auskünfte über Barley Tor zu erschleichen.« Er lachte leise.

»Ist er jetzt hier?« fragte Tony.

»Das wollte ich Ihnen gerade erzählen. Sonst kommt er immer erst Freitag abend oder Sonnabend früh, aber dieses Mal tauchte er schon gestern auf. Sicherlich werden wir ihn auf der Rennbahn treffen. Eine ziemlich peinliche Sache, da Sie ja die Pferde heute morgen ernstlich ausprobieren wollten.«

»Macht nichts. Gar nicht peinlich«, erwiderte Braid, »ich kann mir gar nichts Besseres wünschen.«

Sanford starre ihn verwundert an, doch Tony fuhr vergnügt fort: »Wenn Mr. Rex Guelder so erpicht auf die Aussichten meines Pferdes im Steward-Rennen ist, so wollen wir vor ihm keinerlei Geheimnisse haben.«

»Da ist er«, unterbrach plötzlich Sanford.

Sie ritten die weiße Chaussee hinab, die quer durch die Wiesen führte. Das Gelände steigt hier von der Straße hügelig an. Auf der Kuppe der Anhöhe stand die merkwürdige Gestalt des Mr. Rex Guelder, merkwürdig wegen seines Strohhutes, seines langen schwarzen Rocks und seiner hellen braunen Stiefel. Unter den Arm geklemmt hielt er einen Schirm. Seine Hände waren in hellgelbe Handschuhe gezwängt. In seinem großen, häßlichen Mund hing eine jener dünnen Zigaretten, wie sie Damen rauchen.

Als Tony an dem Hügel vorbeiritt, wandte Guelder sich um und schwenkte den Hut.

»Guelder!« bellte er und stellte sich unbeholfen mit einer steifen, kleinen Verbeugung vor. »Habe ich das große Vergnügen mit Mr. Braid –? Wenn ich mich nicht täusche, haben wir uns schon geschäftlich in der City getroffen.«

Braids Augen funkelten.

»Ich wußte nicht, daß Sie sich auch für den Rennsport interessieren«, sagte er.

»Nur wenig«, wehrte Guelder hastig ab, »nur ganz wenig. Ich komme lediglich heraus, um mir die herrlichen Pferde anzusehen und die Sorgen der Börse zu vergessen. Hier stehe ich, lasse mir Gottes Wind um die Nase wehen und freue mich meines Lebens.«

Braid blickte hinauf zu diesem feisten, brutalen Gesicht, um das der Wind des lieben Gottes sehr unverdient spielte,

und betrachtete zum erstenmal eingehend diesen Mann, der seine Neugier erweckt hatte. Elk hatte ihm manche sonderbare Geschichte über Rex Guelder erzählt. Selbst die schlimmsten konnte man bei diesen abstoßenden Zügen glauben.

»Wenn Sie Interesse an Pferden haben, sehen Sie sich doch vielleicht unsere Morgenarbeit an?« lud er ihn ein.

Der Mann strahlte.

»Es wäre mir eine große Ehre«, gestand er. »Für welches Rennen trainieren Sie?«

»Den Steward-Pokal«, erklärte Tony zur Erstarrung seines Trainers. »Ich lasse zwei Pferde laufen. Ich will sie jetzt mit drei oder vier anderen in vollem Rennpace sechs Viertelmeilen laufen lassen. Dann werden Sie mit eigenen Augen den vermutlichen Sieger erkennen.«

Er sah etwas wie Argwohn in den hinterlistigen Augen unter den dicken, verquollenen Lidern aufdämmern.

»Ich bin sehr begierig«, sagte Guelder und trottete neben Tonys Pferd her.

Sie kamen zu einem Platz, auf dem ein halbes Dutzend Pferde im Kreise einherschritt. Guelder trat beiseite und beobachtete gespannt, wie ihnen die Decken abgenommen und die letzten Vorbereitungen getroffen wurden. Zwei der Pferde wurden herangeführt. Entgegenkommend teilte Tony ihm deren Namen mit, obwohl das, wenigstens bei dem einen, unnötig war.

»Das ist Barley Tor, auf den, wie ich höre, von aller Welt gesetzt wird. Das andere ist die sehr schnelle Stute

Lydia Marton. Eine Dreijährige. Wenn Sie ein Rennfanatiker sind, kennen Sie sicher ihre Geschichte. Im Frühling lief sie zum erstenmal und gewann ein kleines Rennen in Pontefract.«

»Worauf warten Sie noch?« fragte Guelder mit gespielter Gleichgültigkeit.

»Auf die Jockeys. Da sind sie!«

Tony blickte die Straße hinab, auf der eine Staubwolke der Spur eines starken Kraftwagens folgte. Der Wagen hielt an dem Platz, auf dem die Pferde herumtänzelten. Zwei schmächtige kleine Gestalten stiegen aus. Guelder erkannte in ihnen zwei der führenden Jockeys vom Turf. Der eine war ein Mann über dreißig mit einem dunklen Vogelgesicht, der gern ein offenes Wort sprach und für seinen Spott bekannt war.

»Sie reiten Lydia Marton, Burnie«, rief Tony Braid. Der zweite Jockey war schon auf Barley Tor aufgesessen. Sie kanterten zum Start. Rex Guelders Gehirn arbeitete emsig. Er kannte Tony Braid, aber noch besser kannte er dessen Ruf. Tony und Julian Reef waren erbitterte Feinde. Guelders Partnerschaft mit Reef war allgemein bekannt. Sicherlich wußte auch Braid darüber Bescheid. Warum lud er ihn dann aber zum Zeugen dieser wichtigen Probe ein? Das paßte doch eigentlich gar nicht zu dem ›gerissenen Kerl!«

»Nicht wahr, Sie arbeiten in Reefs Büro, Mr. Guelder?« fragte Tony unvermittelt.

»Ja, zu meinem Glück«, entgegnete Guelder und wartete, was jetzt kommen würde.

»Sicherlich ist er sehr betrübt über Lord Frenshams Tod?« Guelder wiegte den Kopf und wurde ganz Trauer. »Ach, der arme Mensch! Ich kann seinen Jammer und seine Seufzer kaum noch ertragen. Leider gibt es auch noch andere Gründe zum Klagen. Der Lord schuldete dem armen Julian sehr beträchtliche Summen. Aber daran denkt Julian nicht mehr, er hat ein so gutes Herz. Ihn betrübt nur der jähre Verlust des Oheims. Was für ein Unglück! Dem armen Julian gilt Geld nichts. Er ist findig, er ist klug, er hat eine große Zukunft.«

»Vielleicht«, sagte Tony trocken. »Wie gehen denn die Geschäfte, Mr. Guelder?«

Rex Guelder zuckte die breiten Schultern. »In der City geht's immer 'rauf und 'runter«, meinte er, »aber wir haben Glück. Unsere Firma hat große Reserven, großes Einkommen und wertvollen Besitz. Und unsere Aussichten sind geradezu unbegrenzt!« Tony zündete sich umständlich eine Zigarette an. Kein Lächeln, keine Geste, kein Zucken des Lids verriet seinen tiefen Zweifel an der Ehrbarkeit des Geschäfts, das Mr. Julian Reef leitete.

»Jetzt«, fuhr Guelder fort und wollte eifrig die Gelegenheit ausnutzen, einen so mächtigen Mann wie Braid zum Vertrauten zu gewinnen, »jetzt natürlich geht bei uns alles drunter und drüber wegen der Lulanga-Öl-Aktien – wie die fallen! Gestern abend standen sie sieben Sechstel, wir haben unzählige noch mit zwei Pfund gekauft.«

Tony lächelte. »Kaum«, sagte er und schüttelte den Kopf.

»Pardon – ich meine zu dreißig Shilling«, verbesserte sich Guelder.

Wieder schüttelte Braid den Kopf und lächelte ungläubig.

»Nun, vielleicht zu einem Pfund – ich weiß das nicht so genau. Und jetzt, wo der Direktor der Gesellschaft gestorben ist und niemand weiß, was werden wird ... Ich denke oft ...«

»Achten Sie auf die Pferde!« rief Tony.

Das Feld war losgelassen. Sechs schwarze Punkte ballten sich in der Ferne zusammen. Der Trainer stand, die Stoppuhr in der Hand, das Glas am Auge. Näher und näher kamen sie heran. Guelder bebte vor Erregung. Er konnte sie genau sehen, ohne Glas: der Fuchs Barley Tor führte. Die kastanienbraune Lydia Marton lag eine halbe Länge zurück. Er sah den Jockey auf Barley Tor ganz still sitzen. Dann, als sie weniger als fünfzig Meter von den Beobachtern entfernt waren, schoß die Stute Lydia Marton vor, und eine Länge lag zwischen ihr und dem Favoriten des Steward-Pokals, als sie an ihnen vorübersausten.

Guelder atmete schwer. Seine Augen strahlten vor Aufregung. Denn er hatte gemerkt, daß der Jockey auf Barley Tor unbeweglich gesessen hatte.

»Nun?« fragte Tony.

Guelder blinzelte zu ihm auf.

»Wundervoll!«

»Zweifeln sie noch, welches das bessere Pferd ist?« fragte Tony und unterdrückte ein Lächeln.

Guelder schüttelte heftig den Kopf.

»Offensichtlich Lydia Marton. Welch ein Pferd! Ein Flieger. Ja, jetzt habe ich es mit eigenen Augen gesehen. Herzlichen Dank, Mr. Braid.«

»Ich lasse sie natürlich beide laufen«, erklärte Tony harmlos. »Sie werden jetzt Ihren Freunden berichten können, wie töricht sie handeln, wenn sie Barley Tor zum Favoriten stempeln, während die Stute ihm doch weit überlegen ist.«

»Natürlich werde ich das. Sie erlauben doch, daß ich aus der Schule plaudere?«

Als Guelder sich entfernt hatte, lachte er vor sich hin und murmelte: »Dieser gerissene Kerl!«

Eine Stunde später sauste er in seinem schmierigen Sportwagen zur Stadt. Eigentlich hatte er über das Wochenende fortbleiben wollen, doch jetzt war keine Zeit zu verlieren. Dienstag wurde der Steward-Pokal geritten; und der Wettfeifer war groß.

Er platzte in Julian Reefs Kontor, wo der junge Mann mit dem roten Gesicht gerade bei Blitzarbeiten saß. Julian blickte verdutzt auf.

»Hallo!« rief er. »Ich denke, du machst Wochenende?«

Guelder antwortete nicht gleich. Er ging zur Tür, öffnete sie und blickte hinaus. Das Büro der Angestellten war leer. Das Personal war beim Lunch. Dann kam er zum Tisch zurück und zog einen Stuhl zu Julian heran.

»Du hast oft behauptet, daß Pferderennen Blödsinn seien.«

»Und du hast mir oft Dinge erzählt, die meine Ansicht

bestätigten«, entgegnete Julian sauer. »Beim letzten Ascot-Rennen, zum Beispiel, hast du mich mehr gekostet, als ich die ganze Woche verdient hatte.«

Mr. Guelder lächelte ungezwungen. »Ich will dir was erzählen«, sagte er, senkte die Stimme und sprach ununterbrochen fünf Minuten lang.

Julian hörte ihm atemlos zu. Kein Plan, der geeignet wäre, dem Feind zu schaden, konnte sorgfältig genug erwogen werden. Er verstand vom Rennen soviel wie jeder Durchschnittsmensch. Doch da er eine Spielernatur war, lockten ihn die auftauchenden Möglichkeiten. Er begriff durchaus die Wichtigkeit der Nachricht, die der Holländer ihm brachte.

»Er muß deine Klugheit ja sehr niedrig einschätzen, wenn er sich einen so plumpen Streich mit dir gestattet. Wie hoch steht der Gaul?«

Guelder zog eine Zeitung aus der Tasche und fuhr mit dem Finger eine Liste entlang.

»Sieben zu eins – der Favorit. Hier, mein guter Julian, gibt's Geld!« Er schlug mit der Hand auf das Blatt.

»Bist du auch sicher, daß es ein richtiges Proberennen war?« bedachte Julian. »Es kann ja auch nur ein ganz gewöhnliches Training gewesen sein.«

Guelder grinste überlegen, langte in seine weiten Hosen-taschen und zog eine gewaltige Uhr hervor.

Er schwenkte sie triumphierend.

»Die hatte ich in der Tasche. Der Augenblick, in dem die Fahne für den Trainer hinabgeht, ist auch für mich das

Signal. Ich lasse sie losgehen – klick! Und wenn sie bei mir vorbeisausen, stoppe ich ab – wieder klick! Eine Minute elf Sekunden und zwölf Fünftelsekunden. Dieser superkluge Mr. Braid! Er ahnt natürlich nicht, daß so ein armer Teufel von Holländer in seiner Tasche eine so vorzügliche Stoppuhr trägt. Das ist mein System, mein Lieber! Genaue Zeitmaße! So viele Sekunden auf Bodenbeschaffenheit, so viele auf atmosphärische Einflüsse, so und so viele auf ...«

Julian blickte ihn finster an. »Quatsch! System! Daß du auf Pferde setzt, wußte ich ja. Aber daß du ein so kompletter Narr bist, nach einem System auf Pferde zu setzen, habe ich nicht geahnt. Hast du schon einmal was gewonnen?«

Guelder schwenkte seine dicke Hand großartig durch die Luft. »Hunderte im Jahr. Ich setze immer nur kleine Summen, ein Pfündchen hier, ein Pfündchen dort, verliere auch mal, wie du weißt, aber das Ergebnis ist immer Gewinn.«

Er belog Julian so frech, wie er sich selbst belog. Sein kleines System kostete Rex Guelder über viertausend Pfund jährlich. Doch er hielt es weder für zweckmäßig noch für erfolgreich, das gerade jetzt zu bekennen.

»Offenbar hat der gerissene Kerl dich zu übertölpeln versucht«, erwog Julian nachdenklich. Dann zog er das Telefon zu sich heran, ließ sich verbinden und gab seine Aufträge. Nach diesem Gespräch rief er eine andere Buchmacherfirma an. Dann noch eine ...

Beschwingt, in gehobener Stimmung, verließ er abends das Büro. Er und sein Verbündeter hatten begründete Aus-

sicht, vierzehntausend Pfund und mehr zu gewinnen. Freilich konnte er auch zweitausendfünfhundert Pfund verlieren. Nicht gerade ein angenehmer Gedanke in diesen Tagen, in denen es ihm schwerfiel, die Gehälter zu bezahlen. Bei Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke, daß er in einem schwachen Augenblick eine Quittung über die Aktien ausgehändigt hatte, die jeden Augenblick von Braid unter den Dokumenten gefunden werden konnte.

10

Tony Braid hatte sein Frühstück beendet, steckte sich eine lange schwarze Zigaretten spitze in den Mund und sah seine Post durch. Er fühlte, daß jemand das Zimmer betreten hatte, blickte sich aber erst um, als er ein unterdrücktes Lachen und seinen Namen hörte. Mit einem Ruck hob er den Kopf.

»Großer Gott, wie kommen Sie hierher?«

»Ich bin von Somerset hergefahren«, sagte Ursula. »Es ist dort zum Sterben langweilig, Tony. Ich bin bei Verwandten meines geliebten Vaters. Furchtbar kleinliche Menschen, die entsetzt sind, daß ich nicht dauernd weine und lamentiere. Sie selbst trauern schrecklich; aber ich glaube, das ist der Normalzustand bei ihnen.« Sie sah sehr hübsch aus, sehr groß und schlank, und für ihn betrübend jung. Ihr sonst blasses Gesicht war rosa überhaucht von der raschen Fahrt in der Morgenluft.

»Haben Sie Ihre Zelte abgebrochen?«

Sie seufzte und schüttelte den Kopf.

»Vorläufig muß ich noch dort bleiben. Nur durch die raffiniertesten Lügen habe ich mich überhaupt fortgeschmuggelt. Der Butler ist die einzige fühlende Seele. Wie steht's mit seinem Tip?«

»Er gewinnt bestimmt«, versicherte Braid. Dann fragte er: »Haben Sie schon gefrühstückt?«

Sie hatte in Oxford Kaffee getrunken. Er klingelte und bestellte ihr ein zweites Frühstück.

»Alle Zeitungen sind voll von Ihrem Barley Tor. Warum lassen Sie zwei Pferde laufen?« wollte sie wissen.

»Weil ich ein gerissener Kerl bin«, erklärte Tony. »Mr. Rex Guelder wäre auch sehr enttäuscht, wenn ich es nicht täte.«

Ihr Miene verfinsterte sich.

»Ich hasse den Menschen. Er hat etwas Widerliches an sich.«

»Kennen Sie ihn denn näher?« fragte er gespannt und dachte an ihre frühere Erwähnung des Holländers.

»Er kam zwei- bis dreimal zu uns ins Haus. Nie habe ich ein solches Gefühl des Unbehagens empfunden wie in seiner Nähe. Nein, frech war er durchaus nicht, im Gegenteil, eher schleimig liebenswürdig. Einmal küßte er mir die Hand. Ich wehrte es ihm nicht, weil ich es für eine kontinentale Sitte hielt. Er hat etwas an sich, was vielleicht nur eine Frau empfindet. Man fühlt die Gemeinheit seines Wesens. Es überkommt einen fast körperlich. Julian behauptet, er sei sehr klug.«

»Haben Sie etwas von Julian gehört?«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Ich möchte auch nichts von Julian hören«, rief sie erbittert. »Wir sind nicht im besten Einvernehmen geschieden. Vielleicht habe ich nicht recht gehandelt, Tony, ich sagte ihm, wir beide wären übereingekommen, die Sache mit meinen Aktien nicht allzu genau nachzuprüfen. Der arme Vater! Man hat mir gesagt, daß seine geliebten Lulanga-Aktien zu einem lächerlichen Preis verkauft würden – für fünf Shilling oder so.«

Braid berichtete:

»Zu diesem Kurs werden sie nicht verkauft, sondern angeboten. Es sollte mich sehr wundern, wenn überhaupt Geld dafür zu kriegen wäre. Das Merkwürdige daran ist, daß die letzten Berichte, die ich gelesen habe, außerordentlich günstig lauteten. Kein Mensch in der City weiß, was eigentlich los ist. Ein Gerücht geht um, die Quellen wären versiegkt. Das ist aber ganz unbestätigt. Und nach dem wenigen, was ich von Öl verstehe, hätten wir sicher sehr genaue Nachricht, wenn das wahr wäre.«

»Wir?« fragte sie verwundert. »Sind Sie denn auch an diesen unseligen Aktien beteiligt?«

Er nickte langsam.

»Ja – nicht persönlich. Aber Sie vergessen, daß ich Testamentsvollstrecker und Nachlaßverwalter Ihres Vaters bin. Er besaß ein enormes Paket dieser Aktien und Sie wahrscheinlich auch.«

Nach langem Schweigen fragte sie: »Können Sie es verstehen, Tony? Je länger ich darüber nachdenke, desto un-

begreiflicher erscheint mir alles. Warum sollte Vater Selbstmord begangen haben, nachdem Sie ihm Ihre Hilfe zugesagt haben?«

»Ich glaube, er hat meinen Brief nicht gelesen«, erklärte Tony und mied den Blick. »Das Kuvert und der Scheck lagen zerrissen im Papierkorb. Eine ganz unerklärliche Sache – vorläufig noch.«

Er wechselte brüsk das Thema und fragte nach ihren Plänen für die nächste Zukunft. Sie war eigentlich von Somerset aufgebrochen, um nicht wieder zurückzukommen. Unterwegs aber hatte sie ihre Absicht geändert und sich entschlossen, doch zurückzufahren und sich durch ein Telegramm abrufen zu lassen – wenn Braid die Verschwörerrolle übernehmen wollte.

»Ich glaube, ich könnte in unserem Haus in Hampstead wohnen«, sagte sie. »Viele Mädchen in meinem Alter wohnen allein. Schlimmstenfalls habe ich eine entfernte Tante, die irgendwo in Cumberland wohnt. Die kann ich zu mir bitten.«

Sie sah auf die Uhr. »Sie müssen jetzt natürlich zum Rennen? Ich werde bleiben, und wenn Sie fort sind, in Ihrem herrlichen Badezimmer ein Bad nehmen, Sie Genießer! Und dann werde ich mich langsam zu den romantischen Alleen von Somerset und der schrecklichen Lange-Weile bei den Pollys zurückslängeln.«

Trotz ihrer äußersten Fröhlichkeit erschien sie ihm wie eine verlorene, bemitleidenswerte Gestalt, als sie unter dem Vorbau des Hauses stand und ihm nachwinkte. Er kannte

nicht das Geheimnis ihrer Erbschaft und wußte nicht, wann sie ausgezahlt werden würde. Er wußte nur, daß sie außer einem winzigen Einkommen aus einem kleinen Gut im Norden so gut wie nichts besaß. Er wußte auch, daß sie keine Hilfe annehmen würde, wenn er nicht ...

Er seufzte schwer. Dann wurde er auf sich zornig. Alberne Gefühlsduselei! Er war vierzig, hatte das halbe Leben hinter sich. Sie war fast zwanzig Jahre jünger. Eins war ihm klar: er durfte sie niemals bitten, ihm ihre Jugend zu opfern und seine Frau zu werden. Das wäre nicht fair. Ihm blieb nichts übrig, als für ihre Zukunft zu sorgen und hinter einem fröhlichen Gesicht den bitteren Schmerz zu verbergen, einem anderen zu überlassen, worum er nicht zu kämpfen gewagt hatte ... Aber der Glückliche durfte nicht Julian Reef sein! Bei diesem Gedanken verzerrte sich Braids Gesicht.

Fast der erste, dem er begegnete, als er nach Singleton Hill hinausfuhr und zu der herrlichen Rennbahn kam, war Elk. Er stand in der Nähe des Sattelplatzes, den Zigarrenstummel im Mund und einen Ausdruck tiefster Melancholie auf seinem unglücklichen Gesicht. Er sah zu, wie Tony aus dem Wagen stieg, ohne das geringste Zeichen des Erkennens zu geben, so daß Braid, in der Meinung, er wolle nicht angesprochen werden, an ihm vorübergehen wollte.

»He, Mr. Braid, wie stehen die Chancen? Ich habe vierzehn Pfund auf Ihren sicheren Sieger gesetzt. Es war sehr nett von Ihnen, mir den Tip zu schicken, aber wenn irgend etwas Ihren Gaul kaputt machen kann, bin ich's. Ich habe

noch nie auf einen Sieger gesetzt. Im Moment, in dem er mein Geld fühlt, dreht sich das Vieh um und läuft falsch. Sicher hat er schon von meiner Wette gehört.«

Er zeigte mit dem Blick nach den Ställen.

»Einige liebe Freunde von Ihnen da drinnen – trauern-der Neffe mit Kompagnon. Ich habe zwar keinen von ihnen weinen sehen, aber etwas anderes habe ich dafür gese-hen. Ihren famosen Brief.«

»Was?« rief Tony eifrig, »haben sie ihn abgedruckt?« Er hatte diesen Brief ganz vergessen, den er nach Fleet Street geschickt hatte.

»Ob sie ihn gedruckt haben? Auf der anderen Seite!«

Elk zog eine Zeitung aus der Tasche, entfaltete sie und zeigte auf einen Artikel, der also begann:

›Wir haben folgende Zeilen von Mr. Anthony Braid, dem Besitzer zweier Bewerber um den heutigen Steward-Pokal, erhalten:

›An den Redakteur der ›Sporting Times‹

Sehr geehrter Herr!

Ich nehme zur Kenntnis, daß die Öffentlichkeit meinen Hengst Barley Tor zum Favoriten gewählt hat. Es erscheint mir dem Sportpublikum gegenüber nur billig, wenn ich hiermit die Nachricht veröffentliche, daß ich zwei Pferde laufen lassen werde und daß meine Stute Lydia Marton im Gewicht etwas besser ist. Ich lasse dahingestellt, welches Pferd gewinnen wird, auch ob Barley Tor in dem Rennen besser abschneiden wird als im Training. Jedenfalls halte

ich es für meine Pflicht, der Öffentlichkeit diese Tatsachen nicht vorzuenthalten.«

Dann folgte eine redaktionelle Notiz:

›Mr. Anthony Braid ist ein ausgezeichneter Kenner des Turfs, und seine Ansichten, zumal über seine eigenen Pferde, verdienen besondere Beachtung. Indessen kann nach allem, was man von den beiden Pferden weiß, kein Zweifel darüber herrschen, daß Barley Tor die besseren Aussichten hat.‹

»Wie werden die Leute setzen?« fragte Tony, während er die Zeitung zurückreichte.

Elk zündete sich den Zigarrenstummel wieder an, ehe er antwortete. »Das Vertrauen der Öffentlichkeit in Sie, Mr. Braid, ist so groß, daß Barley Tor, als Sie ihn kaum madig gemacht hatten, auch schon heißester Favorit wurde. Er steht 5:2.«

Während Tony zu den Stallungen schritt, hörte er einen Mann sagen: »Da ist er, der gerissene Kerl.«

Ein anderer wäre vor Wut hochgegangen. Braid amüsierte sich darüber. Er wußte ja, wer diesen üblichen Ruf verbreitete.

Erst als er aus den Stallungen zurückkam, begegnete er Julian, der ihn mit einem schwachen Lächeln begrüßte und liebenswürdig auf ihn zukam. Er war in freundlicher Stimmung.

»Ich komme nicht oft zum Rennen, Braid, aber ich

wollte mir mal einen freien Tag gönnen. Ich habe auf Ihr Pferd gesetzt.«

»Ich bin entzückt«, entgegnete Tony ohne Begeisterung.
»Und welcher meiner beiden Vertreter hat die Ehre, für Sie ein paar Pfund gewinnen zu dürfen?«

Julian lächelte geheimnisvoll. Ihm schien der Augenblick sehr komisch.

»Sie haben natürlich auf Ihre beiden Pferde gesetzt?« scherzte er.

»Nein«, sagte Tony schlicht, »nur auf eins. Ich habe tausend Pfund auf Lydia Marton, und zwar auf Sieg, gesetzt, und ich glaube, ich werde um zwölf- bis vierzehntausend Pfund reicher heimkehren, als ich herkam.«

Julian lachte. In diesem Augenblick trat ein gemeinsamer Bekannter auf sie zu, grüßte Julian flüchtig mit einem Nicken und wandte sich dem Besitzer von Barley Tor zu.

»Ich höre, Ihr Pferd wurde bei einer Probe geschlagen, ich meine Barley Tor. Man sagt, Lydia Marton schlug ihn. Wem halten Sie die Stange?«

»Lydia Marton«, erwiderte Tony und blickte beiseite.

Der Frager grunzte ungläubig.

»Er scheint Ihnen nicht zu glauben, Braid.«

Tony merkte, daß der unsympathischste Mann dieser Erde noch immer da war.

»Scheint so. Drollige Sache. Aber es ist das Schicksal der Wahrheit, daß sie am schwersten Glauben findet.«

Guelder wartete am Eingang zum Sattelplatz in ziemli-

cher Ungeduld auf den Freund. Als sie dann zu ihren Sitzen schlenderten, fragte der Holländer:

»Was hat er gesagt?«

»Das alte Märchen«, erwiderte ihm Julian. »Dieser Kerl ist wirklich zu dumm!«

Guelder rieb sich nachdenklich die Backe. »Für dumm wollen wir diesen Mann lieber nicht verkaufen«, erwiderte er, »aber ich habe das Proberennen ja mit meinen eigenen Augen gesehen.« Seine Züge erhellten sich. »Und auf Pferde verstehe ich mich.«

Sie stiegen zur Tribüne hinauf und sahen das Feld zum Start hinabreiten. Guelder zeigte auf zwei Pferde, die man kaum verwechseln konnte. Lydia Marton trug die ersten Farben, gewöhnlich das einzige Zeichen, durch das der Rennstallbesitzer der Öffentlichkeit seine persönlichen Hoffnungen verrät.

»Ich werde dir sagen, wie das Rennen sich abspielen wird«, flüsterte Guelder vertraulich Reef zu. »Erst werden wir sehen, wie Lydia einen Scheinversuch macht, die Spitze zu halten. Dann wird Barley Tor wie der Blitz vorgehen, und damit wird das Rennen zu Ende sein.«

Julian überflog zerstreut die Menge, die die Tribünen füllte, und sah plötzlich auf dem Platz der Mitglieder des Rennvereins sein schwarzes Schaf.

»Weiß der Henker, wie dieser Kerl in einen so vornehmen Klub wie Goodwood hineinkommt!« knurrte er gereizt. »Jedenfalls wird sein Name nach diesem Rennen bei einem großen Teil des Publikums Dreck sein. Ich habe

jedem Bekannten in der City geraten, auf Barley Tor zu setzen.«

Von den Tribünen, von den Stehplätzen stieg ein wilder Schrei zum Himmel auf. Gläser starnten auf die Bahn. Ehe der unerfahrene Julian Reef die Farben noch erkannte, waren die Pferde schon halbwegs am Ziel. Braids Stallgefährten liefen Seite an Seite, weit vor dem Feld. Dann sah er die kastanienbraune Stute losziehen, offenbar ohne jede Anstrengung. Zwei Längen vor dem Hengst ging sie durchs Ziel.

II

Guelder starre entgeistert.

»Ich sah es«, würgte er. »Mit meinen zwei Augen. Ich sah es! Mein Gott, war ich denn hirnverbrannt? Mein Freund ...« Er wandte sich um, doch Julian war nicht mehr neben ihm. Er bahnte sich wütend einen Weg durch die Menge. Und überall hörte er dasselbe Lied:

»Er hat es ja gesagt, daß sie das bessere Pferd sei ... Was kann man mehr verlangen ...?«

An den Tribünen empfing Tony die ziemlich reuevollen Glückwünsche seiner Bekannten.

»Sapperment, das war 'ne Überraschung, Braid!«

»Es war die Wahrheit«, sagte Tony gelassen. »Ich habe kein Hehl aus den Fähigkeiten der Pferde gemacht. Ich sagte euch die Wahrheit, aber ihr wolltet mir ja nicht glauben.«

Er sah Elk abseits des Gedränges stehen. Als sich die Menge verlaufen hatte, ging er auf ihn zu. Aus Elks Augen schimmerte eine größere Zufriedenheit, als er je an diesem melancholischen Mann gesehen hatte.

»Es war keine kleine Versuchung, nicht wie die anderen dem Geld nachzulaufen«, begann Elk. »Aber ich widerstand, und jetzt läuft das Geld der anderen mir nach. Als Tipgeber sind Sie erstklassig, Mr. Braid. Ich habe aber einen gesehen, der mit dem Rennen nicht so ganz zufrieden war. Reef sieht aus, als sei ihm die Ernte verhagelt. – Wetterprognose: Donner und Blitz, Regen und Sturm. Jetzt gehe ich mein Geld einkassieren. Mir werden sie es ja auszahlen, weil ich von der Polizei bin.«

Tony lachte. »Ihnen würden sie es in jedem Fall auszahlen, Sie alter Pessimist. Warum halten Sie jeden für einen Betrüger?«

»Bereit sein ist alles«, entgegnete Elk prompt.

Julian Reef hatte seinen Wagen an der Straße nach Singleton stehenlassen. Hier wartete er in ungeduldiger Wut eine halbe Stunde auf den Holländer. Endlich kam Guelder langsam dahergetrottet, quietschvergnügt, als habe er nie die Tücke des Schicksals kennengelernt.

»Ach, das war übel!« rief er, während er in den Wagen stieg. »Dieser gerissene Kerl! Dabei habe ich den Proberitt mit eigenen Augen gesehen!«

»Dein Fehler ist: du bist verdammt zu klug«, schnauzte Julian, schaltete und ließ dann die Kupplung so wütend

los, daß der Wagen einen wilden Sprung nach vorn tat. »Es ist dir wohl klar, daß du mich mehr Geld gekostet hast, als ich bis Montag aufstreiben kann?«

»Dann treib es eben nicht auf, mein Freund«, erwiderte Guelder gleichmütig. »Buchmacher sind doch keine Zahltage. Ehe sie dir ernstlich zusetzen können, werden wir sehr reich sein!«

Julian blickte den Gefährten von der Seite an und sah, daß er sich eine lange, dünne, übelduftende Zigarre anzündete.

»Wohl wieder einer deiner Riesengewinne?« fragte er ironisch. »Bisher hast du mich nur mit Versprechungen gefüttert. Ein Vermögen habe ich für deine Experimente hinausgeworfen. Jetzt will ich endlich was zurückhaben.«

»Du sollst etwas haben«, besänftigte ihn Guelder. »Millionen und aber Millionen. Bald wirst du im Gold ersticken!«

»Bald, bald«, äffte der andere ungeduldig, »wann ist bald?«

Guelder hob die breiten Schultern.

»In einer Woche – vielleicht. Meine Experimente sind vielversprechend. Heute nacht oder in irgendeiner anderen Nacht mache ich den letzten Versuch. Dann kannst du nach Greenwich kommen und dich überzeugen.«

Julian sprach kein Wort mehr, bis sie zur Stadt kamen. Am Victoria-Bahnhof setzte er Guelder ab und fuhr zu seiner Wohnung und einem trüben Abend entgegen. Er hatte Grund genug zum Trübsinn. Frenshams Papiere

waren jetzt geordnet und würden in wenigen Tagen Tony Braid zur Verfügung übergeben werden. Heute früh vor seinem Aufbruch hatte er einen Brief von Frenshams Anwalt mit der Aufforderung erhalten, sich mit Tony wegen der Lulanga-Öl-Angelegenheit in Verbindung zu setzen.

Lulanga war ein westafrikanisches Papier. Die Ölfelder waren in Nord-Angola entdeckt und von Leuten, die mit dieser Emission ein großes Vermögen verdient hatten, auf den Markt gebracht worden. Doch nach und nach waren die Aktien immer tiefer gesunken und stürzten nach Frenshams größtem Kauf von achtunddreißig Shilling bis etwas unter einem Pfund.

Dieser Sturz war rätselhaft. Rätselhaft für die City, rätselhaft selbst für die Ölexperten, da der Bericht des Sachverständigen, eines in der City hochangesehenen Mannes, höchst günstig lautete. Freilich wiesen zynische Bankiers auf die sonderbare Tatsache hin, daß dieser Bericht erst vierzehn Tage nach dem Tod des Sachverständigen veröffentlicht worden war. Er war ein sehr vorsichtiger Mann gewesen und hatte niemals vorher die Verantwortung für eine so optimistische Prophezeiung wie in dem Lulanga-Gutachten übernommen.

Julian vertrieb diese unangenehmen Gedanken, schlug alle Heimlichkeiten aus dem Sinn, griff zu einem Bogen Papier und setzte einen Brief an Ursula auf, mit dem er ihr Vertrauen in ihn zurückgewinnen wollte.

Schon nach einigen Worten merkte er, daß sein Füllfe-

derhalter leer war. Es war noch einer von der alten Sorte, die mit einem besonderen Füller aufgefüllt werden. Er suchte in seiner Schublade vergeblich nach dieser Spritze. Dann erinnerte er sich, daß Guelder so ein Ding aus Glas und Gummi besitze und ging in dessen Zimmer.

Der Holländer hatte die Rolljalousie seines Schreibtischs offengelassen. Julian suchte auf der Tischplatte, doch dort lag der Füller nicht. Dann öffnete er eine Schublade nach der anderen und fand in der untersten ... Ursula Frenshams Gesicht blickte zu ihm auf. Es war ein Bild, das er vor langer Zeit einmal gesehen hatte. Doch jetzt hatte es jemand mit einem Rand von Amoretten und Herzen geschmückt. Die Zeichnungen waren ausgezeichnet. Zuerst hielt Reef den Rand für gedruckt. Doch dann sah er in der linken Ecke die Initialen des Künstlers.

Guelder! Unglaublich! War das ein schlechter Scherz des Holländers?

Er nahm die Fotografie heraus; darunter fand er noch eine, ohne Zeichnung, dafür aber mit einem Gedicht beschrieben. Doch da es holländisch war, konnte er es nicht lesen.

Er drehte das Bild um und fand auf der Rückseite entweder eine Übersetzung des Gedichts oder einen anderen poetischen Erguß des Holländers auf englisch.

›Geliebte Augen, die mir lächeln,
und Lippen, die mir Düfte fächeln ...‹

Er war perplex. Guelder? Es war nicht zu glauben! Und doch, er kannte den Ruf dieses Mannes und hatte über ihn sehr kompromittierende Gerüchte vernommen.

Er vergaß den Anlaß seines Suchens, nahm, von Wut gepackt, die Bilder, zerriß sie in Fetzen und schleuderte sie in den Papierkorb. Er war über seine Entdeckung außer sich. Der Gedanke, daß dieser Mensch seine Wünsche zu Ursula zu erheben wagte, empörte ihn.

Als Guelder am nächsten Morgen heiter und ahnungslos mit einem Lächeln und einem gnädigen Winken seiner dicken Hand vor seinem Chef erschien, fuhr Julian ihn an:

»Ich habe heute nacht deinen Schreibtisch durchsucht. Du Schuft, ich habe in deinem Schub Fotografien von Ursula Frensham gefunden. Jemand hat die Unverschämtheit besessen, sie mit Herzen und Kupidos zu beschmieren!«

Rex Guelders Gesicht errötete, die Augen sanken in ihre Höhlen.

»Ich bin der Jemand«, stieß er grob hervor. »Es geht keinen etwas an, was ich in meinem Schreibtisch habe!«

»So? Vielleicht geht's mich doch etwas an!« wetterte Reef. »Es wird dich interessieren, daß ich die Bilder zerrissen und in den Papierkorb geschmissen habe!«

Er sah den Holländer erbleichen. Seine Lider zuckten, seine dicken Lippen bebten, aber er beherrschte sich.

»Das war töricht von dir, mein Freund«, sagte er heiser. »Sie taten keinem was zuleide, und mir brachten sie Freude. Die junge Dame ist herrlich – ich bin Kenner. Wahr-

scheinlich wäre es dir lieber, wenn ich diese Bilder an Mr. Braid geschickt hätte?«

»Von mir aus kannst du sie dem Satan schicken«, wütete Julian. »Braid ist wenigstens ein Gentleman, du aber bist ein gemeines Schwein! Ich nehme vor dir kein Blatt vor den Mund, ich kenne deinen Ruf. Ich weiß, warum du Amsterdam so eilig verlassen hast, und habe so einiges davon läuten hören, was in Niederländisch-Indien passiert ist. Du bist mir nützlich – das heißt, vorläufig bist du ein sehr kostspieliger Luxus. Wenn wir auch gemeinsame Geschäfte haben – privat haben wir nichts miteinander gemein, nicht das geringste. Verstanden?«

Guelder atmete schwer. Sein Gesicht hatte einen bösen, grausamen Ausdruck.

»So, so?« flüsterte er. »Ich bin ein Schwein, wie? Gut genug für deine schmutzigen Geschäfte, aber nicht für deine feinen Freundinnen, nicht wahr? Ich soll dir Millionen schaffen, aber im übrigen bin ich dein Knecht – so, so!«

»Bisher hast du mir noch sehr wenige Millionen verschafft, hast mich nur ein Vermögen gekostet«, schalt Reef.

Guelder lehnte sich über den Tisch hinüber und stieß seinen dicken Zeigefinger Reef fast ins Gesicht.

»Aha! Du meinst, ich darf zu Lady Frensham nicht meine Gedanken erheben, weil ich zu niedrig stehe, weil ich – wie war doch dein schönes Wort? – gemein bin. Jetzt will ich dir einmal etwas sagen. Es war an dem Abend, an dem Frensham sich erschoß – er erschoß sich doch, wie? Ich habe viel Zeit, gehe in der Stadt umher und sehe mir die

hübschen Mädels an. Und wie ich so gehe, wen sehe ich? Meinen Freund Reef. Ich bin von Natur aus neugierig. Ich denke mir: nanu, wohin geht mein Freund, der erhabene Mr. Julian Reef? Ich folge ihm. Er merkt es nicht. Ich beobachte dich so von acht bis neun. Du bist ahnungslos. Ich immer hinter dir her. Wir gehen über die Brücke von Westminster. Du lehnst dich sorglos über das Geländer – etwas fällt ins Wasser, aber nur etwas. Und einiges, das du fallen läßt, plumpst nicht ins Wasser! Einige Kleinigkeiten fand ich auf einem Mauervorsprung der Brücke!«

Er hielt seine findigen Hände empor. Julians Gesicht wurde weiß wie der Tod. Er hatte nur die Kraft, auf den grinsenden Menschen zu starren, der mit seinen kurzen Wurstfingern höhnisch vor ihm herumfuchtelte. »Diese netten kleinen Dinger liegen wohlgeborgen in meinem Geldschränk in Greenwich. Als ich in mein trautes Heim kam, habe ich sie genau untersucht und dann in meinen Safe gesteckt. Eines Tages ...« Er fuchtelte mit seinen Händen so dicht vor Julians blassem Gesicht herum, daß dieser den leichten Luftzug aus ihrer Bewegung spüren konnte.

»Eines Tages wird dieser Julian vielleicht von Ursula Frensham als von seiner Braut sprechen. Dann werde ich sagen: ›Nein, mein Lieber, diese Märchenprinzessin ist nicht für dich, sondern für – das gemeine Schwein.‹ Du hast meine schönen Bilder vernichtet. Glücklicherweise habe ich noch andere zu Hause. Sonst würde ich dich schon jetzt ans Messer liefern – du – Bilderstürmer!«

Er hielt keuchend inne. Julian sagte nichts. Sein Gesicht war wie versteinert. Nur in den glühenden Augen brannte der Haß. Er hätte gern Fragen gestellt. Doch er wagte nicht, diesen triumphierenden Unhold zu bitten. Auch vertrugen die Dinge, um die es ging, keine lauten Worte. Wider Erwarten wurde Rex Guelder plötzlich versöhnlich.

»Wir wollen nicht so unangenehme Geschichten erörtern«, sagte er besänftigend. »Wir wollen sie vergessen. Wir beide müssen miteinander auskommen. Du brauchst mich, mein Freund, und ich brauche dich. Wir sind eine ideale Verbindung. Wir haben die Zukunft vor uns, die große Zukunft! Die ganze Nacht hindurch habe ich mir für dich den Kopf zerbrochen. Jetzt sehe ich genau den Weg. Du mußt deine Angelegenheiten ordnen. Es darf nicht den Schatten eines Skandals geben. Wir müssen Geld auftreiben – ich werde Geld auftreiben –, die Leute dürfen sich nicht zuflüstern: ›Reef ist kaputt!‹«

Julian befeuchtete seine trockenen Lippen und bemühte sich, seiner zitternden Stimme Festigkeit zu geben.

»Wo soll das Geld herkommen?«

Guelder grinste ihn an.

»Wer ist dieser Mensch, der mit fünfundsechzig- oder fünfundsiebzigtausend Pfund um sich wirft, um den Pleitegeier von Lord Frensham zu verscheuchen? Wer anders als der gerissene Braid? Er soll unsere Kriegskasse auffüllen, ohne zu ahnen, daß er der Feind ist, den wir bekämpfen.«

Julian betrachtete den Mann mit eisiger Verachtung.

»Bildest du dir denn ein, Braid werde dir oder mir vielleicht solche Summen borgen?«

Der andere nickte.

»Da bist du schief gewickelt, mein Lieber. Braid würde nicht einmal den Strick bezahlen, an dem sie mich aufknüpfen.«

Guelder lachte. »So weit ist es ja noch nicht. Ich habe einen Plan ersonnen, der uns retten wird. Es ist nichts weiter dazu nötig, als daß unser Freund Braid sich weiter um seine Rennen kümmert und einige Tage seine Finger aus der Lulanga-Angelegenheit läßt.«

In diesem Augenblick kam ein Angestellter mit einem Telegramm herein. Es war an Julian gerichtet. Er öffnete es ohne übertriebene Hast und las den Inhalt. Guelder sah, wie sich dessen Augenbrauen zusammenzogen.

»Ein böser Zufall«, sagte Julian Reef.

Guelder nahm ihm die Depesche aus der Hand und las:

›Ich möchte morgen um zehn Uhr in Frenshams Büro die Angelegenheit der Lulanga-Öl-Kompanie mit Ihnen besprechen.‹

Die Unterschrift lautete: ›Anthony Braid.‹

Die beiden Männer sahen sich an. Guelder schüttelte den Kopf.

»Das ist Pech«, murmelte er, »verdammtes Pech!«

Tony war am nächsten Morgen um neun Uhr im Büro von St. James' Street. Das Personal der Lulanga-Öl-Gesellschaft bestand jetzt nur noch aus drei Stenotypistinnen und einem alten Buchhalter, der mit Frensham ein halbes Leben lang zusammengearbeitet hatte.

»Ich habe alle Dokumente der Gesellschaft auf Ihren Tisch gelegt, Mr. Braid«, sagte er. »Leider werden Sie merken, daß wir eine etwas – leichtfertige Arbeitsmethode hatten. Nur das Aktienbuch ist in Ordnung. Das habe ich selbst geführt.«

Tony hatte sich erst kurze Zeit mit den Schriftstücken der Lulanga-Gesellschaft befaßt, als er bemerkte, daß »leichtfertig« ein sehr milder Ausdruck für Lord Frenshams Arbeitsmethode war. Er fand ungeöffnete Briefe – einer enthielt einen Scheck über mehrere hundert Pfund – und zahlreiche Schreiben, die umgehende Erledigung verlangten, aber bis heute nicht beantwortet waren.

»Seine Lordschaft schob immer alles Peinliche auf«, erklärte Main, der alte Buchhalter. »Und seit die Aktien so gefallen sind, hat er die Post, die ich ihm vorlegte, kaum noch überflogen.«

Tony nickte, er kannte diese Eigentümlichkeit des alten Herrn.

»Hat Mr. Reef nicht hier im Büro gearbeitet?« fragte er. Main zögerte. »Nein. Seine Lordschaft liebten keine

Einmischung, und obwohl Mr. Reef offenbar gern helfen wollte, forderte Seine Lordschaft ihn nie auf. Aber es kam oft vor, daß ich, wenn etwas entschieden werden mußte und Lord Frensham zu keiner Entscheidung kam, in die Stadt zu Mr. Julian ging. So hat er zum Beispiel fast die ganze Korrespondenz mit Südafrika erledigt.«

Tony unterdrückte jede Bemerkung. Je tiefer er in die Verwirrung der Geschäfte Frenshams eindrang, desto glaubhafter wurde ihm der Bericht des Buchhalters. Er hatte noch nicht den sechsten Teil der angehäuften Schriftstücke durchgesehen, als Julian sehr heiter und liebenswürdig eintrat.

»Es tut mir schrecklich leid, daß ich zu spät komme«, rief er.

Unter dem Arm trug er eine große Aktenmappe, die Schriftstücke der Gesellschaft enthielt.

»Nichts Wichtiges«, erklärte er und blickte auf den Stapel, der sich vor Tony türmte. »Haben Sie schon alles durchgesehen?«

»Noch nicht«, entgegnete Braid, »was haben Sie da?«

Julian schwenkte eine Handvoll Papiere.

»Nur ein paar Briefe. Sie beziehen sich auf Angelegenheiten, die ich für Frensham erledigt habe.« Er legte sie auf den Tisch neben die anderen Papiere.

»Frensham pflegte die wichtigsten Dokumente der Gesellschaft in einem schwarzen japanischen Kasten in dem Zimmer dort drüben zu verwahren«, klärte er Braid auf.

»Ich habe jetzt alles geöffnet«, erklärte Tony.

»Aber sicher nicht den Lulanga-Kasten«, vermutete Reef.

Tony ging ins Nebenzimmer und prüfte noch einmal alle Aktenschränke. Mit einer Ausnahme waren sie leer, und auch die Ausnahme hatte nicht den leisensten Bezug auf Lulanga-Öl. Als er zurückkam, stand Julian am Fenster und blickte hinaus.

»Donnerwetter, hier könnte man leicht einbrechen«, rief er, »sehen Sie mal die Feuertreppe, unmittelbar unter dem Fenster!«

»Ihre Ansicht wird von einem hervorragenden Mitglied des Geheimdienstes geteilt«, sagte Tony trocken. »Mr. Elk – Sie kennen ihn wohl?«

»Ja, ich kenne ihn. Ich kann aber nicht behaupten, daß ich ihn maßlos schätze. Wir hatten mal einen kleinen Zusammenstoß – nur in Worten, aber doch recht erbittert.«

Er ging nicht näher auf Art und Grund des Streits ein, den er mit Elk gehabt hatte.

Tony hörte zum erstenmal von diesem Streit. Julian wandte sich vom Fenster ab und setzte sich dem verhaßten Nebenbuhler gegenüber.

»Was wollen Sie tun?« fragte er. »Mir scheint das beste, Sie verbrennen den ganzen Plunder.«

»Eine sehr einfache Lösung«, bemerkte Tony gelassen. »Ich ziehe aber vor, Stück für Stück durchzusehen. Über vieles werden Sie mir sicher wertvolle Auskünfte geben können.«

Julian Reef nickte zu dieser Ironie. Er entnahm seiner Tasche ein goldenes Etui, zündete sich eine Zigarette an

und beobachtete mit einem Ausdruck von Überheblichkeit Braids für ihn recht langweilige Lektüre der Briefe und Dokumente. Aus dem Winkel seines Auges sah er Tony Braid zwei eng mit Maschinenschrift beschriebene Folioseiten aufnehmen, die mit einer Büroklammer zusammengehalten wurden.

»Nanu! Was ist denn das!« entfuhr es Tony verwundert, als er die ersten Worte las.

Nachdem er die Seite hastig überflogen hatte, wandte er die Blätter und suchte die Unterschrift.

»Das ist ja ein Bericht des aufsichtsführenden Ingenieurs in Lulanga«, sagte er sehr langsam. »Sind Sie einer von den Direktoren?«

»Nein, ich habe auf meinen Direktorposten wenige Tage vor Frenshams Tod verzichtet«, belehrte er geschmeidig.

Tonys Augen hingen ungläubig an Reefs rotem Gesicht.

»Frensham hat mir davon nichts gesagt«, bemerkte er.

»Ich bezweifle sehr, daß überhaupt irgend jemand in der Gesellschaft davon weiß. Höchstwahrscheinlich werden Sie meinen Verzichtbrief unter den Papieren finden. Offen gesagt, Braid«, fuhr er in einem plötzlichen Ausbruch intimer Vertraulichkeit fort, »ich hatte die Torheiten meines Onkels herzlich satt. Seit Monaten habe ich ihm geraten, seine Aktien zu verkaufen. Was ist das eigentlich, was Sie da so eifrig lesen?« fragte er mit gut gespielter Neugier.

Tony hatte das Dokument jetzt zu Ende gelesen. Es begann:

›Bericht über Quelle 15, 16 und 18, Lulanga-Öl-Felder, Majasaka, West-Afrika.

Mylord!

Offenbar sind mehrere Postsäcke auf dem Weg hierher verlorengegangen. Denn ich vermisste die Veröffentlichung des Berichts, den ich Eurer Lordschaft über die obengenannten Quellen übersandt habe. Ich erwartete, daß die Gesellschaft diese beunruhigende Nachricht unverzüglich veröffentlichen würde. Doch die letzten Zeitungen, die ich erhalten habe, enthalten nur die Nachricht, daß Lulanga-Öl ihren Kurs behaupten. Wie ich schon früher schrieb, zeigten diese drei Ölquellen Zeichen des Versiegens. Jetzt sind die ersten beiden stillgelegt. Bohrungen sind durchgeführt worden auf 85, 96 und 132 auf Plan T, doch bisher ohne befriedigenden Erfolg. Ich würde meine Pflicht der Gesellschaft gegenüber vernachlässigen, wenn ich dem Vorstand verschweigen wollte, daß nach meinem Urteil Lulanga-Öl keinen Marktwert mehr hat. Der Vorstand wird sich erinnern, daß ich niemals Mr. Colburn zugesimmt habe. Ich habe die Aussichten der Gesellschaft stets pessimistisch beurteilt, und mein Pessimismus ist zu meinem Bedauern durch die Entwicklung der letzten Zeit vollauf gerechtfertigt worden ...«

Colburn?! Der Name schien ihm vertraut, und plötzlich wie ein Blitz kam Tony die Erinnerung an Elks seltsamen Hausgenossen. »Wer war Colburn?« fragte er unvermittelt.

»Colburn?« tat Reef erstaunt. »O der! Ein Kerl, den wir wegen Trunksucht und allgemeiner Unfähigkeit entlassen haben. Er hat irgendwo an der Küste Arbeit gefunden. Ich weiß nicht, was weiter aus ihm geworden ist.«

Tony überreichte dem jungen Mann den Bericht. Er las, seine Augen öffneten sich weiter und weiter, seine Brauen stiegen zur Stirn empor, und jeder Fremde, der ihn ohne genaue Kenntnis der näheren Umstände beobachtet hätte, würde die Überzeugung gewonnen haben, Reef erlebe die größte Überraschung seines Lebens.

»Das sind ja ganz erstaunliche Dinge, die ich da lese!« ließ er sich vernehmen.

»Nie vorher gesehen?«

Die Frage kam wie ein Peitschenknall.

»Wie sollte ich das gesehen haben? Es war doch an Frensham gerichtet. Das war eine von seinen Merkwürdigkeiten. Er haßte jede Unannehmlichkeit ... Das ist eine höchst ernste Angelegenheit ...«

»Sie haben es also nie vorher gesehen?« fragte Tony wieder sehr betont.

Ein heißes Rot Überzug Julians Stirn.

»Zum Teufel, was wollen Sie eigentlich?« fragte er. »Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich diesen Bericht niemals gesehen habe, oder glauben Sie etwa, ich würde meine Hand dazu bieten, daß so etwas unterdrückt wird?«

Tony biß sich nachdenklich auf die Lippen, seine Augen hielten den anderen fest im Bann.

»Vor einigen Monaten, nach dem Tod des Sachverständi-

digen, wurde von der Gesellschaft ein Bericht mit der Unterschrift dieses Mannes herausgegeben. Wer gab ihn heraus?«

Julian überlegte rasch. Hier durfte er nicht lügen. Diese Tatsachen waren zu leicht nachzuprüfen.

»Haben Sie das fragliche Dokument gesehen?«

»Ich gab ihn heraus«, gestand er kühn.

Wieder überlegte Reef.

»Ja«, antwortete er.

»Haben Sie das Original des Berichts, in dem der Ingenieur bekundet, daß die Aussichten der Quellen niemals besser gewesen seien – dieses Berichts, den Sie ja veröffentlicht haben?«

Eiskalt erwiderte Julian:

»Nein, ich besitze das Original nicht. Man schickte es mir, ich ließ es abschreiben. Meine Abschrift übersandte ich dem Drucker. Anscheinend hat Frensham ...«

»Wollen Sie etwa andeuten, daß Frensham einen gefälschten Bericht herausgegeben und die Wahrheit über diese Quellen unterdrückt hat?« Und da Reef die Antwort schuldig blieb, fuhr Braid unerbittlich fort: »Sie kannten Frensham weit besser als ich. Hat er jemals einen Gaunerstreich oder einen Betrug verübt? Halten Sie ihn für fähig, die Öffentlichkeit mit Überlegung und Tücke zu beschwindeln?«

Julian zuckte die Achseln. »Was weiß ich!« sagte er. »Natürlich war er ein anständiger Mensch, aber wer kann anderen ins Herz sehen? Das einzige, was ich bestimmt

von dieser Sache weiß, ist, daß dieser Bericht mir nie zu Augen gekommen ist. Aber den anderen Bericht, den der Ingenieur unterzeichnet hat, der die günstigen Aussichten der Quellen schilderte, den habe ich gesehen. Und sicher hatte der Ingenieur recht gewichtige Gründe, wenn er so günstige ...«

Mit einer herrischen Geste unterbrach ihn Braid.

»Jetzt werde ich Ihnen etwas sagen, Reef!«

Er stand auf, beugte sich über den Tisch vor und preßte die Knöchel hart auf die Platte.

»Dieser Bericht, den Sie eben gelesen haben, war nicht unter Lord Frenshams Papieren, bis Sie kamen.«

»Was heißt das?« fragte Julian mit fliegendem Atem.

»Das heißt, daß ich den ganzen Haufen durchgesehen hatte. Und wenn ich auch kein gutes Gedächtnis für manche Dinge habe, so habe ich doch ein ausgezeichnetes für andere. Zu diesen gehören Farben. Unter diesem Stapel war kein Dokument auf blauem Papier wie das hier.«

Tödliches Schweigen folgte.

»Worauf zielen Sie also ab?« Julian fand seine Stimme wieder.

»Darauf, daß Sie diesen Bericht unter die Papiere geschmuggelt haben, während ich auf Ihren Rat hin im Nebenzimmer erdichtete Dokumente suchte.«

»Das ist eine Vermutung!«

»Das ist keine Vermutung, sondern eine Feststellung.«

Julian schwieg. Ein panischer Schrecken schüttelte ihn. Seine Nerven waren schon bei seinem Eintritt erschüttert

gewesen. Die grausige, von Guelder angedeutete Anklage hatte ihm jeden Halt genommen.

»Sie haben nicht nur diesen Bericht unter die Papiere geschoben, Sie haben auch das Sachverständigengutachten gefälscht, das Sie veröffentlicht haben und das die Lulanga-Aktien auf siebzehn Shilling hinauftrieb. Ich habe in diesem Büro nicht sehr viel entdeckt; aber etwas habe ich mit aller Bestimmtheit gefunden: Sie haben die ganze Korrespondenz mit Afrika geführt. Es ist eine Kinderei, festzustellen, wieviel Aktien Sie auf Grund dieses gefälschten Berichts verkauft haben, und eine ebensolche Kleinigkeit, Sie dorthin zu bringen, wo Sie hingehören. Ich habe mich doch deutlich genug ausgedrückt?«

Auch hierauf blieb Julian die Antwort schuldig.

»Ich kann die Polizei rufen und Sie verhaften lassen. Ich habe genügend Beweise in der Hand, Sie auf sieben Jahre ins Gefängnis zu bringen. Ich verzichte aber darauf. Nicht Ihretwegen. Ich will Frenshams Namen reinhalten. Ich will nicht, daß Ihre schmutzige Behauptung, er wäre für diesen Betrug verantwortlich, vor Gericht laut wird. Nur das rettet Sie.«

Julian zwang sich zu einem Lächeln.

»Und Ursula – könnte man vielleicht auch in diesem Zusammenhang erwähnen ... Was Sie für Blödsinn zusammenreden, Braid! Sie könnten mich verhaften lassen? Nichts können Sie mir beweisen. Und aus gutem Grund«, fuhr er hastig fort, »weil ich vollkommen schuldbefreit bin. Ich weiß nicht, ob Frensham ein Betrüger war oder ein

Ehrenmann – interessiert mich auch nicht. Ich kann aber beschwören, daß er die Veröffentlichung des einen Berichts veranlaßte und daß ich diesen Bericht hier niemals vorher gesehen habe.«

»Mit anderen Worten, daß er ihn absichtlich unterdrückt hat?«

Julian Reef sah die Gefahr und wich feige aus.

»Das behaupte ich nicht. Ich sage nur, was alle Welt sagen würde, was jeder Mann auf der Straße behaupten würde.«

Tony zeigte zur Tür.

»Verwandeln Sie sich schleunigst in einen Mann auf der Straße! Aber schleunigst.«

Julian schien der Augenblick für ein Rededuell nicht geeignet. Er machte, daß er fort kam. Wenige Sekunden später hatte er das Büro in St. James' Street verlassen.

I3

Tony studierte die Gedenktafel der im Weltkrieg gefallenen Beamten von Scotland Yard, als ein junger Beamter ihm meldete, daß Inspektor Elk ihn bitten lasse. Er folgte dem Beamten viele Treppen hinauf, durch endlose Flure und kam schließlich zu einem sehr kleinen Zimmer und dem faul auf einem Stuhl ausgestreckten Elk.

»Kommen Sie herein, Mr. Braid. Junger Mann, schließen Sie die Tür. Sie müssen schon ein bißchen weiter ins Zimmer treten, Braid, damit der Mann die Tür schließen

kann. Es ist das kleinste Zimmer in Scotland Yard. Ich bin eben ein Niemand. Nächstens wird der Abteilungsleiter einen Käfig für mich als Behausung bauen und zum Fenster hinaushängen lassen.«

Er stand auf und bot dann Tony den einzigen verfügbaren Stuhl an.

»Lassen Sie nur. Ich sitze immer auf dem Tisch. Es sieht würdiger aus«, beruhigte Elk. »Eine Zigarette haben Sie wohl nicht zufällig bei sich? Ich habe mein Etui zu Hause gelassen. Als der Bote kam und mir einen Herrn meldete, dachte ich, es wäre ein Einbrecher, ein lieber Freund von mir, der herrlich melodiös pfeift, geradezu ein Künstler. Aber schließlich nehme ich auch mit Ihnen fürlieb. Wo drückt Sie der Schuh, Mr. Braid? Hat Ihr Buchmacher Sie beschwindelt? Das ist das Dumme an diesen Krediten, daß man nie weiß, wie man steht, bis Sonnabend. Ich hab' mir ja gleich bares Geld auszahlen lassen und ...«

»Was macht Mr. Colburn?« fragte Tony.

Elk starrte ihn an.

»Mein Mieter – ihm ist doch nichts zugestoßen?«

»Wohnt er noch in Ihrem Haus?«

Elk nickte.

»Natürlich. Wenn er schläft. Das ist die einzige Zeit, in der er seßhaft ist.«

»Halten Sie es für möglich, daß ich mit ihm sprechen kann? Erinnern Sie sich, Sie wollten ihn mal nach Ascot mitbringen?«

Elk kratzte sich das Kinn und blickte auf die Uhr.

»Ascot ist ein bißchen weit«, entschuldigte er sich.

»Sie brauchen ihn ja nicht nach Ascot zu bringen. Ich kann ihn auch in der Stadt sehen. Können Sie ihn heute abend auftreiben?«

Elk nickte, sah aber nicht sehr überzeugt aus.

»O ja, er ist nur ein bißchen schwer zu finden«, erwiderete er. »Er ist, was man einen Wandervogel nennen könnte. Und wenn er mal in gemütliche Gesellschaft kommt ... dann ... ich meine, er verträgt nicht viel Alkohol. Eine Menge, die mir nichts weiter anhaben würde, als meinen sinkenden Mut zu heroischer Fackel anzufachen – wenn Sie mir diesen poetischen Ausdruck gestatten wollen –, treibt ihn zu der ernsthaften Behauptung, er sei der rechtmäßige Erbe eines Herzogs.«

»Mit anderen Worten, Sie wollen sagen, er könnte einen sitzen haben. Macht mir gar nichts. Bringen Sie ihn mir nur.«

Elk nickte wieder, doch sein Selbstvertrauen war nicht gerade groß.

»Er wird kommen, und wenn ich ihn mit einem Wagen der Rettungsgesellschaft bringen muß«, erklärte er. Dann blickte er aus dem Fenster und sagte, da ihm offenbar gerade ein Gedanke kam: »Sie haben heute morgen allerhand Papiere durchgesehen?«

»Donnerwetter, wer hat Ihnen das erzählt?«

»Ein Vögelchen«, versicherte er. »Der arme junge Reef tut mir so leid. Ich sah ihn in St. James' Street, er war ganz hin. Armer Kerl! Es muß schrecklich sein, einen Onkel zu verlieren.«

Tony wollte gerade gehen, doch er kam schnell noch einmal zurück.

»Beobachten Sie das Büro?« fragte er.

Der Detektiv war ein Bild beleidigter Unschuld.

»Ich beobachte nie etwas«, bemerkte er. »Und wenn, dann nicht lange. Es macht mich schwindlig. Das einzige, was ich gern beobachte, ist das Leben und seine seltsamen Verwicklungen.«

»Aber wer hat Ihnen verraten, daß ich Frenshams Papire prüfte?«

Mr. Elk hob die Augen zur Decke und überlegte heftig. »Eben hab' ich's noch gewußt, und im Moment habe ich's vergessen! Nehmen wir an, es wäre der alte Buchhalter Frenshams. Ich glaube, Main heißt er. Ich trank in einer achtbaren Teestube eine Tasse Tee, als er hereinkam und sich an meinen Tisch setzte.«

»Oder Sie kamen herein und setzten sich an seinen Tisch«, stellte Tony richtig.

»Auch das ist möglich«, gab Elk zu. »Ein lieber Mensch, der Alte. Er hält Hühner. Ich kannte mal einen anderen lieben Menschen, der auch Hühner hielt. Ich ging zu seiner Hinrichtung, was nicht mehr als billig war, weil ich die unschuldige Ursache dieses frühen Morgenspaziergangs war. Übrigens, Mr. Braid, lassen Sie nächste Woche irgendwas in Brighton laufen? Ich liebe Rennen. Man verbringt einen angenehmen Tag in frischer Luft.«

Tony verließ Scotland Yard ziemlich verdutzt. Er wäre noch viel mehr verdutzt gewesen, wenn er die Befehle ge-

hört hätte, die Inspektor Elk einem Untergebenen jetzt übermittelte.

»Beobachten Sie Mr. Braid. Lassen Sie ihn nicht aus dem Auge. Ich werde es so einrichten, daß ich Sie um acht Uhr abends ablöse.«

I4

Ursula war schließlich auf eigene Verantwortung und ohne die heimliche Hilfe von Telegrammen und Ausreden nach London zurückgekehrt. Freilich hatte sie ihren sanft empörten Verwandten nicht gerade ins Gesicht gesagt, daß sie bei ihnen vor Langeweile langsam umkomme. Sie waren ohnedies hinreichend überzeugt, daß sie mehr als herzlos, höchst exzentrisch und bodenlos oberflächlich sei. Als sie fort war, zogen sie alle die Augenbrauen hoch, blickten einander eindeutig an, doch keiner wußte, was der andere meinte, was weiter nicht erstaunlich ist, da keiner wußte, was er selbst meinte.

Die Umgestaltung des Hauses erforderte Zeit. Alte vertraute Gegenstände, die so eng mit dem Tod des Vaters verbunden waren, daß schon ihr Anblick sie schmerzte, mußten umgestellt werden. Sie ließ seine beiden Zimmer aufräumen und schloß sie ab.

Vielleicht kam einmal die Zeit, daß sie sie wieder benutzen konnte. Vorläufig bedeuteten sie ihr Tragödie und Herzweh. Nur einen glücklichen Menschen hatte sie in

Somerset zurückgelassen. Der Butler, der wie ein Heiliger aussah, trug ihr den Koffer zum Wagen und drückte ihr in erregtem Flüsterton seine Dankbarkeit für ihre Hilfe und ihren Rat aus.

»Ich habe hundert zu sechs Pfund gewonnen, gnädiges Fräulein, und würde es für einen Vorzug erachten, wenn Sie Mr. Braid meinen Dank aussprüchen. Und wenn Sie vielleicht so freundlich wären, gnädiges Fräulein, ihn zu fragen, ob sein Zweijähriger in Lewes irgendwelche Chancen hat ... Natürlich nur, wenn es Ihnen keine Mühe macht, gnädiges Fräulein.«

»Ich werde ihn bestimmt fragen«, versicherte sie dem ängstlichen Mann und verließ während eines tiefen Bücklings diesen Heiligen und Kirchenvater, der zwei Konten in London und in Glasgow bei sehr bekannten Buchmachern laufen hatte.

Der Rennsport begann sie allmählich zu interessieren. Sie war überrascht, wie weit sich das Interesse erstreckte. Sie entdeckte, daß sie eine wichtige Persönlichkeit geworden war, nicht nur in den Augen der Dienerschaft, sondern auch bei den Geschäftsleuten in Somerset, seit Lydia Marston den Steward-Pokal gewonnen hatte. Denn der Butler hatte über seine Wette und sein Glück ausgiebig berichtet.

Glücklicherweise brauchte sie nach ihrer Heimkehr kein Personal zu entlassen. Lord Frenshams Haushalt war immer sehr klein gewesen. Er hatte niemals einen Diener gehalten, er behauptete, das mache ihn nervös. Die häuslichen Veränderungen verursachten wenig Mühe. Die ent-

fernte Tante in Cumberland hatte einen Brief geschrieben, der jedes Für und Wider erwog, aber doch die Hoffnung nicht ausschloß, daß sie »sehr bald« kommen könne.

»Die Aussicht auf eine Anstandsdame ist schon so gut wie eine Anstandsdame«, sagte sie Tony am Telefon.

»Ich mache mir Sorgen, daß Sie allein in dem Haus wohnen, ohne einen Diener. Schicken Sie lieber Ihren Schmuck auf eine Bank.«

Sie belächelte seine Sorge, schloß aber schließlich mit ihm einen Kompromiß dahin, daß sie den vertrauenswürdigen Chauffeur im Hause schlafen ließ. Die Fragen der Juwelen ließ sie diskret in der Versenkung verschwinden.

Es gab andere und wichtigere Fragen zu lösen. Sie hatte nun ihr Vermögen in eigene Verwaltung genommen und fand es mager genug.

Ihre Reise nach Somerset hatte auch das Mysterium der »großen Erbschaft« gelöst, die ihr eines Tages zufallen sollte. Ein kaltblütiger Priester, einer ihrer Cousins, erläuterte ihr mit vielen Einzelheiten – denn er war ein Rechtsfanatiker –, daß die Erbschaft eine etwas nebelhafte Angelegenheit sei, da erst drei Leben dahinschwinden müßten, ehe sie an die Reihe käme. Zwei dieser Leben waren besonders jung und gesund. In Wahrheit hatte sie nie an diese Erbschaft geglaubt, sondern sich mit dem Gedanken getröstet, daß irgendwo in märchenhafter Ferne ungeheure Reichtümer ihrer harrten, die irgendwie eines Tages, ohne Leid für einen Dritten, ihr zufallen würden.

Am Tag ihrer Ankunft kam Tony zu ihr zum Tee. Sie erklärte ihm genau ihre Lage.

»Ich glaube, wir können diese sagenhafte Erbschaft aus unseren Betrachtungen ausschalten und lieber überlegen, wie wir für mich eine anständige Arbeit finden. Ich habe Stenografie und Schreibmaschine gelernt; das war Vaters Idee, und ich glaube, ich würde für einen wohlhabenden Finanzmann eine bewundernswerte Sekretärin abgeben.«

»Der bin ich nicht!« rief Tony prompt. »Und etwas muß ich Ihnen noch sagen«, lenkte er grimmig ab. »Aus einem mir unverständlichen Grund übertrug Ihr Vater auf Ihren Namen alle seine Lulanga-Aktien. Dies geschah am Tag seines Todes.«

Sie staunte. »Haben sie irgendeinen Wert?« fragte sie.

»Meiner Meinung nach nicht. Ich bin nur froh, daß sie keine Verpflichtung für Sie enthalten.«

»Was sagt denn Julian dazu?« fragte sie unvermittelt.

»Was Julian sagt, ist wohl ganz gleichgültig, Ursula«, erwiderte er mit Nachdruck. »Ich wünsche, daß Sie Julian weder sehen noch ihm schreiben.«

Sie sah ihn lange Zeit wortlos an, dann senkte sie den Kopf.

»Gut, Tony, ich will nicht einmal nach dem Grund fragen. Das ist das größte Kompliment, das ich Ihnen machen kann. Es fällt mir übrigens nicht schwer, Julian aufzugeben.«

Dann war zwischen ihnen eine lange Pause. Als das Schweigen zu lastend wurde, fragte sie leise:

»Was wollten Sie vorhin sagen, Tony?« und ließ die Augen sinken, ohne recht zu wissen, weshalb.

»Ich hätte sehr viel zu sagen.« Seine Stimme klang fest.
»Ob Sie wirklich wissen, wie furchtbar schwer es mir wird,
nichts zu sagen?«

Er hörte einen kleinen Seufzer. Und jetzt hätte er sie in die Arme nehmen und ihr das eine sagen können, das sie erriet und das sie wußte: daß er sie liebe.

Und doch hätte er gegen seinen Charakter gehandelt, wenn er es getan hätte, gestand sie sich, als er gegangen war. Er hätte sich vor sich selbst geschämt. Es wäre ihm gewesen, als habe er einen unbewachten Augenblick ausgenutzt, als habe er sie in dem Schmerz über den Tod des Vaters arglistig überrumpelt.

Tony speiste nicht daheim. Er kam um Viertel neun nach Hause und wartete auf Elk und dessen herumstrolchenden Freund. Da der Detektiv nicht angerufen hatte, durfte Tony hoffen. Doch es wurde nach neun, ehe Elk den geheimnisvollen Mr. Colburn in Tonys Arbeitszimmer hineinbugsierte.

Er war ein sehr dicker Mann mit einem rosigen Gesicht, einer beträchtlichen Glatze, blauen, starren Augen und einem ingwerfarbenen Schnurr- und Backenbart. Er war ein ziemlich geräuschvoller Herr und sehr freimütig. Er begrüßte Tony als Bruder.

»Schon von Ihnen gehört, Braid«, jubelte er, »Elks Freunde sind meine Freunde. Entschuldigen Sie mich heute abend, aber ich hatte eine freundliche Auseinandersetzung

mit einem alten Bekannten – einem Mann von Genie, doch leider ohne Glauben ans Leben oder Hoffnung auf den Himmel!«

Er lachte dumpf in sich hinein und schlug sich mit einem lauten Klaps aufs Knie. Elk blickte Entschuldigung heischend drein. Er fühlte sich verantwortlich. Ohne besonderen Grund, es sei denn, daß er die begrenzten akustischen Verhältnisse des Zimmers erkannte, ließ Mr. Colburn die Stimme sinken.

»Nächste Woche fahre ich nach Afrika, Mr. Braid«, erzählte er. »Ich hätte Sie in jedem Fall aufgesucht, selbst wenn mein lieber alter Freund von der Polente mich nicht hierhergeschleift hätte. Ich kann Ihnen sagen, ich bin in dieses Land mit zwölfhundert Pfund gekommen und hätte jetzt zwölfhundert Pfund minus, wenn mich mein Glück nicht unter sein gastliches Dach geführt hätte.«

Bisweilen sprach er sehr holprig, dann wieder flammte seine Rede dahin. Augenscheinlich bewunderte Elk diese Wandlungsfähigkeit seiner Redekunst.

»Er erzählte mir, Sie interessieren sich für Lulangas.«

Tony nickte. »Allerdings – und seltsamerweise entdeckte ich heute, daß Sie einst der Ingenieur der Gesellschaft waren.«

»Der Gehilfe des Ingenieurs und Leiters«, berichtigte Colburn. »Ich will Ihnen nichts vormachen, Mr. Braid; ich besitze nicht die Würde eines Dr.-Ing. Ich bin nur ein besserer Mechaniker und gar nicht einmal so ein besonders besserer. Ich habe mich nur selbst gebildet, mir selbst alles beigebracht und bin mit mir selbst zufrieden.«

Dies war offenbar sein Leib- und Magenwitz. Elk begann schon zu grinsen, ehe der Satz noch recht begonnen hatte. Dann wurde Colburn wieder nüchtern.

»Ich gehe nach Lulanga zurück. Aber ehe ich abdampfe, will ich mit einem, der ein Paket Aktien hat, einen Handel abschließen. Aber das Paket muß sich lohnen.«

»Was für einen Handel?« fragte Tony voller Teilnahme.

Colburn betrachtete ihn mit forschenden Augen.

»Ich weiß nicht, ob's fair oder nicht fair ist, ich brauche zwanzigtausend Aktien – umsonst. Ich weiß, sie sind zu einem lächerlichen Preis an der Börse zu haben, und mit ein bißchen Glück kann ich zwanzigtausend Stück für tausend Pfund kaufen. Aber ich denke nicht daran, tausend Pfund dafür zu spendieren.«

»Und was bekommt der edle Spender der zwanzigtausend Aktien?« fragte Tony.

Es schien ihm, als lache der andere ausgiebig und mitleidig.

»Öl«, erwiderte er mit einer schönen Geste. »Tausende und vielleicht Millionen Tonnen Öl!«

»Wohl aus Quelle 16 und Quelle 18?« forschte Tony. Doch Colburn lachte vorwurfsvoll.

»Das waren keine Quellen, das waren Nadelstiche ins Ufergelände! Ich höre, man hat auch seitdem gebohrt. Der schwindsüchtige Ingenieur, den sie nach mir angestellt haben, war ein kluger Kerl, aber ein Bücherwurm. Jetzt ist er tot. Gott hab' ihn selig. Er war ein guter Mann, aber ohne Initiative. Solche Leute sterben leicht. Ich würde Sie nicht

behelligen, Sir, aber der alte Elk hat 'ne Schwäche für Sie. Er nennt Sie den ›gerissenen Kerl.‹«

»Das ist nicht wahr!« protestierte Elk laut.

»Mensch, lüg doch nicht so unverschämt!« tadelte Colburn und schüttelte traurig den Kopf.

»Ich habe gesagt, gemeine Leute nennen ihn den ›gerissenen Kerl.‹«

»Ich bin ein gemeiner Mann, aber ich weiß, was einer ist, wenn ich ihn sehe. Betrunken oder nüchtern, mich kann keiner verschieben. Alle meine Karten liegen vor Ihnen auf dem Tisch, Mr. Laid ...«

»Braid«, verbesserte Tony sanft.

Colburn fuhr fort: »Sie schmissen mich hinaus, weil ich mir ein bißchen die Nase begossen hatte, wie man zu sagen pflegt. Ich machte eine kleine Sauftour, die drei Wochen dauerte. Dann nahm mich ein Freund auf einem deutschen Schiff nach Mossamedes – aber meine Irrfahrten werden Sie kaum interessieren. – Jedenfalls kenne ich jene Lulangafelder besser als Sie die Regent Street. Besonders genau kenne ich den Berg Rücken, der sich hindurchzieht. Er heißt Pogolaki-Gebirge. Gebirge! Lächerlich, ist ein Misthaufen. Geben Sie mir tausend Mann, und ich schaufele Ihnen das Ding in einem Jahr fort und lasse Ihnen noch ein Loch im Boden. Alle Bohrungen liegen westlich des Pogolaki. Ich lege Ihnen meine Karten offen auf den Tisch«, wiederholte er, »vertraue Ihnen als Ehrenmann. Das Öl liegt östlich vom Pogolaki. Dort wollen sie nicht bohren, weil da Sand ist und kein Anzeichen von

Petroleum. Aber ich verstehe von Petroleum und Öl mehr als die Durchschnittssardine. Man braucht nämlich an der Oberfläche gar nichts von dem kostbaren Stoff darunter zu merken, aber ich wittere ihn. Haben Sie Papier und Bleistift?«

Tony holte das Geforderte. Der Mann entwarf eine rasche und, wie Tony beurteilte, sehr genaue Skizze der Ölfelder.

»Die Konzession verläuft westlich und östlich hiervon, das ist der M'ninga-Fluß – es ist kein Fluß, es ist ein Wasserloch – da gibt's kein Öl. Aber kommen sie näher an die Höhenzüge heran, können sie nicht bohren, ohne daß sie auf eine Quelle stoßen. Und was die Hauptsache ist, Mr. Braid, die Gesellschaft hat alles, was zum Bohren und zum Handel mit einer höllischen Menge Petroleum notwendig ist. Sie können es über das Gebirge fortleiten. Der Boden ist mit nutzlosen Maschinen und Bodentanks übersät, die nutzbar gemacht werden könnten. Das einzige, was ihnen fehlt, sind Beförderungsmittel. Sobald sie zu bohren anfangen, müßten sie Tankdampfer chartern – 'ne ganze Masse!«

Sprach er die Wahrheit? Jedenfalls glaubte es Tony und war davon überzeugt.

»Wie können Sie Ihre Behauptungen beweisen?« fragte er. »Wenn Sie mir einen befriedigenden Beweis bringen, werde ich Ihnen nicht zwanzig-, sondern dreißigtausend Aktien geben. Ich glaube, damit können Sie wirklich zufrieden sein.«

Mr. Colburn lächelte.

»Der einzige Beweis für Öl ist – Öl«, sagte er treffend. »Wenn Sie den Beweis hätten, würden Lulanga nicht zweieinhalb Penny stehen. Ich habe Sie nicht um Geld gebeten, nicht wahr? Ich habe Sie nicht einmal um eine Arbeit gebeten – obwohl Sie mich natürlich später zum Ingenieur und Betriebsleiter machen müßten. Ich verlange dafür nicht einmal ein Gehalt. Ich würde mich mit meinen zwanzig- oder dreißigtausend Aktien begnügen und einer Provision. Ich brauche auch kein Geld, meine Reise zu bezahlen, aber ich brauche eine gewisse Anzahl Aktien und die in ihnen verbrieften Rechte, um jenes Feld zu bearbeiten. Und die habe ich nicht. Sehen Sie sich das an!«

Er nahm eine Handvoll Papiergele aus der Tasche und warf es auf den Tisch. »Da liegen achthundert Pfund bares Geld. Ich verlange nichts als das Recht, Sie zum Millionär zu machen.«

»Ein anständiges Angebot«, murmelte Elk.

Der Mann hatte noch etwas auf dem Herzen. Gleich darauf kam er damit heraus.

»Sie wollen einen Beweis? Sie sollen ihn in ein bis zwei Tagen haben. Ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen, Mr. Braid. Ich habe so'n bißchen privatim gebohrt, an der Grenze des Geländes – ich und ein Kerl, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtet, und zwei Eingeborene. Eigentlich müßte ich ja draußen sein und es überwachen, anstatt hier herumzulungern und zu versuchen, die Aktien aufzutreiben. Vor ein paar Tagen habe ich diesen Burschen Reef besucht. Aber er war fort, beim Rennen. Der hat auch 'ne

Menge Aktien. Auch Lord Frensham, der Mann, der sich erschoß, hatte einen ganzen Schrank voll.«

»Ich habe Lord Frenshams Aktien«, sagte Tony. »Wann erwarten Sie den Beweis?«

»Täglich. Wir haben nur einen primitiven Bohrer, und das braucht Zeit. Und natürlich bekomme ich keine Kabel, denn die könnten nur über das Telegrafenamt der Lulanga-Gesellschaft gehen.«

»Mit anderen Worten«, lächelte Tony, »wildern Sie so'n bißchen Öl?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Ausgeschlossen! Ich habe die Genehmigung für alles, was ich tue. – Wenn Sie die Bücher der Gesellschaft durchsuchen, werden Sie sie finden. Wie ist es also mit meinen dreißigtausend Aktien?«

»Ich werde es beschlafen«, sagte Tony.

Er begleitete seine Gäste hinaus, und nachdem sie Colburn in eine Taxe verfrachtet hatten, nahm er Elk beiseite.

»Machen Sie Ihrem Freund klar, daß es um so besser ist, je weniger Leute von seinem Traume wissen – nehmen wir mal an, es wäre nichts anderes.«

»Wenn ich fünftausend Pfund hätte«, begann Elk ...

»Sie haben Sie aber nicht«, verwies ihn Tony. »Aber wenn ich einige Aktien für Sie kaufen darf, werde ich so viel Geld für Sie verdienen, daß Sie Scotland Yard kaufen können.«

Als zwei Tage später ein Angestellter von Julian Mr. Braid meldete, fühlte sich Reef versucht, sich verleugnen zu lassen. Doch fast mechanisch sagte er: »Gut« und bereitete sich auf eine sehr ungemütliche Begegnung vor. Tony war wie immer tadellos gekleidet. Er zog die zitronengelben Handschuhe aus, legte sie in das Innere seines Zylinders und setzte sich.

»Wieviel Lulanga-Aktien besitzen Sie?« eröffnete er die Unterhaltung.

Julian blickte finster drein.

»Soll das wieder ein Verhör werden? Ich denke, ich habe Ihnen schon klargemacht ...«

»Über Ihre eigenen Aktien haben Sie mir gar nichts klar gemacht.«

»Ich besitze hunderttausend – oder, um ganz genau zu sein, hundertzehntausend. Aber was interessiert Sie das? Haben Sie vielleicht ein neues Gutachten entdeckt?« höhnzte er. »Eins, das die Aktien bis zum Himmel emportreiben wird?«

»Ich habe kein neues Gutachten entdeckt« – Tony wählte seine Worte mit großer Umsicht –, »noch habe ich eines erdichtet. Ich bin aber der Ansicht, daß auf dem Gelände noch Öl zu finden ist. In diesem Fall würden die Aktien fünfmal soviel wert sein wie heute. Liegt aber diese Möglichkeit vor, so möchte ich gern die ausschlaggebende

Majorität besitzen. Ich habe zweihunderttausend von Lord Frensham – oder vielmehr von Lady Frensham. Das Aktienkapital beträgt sechshunderttausend. Ich brauche also noch eine Anzahl zur Majorität.«

Julian ging ein Licht auf. Nicht umsonst hieß dieser Mann der ›gerissene Kerl‹.

»Ich begreife«, rief er. »Sie wollen einen Rummel in Lulangas machen, Ihren Besitz losschlagen und mit einem großen Gewinn ’raussteigen, wie? Das nennen Sie dann Hochfinanz, nicht wahr?«

»Von Hochfinanz verstehe ich nichts«, erwiderte Tony, »aber von niedriger Finanz habe ich die letzten zwei, drei Tage allerhand gesehen. Bitte, antworten Sie mir jetzt, ob Sie mir Ihren gesamten Besitz an Lulangas verkaufen wollen?«

Julian wollte nur gar zu sehr, war geradezu erpicht darauf, den ganzen Schwung loszuwerden. Wenn Braid es ernst meinte und wirklich bar kaufen wollte, war ihm sein Geld höchst willkommen. Er brauchte dringend neue Mittel. Denn das neue Unternehmen ging seiner Geburtsstunde entgegen.

»Zur Zeit stehen die Aktien tief unter ihrem inneren Wert«, wandte er ein.

»Ich kann ja morgen das Gutachten des Ingenieurs veröffentlichen«, fiel Tony ein, »damit Sie ein endgültiges Urteil über ihren inneren Wert gewinnen.«

Reef flammte vor Ärger auf.

»Das heißtt, Sie wollen jeden Wert, den die Aktien noch haben, vernichten. Was planen Sie eigentlich, Braid?«

Tony schüttelte den Kopf.

»Ich habe nicht die Absicht, mit Ihnen meine privaten Pläne zu erörtern. Ich frage Sie noch einmal, zu welchem Preis Sie verkaufen wollen.«

Julians Gedanken flogen. Er wußte zu seinem Kummer, daß es praktisch unmöglich war, Lulanga am offenen Markt zu veräußern. Er hatte seinen Besitz erst am Tag zuvor zu wenigen Pence für die Aktie angeboten. Vergeblich. Er nannte jetzt einen Preis und sah Tony lächeln.

»Das sind sie wert«, beharrte er, »und wenn Sie Ursulas Aktien ...«

»Ich ersuche Sie, die Dame nicht bei ihrem Vornamen zu nennen!«

Wütend zeigte Reef die Zähne.

»Sie sprechen ein bißchen anmaßend, scheint mir. Im übrigen ist die Dame meine Cousine. Aber ich habe wirklich keine Lust, mit Ihnen zu streiten. Sie haben Ihre besondere Ansicht über Lulanga, vielleicht haben Sie recht. Ich habe ja immer Vertrauen zu dem Gelände gehabt. Sie stolzieren auf unbekanntem Gebiet einher. Soviel ich weiß, sind Sie Diamantenfachmann, Ölfelder sind eine sehr riskante Sache. Ich verkaufe Ihnen mein Aktienpaket zu sechs Shilling. Zu diesem Preis sind sie zuletzt an der Börse gehandelt worden.«

Er glaubte nicht im Traum daran, daß Braid ihm einen Wert bewilligen würde, den er selbst für enorm hielt. »Eine anständige Summe für knochentrockene Quellen«, meinte Braid, »aber ich nehme sie. Schreiben Sie die Zession aus, dann gebe ich Ihnen den Scheck.«

Julian war vor Freude wie gelähmt. Dann aber kam ihm der Humor der Lage zum Bewußtsein.

Er lachte herzlich.

»Sie sind ja ein toller Spieler!« rief er gut gelaunt. Er entlockte aber Anthony Braid kein Lächeln der Erwiderung.

Es dauerte genau zehn Minuten, um Julians gesamten Lulanga-Besitz dem anderen abzutreten. Mit einem Gefühl höchster Befriedigung faltete er Tonys Scheck zusammen und steckte ihn in die Tasche.

»Sie wissen natürlich, was Sie kaufen. Sie haben den Bericht gelesen, und vielleicht interessiert Sie auch das hier.«

Er nahm ein Kabeltelegramm vom Tisch und reichte es dem Besucher.

»Vor einem Monat habe ich einen unabhängigen Ingenieur zur Untersuchung der Quellen hinübergeschickt«, erläuterte er. »Das ist die Antwort.«

Tony las:

›Ausbeute minimal. Meiste Quellen ausgetrocknet. Die noch arbeiten, produzieren verminderte Menge. Kleine, von Gesellschaft genehmigte Bohrungen östlich des Gebirges. Meiner Meinung nach geringste Hoffnung auf Erfolg.‹

Dann reichte er das Telegramm zurück.

An der Tür blieb er noch einmal stehen.

»Wenn Freunde von Ihnen größere Posten von diesen Werten haben, nehme ich sie ihnen gern ab«, erklärte er.

»Warum kaufen Sie nicht an der Börse?« entgegnete Julian keck. »Das ist eine nicht ganz unwichtige Einrichtung, von der Sie vielleicht schon einmal gehört haben. Ich bin überzeugt, es gibt eine ganze Anzahl Aktienbesitzer, die gern Ihre interessante Sammlung vermehren wollen.«

Als Guelder einige Zeit später kam, fand er seinen Sozius in sehr gehobener Stimmung und erfuhr bald den Grund. Guelder kratzte sich die Nase und war durchaus nicht allzu erfreut.

»Hm«, machte er, »der gerissene Kerl!«

Er las das Kabel, das er noch nicht kannte.

»Mit Genehmigung? Was bedeutet das? Wer bohrt da auf der anderen Seite des Gebirges?«

Julian erklärte ihm, daß die Gesellschaft häufig die Genehmigung an Leute erteile, die ihr Glück auf unerforschten Gebieten des Geländes versuchen wollten.

»Der Gesellschaft schadet das nichts. Denn haben sie Erfolg, müssen sie der Gesellschaft 75 Prozent ihrer Ausbeute abgeben und den Handel mit ihrem Öl überlassen. Vor einiger Zeit gab Frensham jenem Burschen Colburn eine Lizenz, der früher mal Ingenieur bei uns war und wegen Trunksucht flog.«

»Colburn?« fragte Guelder und blickte scharf auf. »Der kam vor etwa drei Wochen hier ins Büro, als du in Cornwall warst. Ein etwas lärmender Geselle.«

»Ich kenne ihn nicht«, entgegnete Julian gleichgültig.

»Er ist in London, mein Freund. Stimmt dich das nicht nachdenklich?«

»Nein. Auch der wird kein Öl nach Lulanga pumpen«, lachte Julian.

Kurz vor dem Lunch kam Guelder herein, einen Morsestreifen in der Hand, schloß behutsam die Tür hinter sich, ging langsam auf Reef zu und legte den Papierstreifen ohne ein Wort vor ihn hin.

»Was ist das?« fragte Julian und blickte auf.

»Lies«, befahl der andere.

Reef nahm das Papier auf, las und starre.

»Lulanga-Öl 17,9, 18,6, 18,9, 20,3.«

Er traute seinen Augen nicht.

»Dieser verrückte Narr kauft!«

Guelder schüttelte den Kopf. »Wahnsinn hat viele Gesichter«, bedeutete er. »Dieser Mann ist sicher nicht zu seinem Schaden verrückt geworden. Er mag ein Spieler sein, aber er spielt nicht blindlings. Wollen wir nicht auch kaufen, mein guter Julian? Wenn es für ihn gut ist zu kaufen, wird es für uns nicht schlecht sein.«

»Du magst ja verteufelt viel von deiner Wissenschaft verstehen«, schimpfte Julian, »von Aktien hast du keinen blauen Dunst. Begreifst du nicht, du Schafskopf, daß die Papiere bis Börsenschluß Hals über Kopf stürzen werden?«

Er war kein guter Prophet. Die letzte Notierung der Lulanga war 27 Shilling.

»Dahinter steckt eine Schiebung«, schimpfte Julian wütend. Und vielleicht hatte er recht.

Als er am nächsten Morgen im Bett die Zeitung las, fand er einen Artikel mit der Überschrift: ›Romantik der Ölfelder ... Sensationelles Steigen der Lulangas ... Wertlose Aktien stehen jetzt auf zwei Pfund!‹

›Gestern früh beweinten Lulanga-Öl-Besitzer ihr Los ... Wer gestern zu niedrigem Kurs verkauft hat, sieht heute schon seinen Fehler ein. Mr. Anthony Braid, der bisher Diamanten-Interessen vertrat, war der Hauptkäufer. Wie wir erfahren, übernahm er ein Paket von über hunderttausend Stück von einem wohlbekannten City-Mann zum Kurs von sechs Shilling. Am Schluß der gestrigen Börse hatte er einen Gewinn von über hunderttausend Pfund in der Tasche! Bei einem Interview, das er gestern abend unserem Mitarbeiter in seiner Wohnung gewährte, erklärte Mr. Braid, das Steigen der Aktien sei nicht verwunderlich. Unabhängige Ölsucher wären bei ihren Bohrungen am Rande des Geländes auf das wahre Öl-feld gestoßen. Das Ergebnis sei verblüffend, die Möglichkeiten seien unberechenbar. Mr. Colburn, der neue Ingenieur, reise Sonnabend nach Afrika. Ein Kabel seines Vertrauensmannes, der die Versuchsbohrungen unternommen hat, rief ihn zurück.‹

Julian warf die Zeitung auf den Boden, sprang aus dem Bett und trampelte wütend darauf herum. Tony Braid hatte ihn darauf hingewiesen, daß das Gelände Öl enthalte, daß die Aktien fünfmal soviel wert waren, als er dafür zahlte. Es

war eine Gerissenheit – diese Wahrheitsliebe war wieder einmal eine der ihm eigenen Gerissenheit!

16

Ursula Frensham saß wie in einem Traum. Ihr Glaube hatte sie nicht betrogen, so vage und unbegründet er gewesen war. Das erhoffte Vermögen war Wirklichkeit geworden. Immer wieder las sie Tonys Brief:

›... Wenn ich Ihnen raten darf, verkaufen Sie nicht eine einzige Aktie. Haben Colburns Freunde recht, dann sind sie jede Summe wert; täuschen sie sich, wäre es unrecht, andere hineinzulegen. Der einzige, der Schaden erleiden kann, falls die Geschichte von den neuen Quellen unbegründet ist, bin ich, denn ich bin der Hauptkäufer gewesen. Ich brach in den Markt ein und räumte alles fort, was da herumschwamm, ehe meine Freunde in der City noch recht aufgewacht waren.‹

Es gab aber auch Leute, die nicht die Geduld hatten, zu der Tony riet. Ein gewisser Inspektor von Scotland Yard, der tausend Stück gekauft hatte, läutete seinen Mentor dreimal in zwei Stunden an und kam schließlich selbst angerückt.

»Zum erstenmal in meinem Leben habe ich Aktien gekauft«, jammerte er, »und sie quälen mich zu Tod, Mr. Braid. Jedesmal, wenn die Zeitung kommt, fürchte ich, ich

bin ruiniert. Allmählich verstehe ich, warum Börsenleute so gefährdet sind. Nichts treibt einen Mann so sicher zum Verbrechen wie die Börse!«

Tony schlug vor, ihm die Aktien zum letzten Kurs abzunehmen. Mr. Elk schwankte.

»Wenn sie dann steigen«, warnte er Tony, »würde ich so wütend werden, daß ich für meine Handlungen nicht einstehen könnte. Ihr Leben hinge an einem Haar. Ich werde immer mehr zum Jobber. Das haben die Aktien aus mir gemacht. Gestern flüsterte mir einer zu – ein ganz hochstehender Mann noch dazu –, wenn ich viel Geld verdienen wollte, sollte ich nur in Diamanten *à la baisse* spekulieren.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Jawohl«, bestätigte Elk, »ein ganz großer Mann.«

Er nannte den Namen. Es war, wie Tony erkannte, eine der wenigen Firmen in der City, die mit Julian Reef Geschäfte machte.

»Dieser Mann behauptete, Diamantenaktien würden stürzen. Er riet mir zu Differenzgeschäften, dieser sympathischsten Form des Diebstahls.«

Das gab zu denken. Noch lange, nachdem Elk gegangen war, saß Braid und brütete. Der Diamantenmarkt war fest. Die Hauptpapiere hatten seit Monaten den gleichen Kurs. Jeder Versuch, ihn zu senken, war gescheitert, obwohl gerade diese Aktien einst die empfindlichsten auf dem Minenmarkt gewesen waren. Er telefonierte den ganzen Nachmittag. Sprach mit bekannten City-Leuten, die ein vitales Interesse an dieser Industrie hatten, konnte aber

keine Auskunft erhalten, die einen möglichen Kurssturz erklären konnte. Die Ausbeute war gut, und die Abnehmer der ganzen Welt verschlangen das gesamte Angebot, das Afrika auf den Markt brachte.

»Offenbar hat man Elk getäuscht«, dachte er und vergaß die Angelegenheit, bis ...

Er ging in Ascot in seinem Garten spazieren, als der Diener ihn ans Telefon rief. Er erkannte die Stimme eines der größten Makler auf dem afrikanischen Markt.

»Was ist mit de Mesnes passiert?« rief er.

»Was soll den passiert sein?«

»Sie sind heute morgen um drei Pfund gefallen, und alle Diamantenpapiere stürzen nach. Haben Sie etwas von einem gewaltsamen Einbruch gehört?«

Da erinnerte Tony sich an die Worte des Detektivs.

»Fragen Sie mal bei Bell und Steen an«, riet er und nannte den Namen der Firma, die Elk erwähnt hatte. »Vor einigen Tagen habe ich einen Tip bekommen, daß die vielleicht die Hand im Spiel haben.« Sehr bestürzt hängte er den Hörer ein. Daß der Hauptteil seines Vermögens in Diamantenaktien angelegt war, berührte ihn wenig. Er hatte in der letzten Woche ein Vermögen an Lulanga-Öl gewonnen und würde wahrscheinlich daran noch weiter gewinnen. Aber warum fielen Diamanten in einer so dramatischen, unverständlichen Weise?

Er hätte das Drama begriffen, wenn er gewußt hätte, was seit einigen Nächten in einer gewissen kleinen Fabrik zu Greenwich vorgegangen war.

»Weißt du, daß du beobachtet wirst?« fragte Julian Reef.

Guelder schrak zusammen, die dicke Unterlippe hing ihm mit einem Ausdruck des Entsetzens herab.

»Beobachtet?« keuchte er, »von der Polizei? Barmherziger Gott!«

Mit boshafter Befriedigung fuhr Julian fort:

»Ich habe Elk kürzlich zweimal in der City getroffen, und beide Male ging er wenige Meter hinter dir. Kennst du ihn?«

»Den langen Halunken? Ja, natürlich. Wir sind dicke Freunde.« In der Aufregung sprach er kein gutes Englisch.

»Ich weiß wirklich nicht, was ihn dazu veranlassen könnte, aber jedenfalls ist er dir auf der Spur.«

Reef ließ eine kleine Pause verstreichen, ehe er die Frage stellte, zu der es ihn drängte.

»Guelder, du warst in der vergangenen Woche viel verreist. Soviel ich weiß, warst du Montag in Birmingham und Mittwoch in Cardiff. Was ist los? Irgend etwas hetzt dich umher.«

Rex Guelder gab gelassen Auskunft.

»Mein lieber Junge, ich bin Gelehrter. Ich muß bestimmte Teile meiner Maschinen prüfen und ausprobieren, ehe ich sie kaufe. Wo diese Teile zu haben sind, da fahre ich hin. Eine ganz einfache Sache.«

»Glaubst du, daß Elk dir auch dahin gefolgt ist?«

Sekundenlang funkelte ein Flackern der Bestürzung in den Glotzaugen des Niederländers.

»Ich habe ihn jedenfalls nicht bemerkt«, sagte er gequält.

»In jedem Fall hätte er ja auch nichts weiter beobachtet, als daß du elektrische Apparate kaufst«, meinte Julian mit kaum verhohlem Argwohn.

»Allerdings«, sagte Guelder.

Als Julian etwas später seine Post durchsah, fand er einen Brief in einer ihm bekannten Handschrift. Er riß ihn auf und wunderte sich, was Tony Braid ihm zu sagen habe. Es war eine kurze, geschäftliche Mitteilung. Bei der Durchsicht des Aktienregisters hatte Braid festgestellt, daß gewisse Lulanga-Aktien des verstorbenen Frensham nicht in völlig gesetzmäßiger Form übertragen worden waren. Jedenfalls fehlte die Bescheinigung. Er legte die notwendigen Dokumente mit der Bitte an Julian bei, sie zu unterschreiben.

Lange blickte Reef auf die Papiere, den Federhalter in der Hand. Dann legte er ihn nieder und klingelte nach Guelder.

Wenn Rex auch sehr wenig von den Geheimnissen der Börse verstand, die Möglichkeiten, die sich hier boten, würde er begreifen, auch wenn er kein Sachverständiger in Finanzdingen war.

»Wieviel waren es?« fragte Guelder.

»Etwa fünfzigtausend«, erwiederte Julian und blickte auf die Papiere. »Genau neunundvierzigtausendfünfhundert.«

Er kannte im voraus die Antwort des Holländers.

»Hm, mein Freund«, sagte er, »wenn sie an Frensham nicht ordnungsgemäß übertragen worden sind, gehören sie dir; oder wollen wir lieber sagen: mir? Ich bin dein Sozius.«

Ohne aufzublicken erwiderte Julian: »Darauf fällt der nicht 'rein.«

»Aber vielleicht fällt das gnädige Fräulein Ursula darauf 'rein. Sie ist doch eine Frau von Ehre«, fügte er schlau hinzu, »und wird sich nicht an Aktien bereichern wollen, die ihr nicht gehören.«

»Sie gehören ihr«, verwies Julian grob. »Stell dich doch nicht dümmer, als du bist!«

»Wenn ich nun behauptete, daß sie ihr nicht gehören! Wenn ich zum Beispiel zu der Dame ginge – mit einer kleinen, niedlichen Geschichte. Wie wäre das, mein Freund?«

Julian biß sich auf die Lippen. Er brauchte wieder einmal dringend Geld. Der Aktienerlös war längst den Weg aller Dinge gegangen. Selbst Guelder hatte keine Ahnung, wie verzweifelt seine Lage war.

»Es scheint mir ein sehr schmutziger Streich zu sein«, sagte er endlich matt. »Es widerstrebt mir eigentlich. Aber wenn man die Sache näher betrachtet, gehören die Aktien wirklich uns.«

Guelder klopfte ihm auf die Schulter.

»Ganz meine Meinung«, rief er, »laß mich nur machen!«

Das Leben verrann sanft und still in Hampstead. Ursula hatte einen Kreis guter Freunde.

Obwohl sie wenig ausging und nur selten jemand empfing, hatte sie die Gabe, dauernde Freundschaften, eins der schönsten Geschenke wahrer Menschlichkeit, zu begründen und zu unterhalten.

Am Tag, bevor die Diamantenaktien sich so sonderbar benahmen, erhielt sie einen Brief, dessen Handschrift ihr völlig unbekannt war. Ein Botenjunge überbrachte ihn. Aus der Schrift schloß sie auf einen Ausländer und wunderte sich, wer sie mit »Die Lady Ursula Frensham« anreden könnte. Der Brief enthielt zur zwei Zeilen. Als sie die Unterschrift suchte, entdeckte sie zu ihrem Erstaunen ein schwunghaftes Gekritzeln, das sie als Rex Guelder entzifferte.

›Lady! Darf ich die Ehre haben, Sie heute zu besuchen? Bitte, empfangen Sie mich in einer höchst wichtigen Angelegenheit.‹

Da auf dem Briefkopf weder Adresse noch Telefonnummer stand, blieb ihr keine Möglichkeit, den Besuch abzuweisen.

Trotzdem hätte Ursula sich vor Rex Guelder verleugnen lassen, wenn die gewisse weibliche Neugierde nicht so groß gewesen wäre. Sie zögerte daher kaum, als sie die große Visitenkarte las.

»Lassen Sie ihn eintreten, Jane, aber kommen Sie in zehn Minuten unter irgendeinem Vorwand herein und rufen Sie mich ab.«

Guelder trug einen schwarzen Rock, eine flammendrote

Krawatte und in der Hand einen steifen Hut. Sein Gesicht glänzte nicht weniger als seine goldene Brille; denn er war bis zur Fitzjohn's Avenue zu Fuß gegangen. Er hatte seine Gründe.

»Sie sind überrascht, mich zu sehen«, begann er mit einem unsympathischen Lächeln, »das begreife ich. Ich bin sozusagen von der Konkurrenzfirma. Sie werden mich fragen, warum ich nicht gleich zu dem ausgezeichneten Mr. Braid gegangen bin. Doch wir wollen die Angelegenheit durchaus freundschaftlich regeln. Es liegt uns nichts ferner, als Sie vor ein Gericht zu zitieren.«

Schon bei diesem Gedanken heuchelte er tiefstes Mitgefühl.

»Ich fürchte, ich verstehe nicht recht, was Sie meinen«, entgegnete Ursula. »Wenn die Angelegenheit Mr. Braid angeht, ist es freilich zwecklos, daß Sie mit mir verhandeln. Und wenn es eine geschäftliche Angelegenheit ist, ist mein Rechtsanwalt zuständig.«

Wieder schüttelte er den Kopf.

»Wir möchten gern einen Prozeß vermeiden, meine reizende junge Dame.«

Seine Augen betasteten sie. Wieder empfand sie jenes Gefühl heftiger körperlicher Pein, das sie Tony beschrieben hatte.

»Es ist eine ganz belanglose Angelegenheit«, fuhr er rasch fort. »Ihr beklagenswerter Herr Vater, dessen Tod – oh, diese Tragik! – mich und meinen lieben Freund Julian eines wahren, großmütigen Freundes beraubt hat – Ihr

teurer Papa war mit dieser Angelegenheit eng verknüpft. Er besaß Aktien, wir besaßen Aktien – es ging ein wenig durcheinander. An manchen Tagen sandte ich ihm einige tausend, an anderen sandte er mir einige tausend. Wir Männer waren sorglos, großmütig, nicht kleinlich veranlagt. Gestern suchte ich fünfzigtausend Stück Lulanga. Wer würde bei diesem überraschenden Kurs nicht verkauften? Ich bin ein armer Mann. Ich durchsuche meinen Geldschrank, ich frage bei meiner Bank an, ich stürze zu meinem Makler. Überall Kopfschütteln. Dann kontrolliere ich mein Geschäftsbuch. Und was finde ich? Ich finde fünfzigtausend Lulanga als Darlehen an Lord Frensham. Eine belanglose Kleinigkeit. Er hatte Ärger mit seiner Bank, mußte als Sicherheit hundert-, zweihundert-, ich weiß nicht wie viele hunderttausend Aktien hinterlegen. Er rief mich an: ›Mein lieber Guelder, ich bin in Verlegenheit. Ich muß zur Sicherheit Aktien hinterlegen, und weil Lulanga so wertlos sind, verlangen sie von mir eine unerhörte Menge.‹ Feine Gelegenheit. Ich freue mich, dem hochherzigen Mann gefällig sein zu können. Im selben Moment hat er auch schon die Aktien. Keine Form, keine Zession, keine kleinlichen Rechtskniffe – nichts. Ich schicke ihm einfach die Aktien durch einen Botenjungen – sie sind ja an sich wertlos – und vergesse sie ganz. Wozu soll man sein Gedächtnis mit Aktien belasten, die scheinbar wertlos sind, nicht wahr? Vielleicht nachlässig. Aber es ist ja für mich kein Geschäft, sondern Ehrensache. Soll ich Sie jetzt in Ihrem Kummer belästigen, fragte ich

mich? Ich berate mich nicht mit meinem guten Freund Julian. Auch er ist ein Ehrenmann, voller Zartgefühl, mit hohen Grundsätzen, dazu noch der Neffe unseres hochgeschätzten Freundes Frensham. Mir, der den nackten Vorteil der Firma vertritt, bleibt natürlich die schmerzliche Pflicht —«

Er hielt inne, um Atem zu schöpfen. Ursula hatte das zusammenhanglose Gerede voller Schläue und heuchlerischem Mitgefühl ruhig angehört und begriff sofort den Zweck dieses Besuches.

»Mit anderen Worten wollen Sie sagen, daß von den zweimalhunderttausend Aktien, die mein Vater mir hinterlassen hat, fünfzigtausend Ihnen gehören?«

»Zu meinem lebhaften Bedauern meine ich das. Es ist beklagenswert und ...«

Sie unterbrach ihn. »Und ausschließlich eine Angelegenheit des Testamentsvollstreckers, scheint mir.«

Er nickte heftig mit dem dicken Kopf.

»Ja, Mr. Braid. Unleugbar. Aber wenn ich zu Mr. Braid gehe, was geschieht dann? Er höhnt, er schnippt mit den Fingern, er sagt: ›Tun Sie, was Sie nicht lassen können.‹ Dann treten die Anwälte in Aktion, es gibt Prozesse und langwierige Verhandlungen, in denen allerhand unangenehme Dinge zur Sprache kommen. Zum Beispiel!« Er hob nachdenklich seinen plumpen Zeigefinger und dozierte: »Zum Beispiel: an seinem Todestag kam Ihr Vater zu dem guten Julian und forderte von ihm die Aktien, die Julian für Sie verwaltete. Weshalb? Wozu? Weil er sie für

sich verwerten wollte. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ihre Empörung ehrt Sie, meine reizende Dame, aber von mir hören Sie die Wahrheit, die unleugbare Wahrheit –«

»Nach Julians eigener Behauptung waren diese Aktien schon seit Wochen in meines Vaters Besitz«, antwortete sie kaltblütig.

Sekundenlang stand Mr. Guelder fassungslos da.

»Sie möchten Ihren Vater gern decken, aber die Wahrheit muß heraus. Ich sehe schon die Abendblätter mit den bösen Überschriften ›Seltsame Beschuldigung gegen einen verstorbenen Edelmann‹. Sehr peinlich, sehr peinlich! Auch hat bei der Totenschau Mr. Braid vor Gott beschworen, daß der verstorbene Frensham nicht in Geldverlegenheit gewesen ist. War das die Wahrheit? Sie sehen, wie viele delikate Dinge dann zur Sprache kommen könnten, zur Freude sensationshungriger Mitmenschen.«

»Mr. Guelder«, unterbrach sie ihn wieder, »mir scheint, Sie erkennen meine Situation gründlichst, wenn Sie sich auch nur einen Augenblick einbilden, ich würde meinen Einfluß auf Mr. Braid benutzen, Ihnen die fünftausend Aktien zu verschaffen. Ich habe mit der ganzen Angelegenheit nicht das geringste zu schaffen.«

»Sehr richtig, junge Dame, vollkommen richtig«, murmelte eine Stimme.

Sie erschrak so heftig bei diesem Laut, daß sie plötzlich aufsprang. Beide hatten Elks leise Schritte beim Über schleiten der Rasenfläche überhört, hatten auch einen schmalen Schatten an der offenen Fenstertür übersehen.

»Niemals etwas ausliefern, gnädiges Fräulein, besonders nicht, wenn man Sie bedroht! Das war ja reine Erpressung.«

Guelder starnte auf Elk, nicht sehr geistreich und auch nicht heldenhaft.

»Mr. Elks«, flüsterte er, »das ist ein unerwartetes Vergnügen.«

»Elk«, verbesserte der Detektiv, »Singular, wenn ich bitten darf. Es gibt nur einen Elk, und der bin ich.«

Guelders Denkapparat arbeitete heftig. Er gedachte der Mitteilung Julian Reefs. Er wurde tatsächlich beobachtet. Dabei war er heute sehr vorsichtig gewesen! Hatte sich immer umgeblickt, hatte seine Schritte verlangsamt, hatte sich plötzlich umgewandt und den Verfolger gesucht, war unerwartet um Ecken gebogen und hatte nicht die Spur von Elk gesehen. Jetzt würgte ihn die Angst. Die Gesetze Englands waren gemein gegen Leute, die sich in geschäftlichen Dingen harmlose Übergriffe gestatten.

»Falls ich etwas gesagt haben sollte, was ich hätte nicht sagen sollen, so bitte ich um Entschuldigung.« Er machte eine tiefe, demütige Verbeugung.

»Jedes Wort, das Sie gesprochen haben, war eine Rechtswidrigkeit«, bemerkte Elk und fixierte den Holländer aus halbgeschlossenen Lidern. »Man verlangt ja von Ihnen nicht, daß Sie stets ein Exemplar des Strafgesetzbuches mit sich herumschleppen. Wir befinden uns hier in einem Land, in dem Erpressung nicht zu den Gesellschaftsspielen gehört. Doch ich störe, gnädiges Fräulein.«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Er konnte in ihren Zügen ein Gefühl der Befreiung lesen.

»Da muß ich der Sache ihren Lauf lassen.«

Guelder machte einen heroischen Versuch, gleichgültig und geschäftsmäßig zu erscheinen, aber die Heldenpose mißlang durchaus. »Ich werde also auf Rückgabe der Aktien klagen. Ich bedauere meinen Irrtum.«

Er streckte eine große, feuchte Hand aus, die zuerst von Ursula, dann von Elk übersehen wurde.

Der Detektiv wartete, bis der Holländer verschwunden war.

18

»Aktienschieber kenne ich, aber Aktienzieher sind mir neu. Wohl kein intimer Freund von Ihnen?«

»Durchaus kein Freund«, erwiderte Ursula nachdrücklich, »er ist mir im höchsten Grade widerlich.«

»Weiblicher Instinkt«, murmelte Elk erfreut. »Ich sage meinem Chef immer: ›Sie sollten eine Frau im Amt anstellen, die nichts weiter tut, als ihren Instinkt arbeiten zu lassen – das würde uns viel Mühe ersparen.‹ Waren Sie schon einmal in seinem Haus, gnädiges Fräulein?«

Sie verneinte heftig.

»Komische alte Bude. Sieht aus, als wäre sie aus einem Roman von Charles Dickens. Er ist Wissenschaftler.«

»Sind Sie eigentlich zu mir zu Besuch gekommen, Mr. Elk?« fragte sie nach einer kurzen Pause.

»Na ja«, zögerte er, »teils ja, teils nein.«

Er blickte sich im Zimmer um.

»Schönes Haus, das Sie da haben, Miss Frensham. Muß allerhand Arbeit machen, das in Ordnung zu halten. Wie machen Sie es eigentlich, wenn Sie Herren zu Tisch haben? Sie können Ihnen doch nicht gut eine Zigarre anbieten – das schickt sich doch nicht für eine Dame.«

Sie hatte von Tony viel über Elk gehört. Sie lachte, sagte aber ganz ernsthaft: »Ich will meinen Ruf riskieren. Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?«

Ehe er antworten konnte, verließ sie das Zimmer und kam mit zwei Zigarrenkisten zurück. Mr. Elk verging vor Scham, wählte aber mit großem Kennerblick.

»Ich verstehe nicht, daß mir so etwas entschlüpfen konnte«, heuchelte er. »Was werden Sie bloß von mir denken! Sieht aus, als hätte ich betteln wollen! Ich werde lieber zwei nehmen, weil ich nicht genau weiß, welche die bessere ist, und ich möchte doch keinen schlechten Eindruck von Ihren Zigarren bekommen. Ich habe heute eine sehr unangenehme Arbeit. Das ist das schlimmste bei der Polizei, daß sie einen nicht einen wirklich interessanten Fall ausarbeiten lassen, sondern daß sie einen mit lauter kleinen dummen Dingen belasten, die jeder Straßenpolizist genauso gut erledigen könnte. Womit ich beileibe nichts gegen die Uniformierten sagen will – ich war selbst mal einer.«

»Haben Sie gerade einen interessanten Fall?«

Er schnitt die Zigarrenspitze mit einem riesigen Taschenmesser ab und tat eine Weile sehr beschäftigt.

»Der ›Fall Guelder‹ an sich ist ein Verbrechen«, bedeutete er. »Er ist eine Beleidigung des Naturgesetzes. Ich glaube, ich habe nie ein größeres Verbrechen gesehen als ihn.«

Sie lachte heiter.

»Befassen Sie sich sehr viel mit Mr. Guelder?« fragte sie.

»Ja – und nein, gnädiges Fräulein.«

Dann wechselte er das Thema und erzählte ihr von seinem neuen Fall.

Die Polizei hatte in Plumstead, in der Nähe von Woolwich, eine kleine, armselige Villa entdeckt, die ein Mann, anscheinend ein Geschäftsinhaber, mit seiner Frau bewohnte, ein wohlbeleibter Herr, der jeden Morgen nach Woolwich mit großer Pünktlichkeit ins Geschäft fuhr und Sonnabend nachmittag friedlich seinen Garten bestellte. Daß er sonntags nicht zur Kirche ging, sprach nicht gegen ihn, weil die wenigsten Leute es taten.

»Und der Bursche ist der abgefeimteste Hehler südlich der Themse! Durch einen Zufall haben wir es entdeckt. Man behauptete, die Villa sei voll von Diebesgut, von Brillantringen bis zu den kostbarsten Gobelins. Einer der Kollegen von Scotland Yard erzählte mir, sie hätten gestohlenes Gut im Wert von mehr als einer Viertelmillion Pfund gefunden. Der Bursche hat alles aufgekauft, was ihm angeboten wurde. Es wird nicht leicht sein, ihn zu überführen, weil er auch ein regelrechtes Geschäft hatte, einen großen Laden in Woolwich, wo er offen kaufte und verkaufte. Man sagt, manches Mal habe er ganze Schiffsladungen erstanden, wenn sie ihm das richtige Zeug brachten. Alle

Flußpiraten kamen zu ihm. Nichts war ihm zu groß, nichts zu klein. Ich bearbeite den Fall eigentlich nicht«, erläuterte er, »ich führe nur die Oberaufsicht, das heißt, ich ernte den Ruhm, wenn es welchen zu ernten gibt, und der Kollege unter mir kriegt die Rüffel.«

»Hat das irgend etwas mit Mr. Guelder zu tun?«

»Mit dem? Aber nein!« wehrte Elk mit einer Verachtung, die er sich nicht zu verbergen bemühte. »Dieser Hehler ist gegen ihn ein lauterer Ehrenmann.«

19

Am Ende der Hill Street nahm Guelder eine Taxe und stürzte sich in ungewohnte Unkosten. Er war noch immer sehr erregt und außer Atem, als er ins Büro kam. Julian war ausgegangen, doch als er einige Minuten später zurückkehrte, fand er den Freund ziemlich aufgelöst.

»Sie wollte nichts herausgeben«, gestand er.

Julian grinste.

»Hast du dir das etwa eingebildet, du Simpel? Dein Plan war von Anfang an zum Mißlingen verurteilt. Hoffentlich hast du mich wenigstens aus dem Spiel gelassen.«

»Warum hast du das nicht vorher gesagt?« zischte Guelder ihn an. »Hast du nicht gesagt, das wäre ein ausgezeichneter Plan? ... Elk war dort.«

»Elk?« Julian stutzte. »Er hat dich verfolgt?«

»Das weiß ich nicht«, grollte der Holländer. »Jedenfalls

war er dort. Kam gerade in dem Augenblick, in dem ich sie soweit hatte. Aber wir werden das Geld schon kriegen! Ich gehe zum Rechtsanwalt und ...«

»Unnötig«, rief Julian zu Guelders Überraschung. »Ich habe die Leute gesprochen, die, wie wir verabredet haben, unseren großen Coup finanzieren sollen. Sie sind bereit, alles, was wir brauchen, aufzubringen.«

Guelders Gesicht hellte sich auf.

»Sie sind nur noch ein bißchen skeptisch gegen deine Erfindung. Zwei oder drei von ihnen kommen dann her, sich die Sache anzusehen. Zeige mir doch noch einmal den Stein.«

Guelder öffnete den Safe, entnahm ihm ein Schmuckkästchen, öffnete es und stellte es auf den Tisch. Darin lag ein kleiner, reiner, weißer Diamant, der im Licht seine bunten Strahlen zur Wirkung brachte.

»Wie lange hast du zu dem gebraucht?«

»Drei Stunden«, gab Guelder Bescheid. »Mit der Zeit wird es schneller gehen. Aber die Eile ist eigentlich unnötig. Man braucht nichts weiter, mein lieber Julian, als noch einige Instrumente, etwas verstärkte Lichtkraft und verbesserte Apparate.«

»Wenn sie nachher kommen und zufrieden sind«, sagte Julian, »beginnen sie sofort ihre Börsenmanipulationen, noch ehe sie dein Experiment mit eigenen Augen gesehen haben. Ich habe ihnen gesagt, daß du noch viel größere Steine bearbeiten kannst.«

Guelder nickte.

»Stimmt! Heute abend mache ich einen Versuch mit einem großen Zehnkaräter. Das zu sehen wird sich lohnen.«

Er wollte gern wissen, warum diese sonst so vorsichtigen City-Leute ihre Börsenmanöver beginnen wollten, ehe sie sich noch von dem Wert der Erfindung überzeugt hatten.

»Der Markt ist schwach«, erklärte Julian, »besonders der Diamantenmarkt. Man hat eine Anzahl freier, kleiner Alluvialfelder in Afrika entdeckt, deren Ausbeutung die großen Gesellschaften gern durch gesetzliche Maßnahmen verhindern möchten. Sie behaupten, der Diamantenmarkt sei so schwach, daß er selbst ohne deine Erfindung leicht ins Wanken geraten könnte.«

Er erzählte dann dem Holländer, der nur ein sehr geringes Interesse für Minenangelegenheiten zeigte, daß eine heftige Konkurrenz entstanden sei zwischen einer kleinen Gruppe Millionäre, die man aus der Diamantenindustrie »hinausgequetscht« hätte, und einer größeren Gruppe. Die Millionäre wollten sich rächen und der Industrie einen tödlichen Schlag versetzen.

Gern hätte Julian auch noch über einige andere Dinge gesprochen. Und hätte Guelder nicht neulich jene furchtbare Drohung ausgesprochen, würde Julian ihm jetzt ungeschminkte Vorwürfe gemacht haben. Guelder war verschwenderisch, hatte keine Ahnung vom Wert des Geldes, kaufte für seine Versuche zusammen, was ihm in den Sinn kam, und überließ es seinem Partner, die Rechnungen zu begleichen. Heute waren wieder einige sehr hohe einge-

gangen, von denen eine, beträchtlich über zweitausend Pfund, umgehend bezahlt werden mußte.

Ganz vorsichtig machte er ihm Vorhaltungen.

»In ein oder zwei Wochen können wir uns das gestatten. Aber gerade jetzt müssen wir sehr haushalten. Ich stecke ja viel in deinen großen Coup, aber ich muß mir doch schließlich einen Weg offenhalten, falls die Sache mißlingt.«

Guelder lächelte sarkastisch.

»Du brauchst dir keinen Weg offenzuhalten, mein Freund«, sagte er sehr gelassen. »Geld werden wir in jedem Fall verdienen. Woher es kommt, ist gleich. Vielleicht verdienen wir ein Vermögen durch meine Erfindung, vielleicht allein schon durch die Aussicht auf meine Erfindung.«

»Ich verstehe dich nicht«, entgegnete Julian zögernd.

Guelder fuhr fort.

»Deine Freunde wollen einen Kurssturz auf dem Diamantenmarkt erzeugen. Schön! Ist es nicht ganz gleich für dich, ob du dein Geld durch diesen Kurssturz aufgrund meiner Erfindung einheimst oder direkt durch meine Erfindung? Geld bleibt Geld. Wie man es gewinnt, ist völlig schnuppe. Ob du den ›gerissenen Kerl‹ überredest, dir fünfzigtausend Pfund zu geben, oder ein Loch in die Erde buddelst und eine Goldader findest – alles völlig egal!«

Julian war ein wenig verdutzt, stellte aber keine Fragen.

Eine halbe Stunde später kamen drei sauber gekleidete City-Herren, die kein Hauch von Romantik umwehte und kein Schimmer sagenhafter Abenteuer verklärte. Und doch

waren sie Piraten, Schatzsucher und Mörder, alles in einer Person ...

Mr. Elk führten seine Pflichten an viele seltsame Orte, teils angenehme, teils zweifelhafte. Bei seinem Besuch in Woolwich fand er beides. Die Villa in Plumstead, die er klein genannt hatte, war in Wirklichkeit ein recht anspruchsvolles Gebäude. Es prunkte mit einer Garage und sehr geräumigen Kellergewölben. Hier herrschte Ordnung. Wenn die Gegenstände, die das Haus schmückten, auch gestohlen waren, so waren sie von bestem Geschmack.

Mr. Weldin, der Eigentümer, hatte seine gestohlenen Bilder nicht in dem Keller verstaut. Das war der Platz für den Wein. Seltene Weine waren es und in gewaltigen Mengen. Im Louvre war ein Meister des vorigen Jahrhunderts aus seinem Rahmen geschnitten worden und hing jetzt in neuem, festlichem Gewand in Mr. Weldins Schlafzimmer. Und das wurde ihm zum Verhängnis. Denn in seinem Badezimmer war ein Rohr leck geworden. Man hatte einen Klempner zitiert, diesen häuslichen Schaden zu beseitigen. Es war eine besondere Auszeichnung, denn kein Mensch durfte jemals diese Schwelle übertreten. Mrs. Weldin verrichtete alle Hausarbeit höchst eigenhändig.

Es war das Pech dieses Königs der Hehler, daß der Klempner künstlerische Neigungen hatte und in seiner freien Zeit eine Malklasse der Fortbildungsschule besuchte. Niemals hätte man von einem Handwerker erwartet, daß er einen gestohlenen Corot wiedererkennen würde. Doch

dieser Mann erkannte nicht nur dessen Herkunft, er hatte auch von dem Diebstahl gehört.

Nachdem er seine Pflicht als Klempner getan hatte, verließ er das Haus und lief zur Polizei, um dort seine Pflicht als Künstler und Bürger zu erfüllen.

»Scheint mir etwas sonderbar«, meinte Elk. »Ich dachte, diese Gewerkschaften trennen Malerei und Klempnerei.«

Man führte ihn durch das herrliche Haus und dann dorthin, wo Mr. Weldin die weniger vornehmen Geschäfte seines Handelszweiges erledigt hatte. Es war ein schmutziger, langgestreckter Bau am Ufer, der mit einer unbeschreiblichen Sammlung aller möglichen Gegenstände vollgepfropft war, von alten Kleidern, die in Haufen an Haken hingen, bis zu noch ungeöffneten Warenballen, die von den Flußpiraten stammten.

»Eine Masse von dem Zeug da ist ehrlich gekauft und bezahlt worden. Der größere Teil ist fraglos auf gesetzwidrige Weise in seinen Besitz gelangt«, erklärte der Ortspolizist, ein sehr genauer Mann mit einem amtlichen Wortschatz. »Tatsächlich besitzt er Quittungen für die meisten großen Gegenstände in seinem Haus – zum Beispiel die Bilder. Weldin behauptet, er habe den Wert des Corot nicht gekannt.«

»Des was?« fragte Elk verdutzt. »Ah, dieses Gemälde! Spricht man das so aus? Bildung ist doch was Schönes, Kollege! Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf – untersuchen Sie mal den ganzen Haufen da etwas genauer – besonders die Kleider. Höchstwahrscheinlich wird sich

dann die Anklage gegen ihn etwas verändern. Vielleicht tun Sie ihm einen Gefallen, wenn Sie ihn dann nur wegen Raub anklagen.«

Er besuchte Mr. Weldin in seiner Zelle und fand einen sehr frohgemutten und selbstsicheren Mann.

»Nie hat man einen Bürger und Steuerzahler ungerechter behandelt«, begann er. Doch Elk brachte ihn schnell zum Schweigen.

»So hätten Sie vor der Erfindung der Fingerabdrücke sprechen können, mein lieber Weldin. Wir haben eben Ihr Sündenregister vom Polizeipräsidium erhalten, Mr. Weldin, Martin, Cootes, Oberst Slane, Mr. John B. Sennet, oder wie Sie in Wirklichkeit heißen mögen. Auswahl haben Sie ja genug.«

Weldin hatte Sinn für Humor und lachte.

»Wenn Sie mal zufällig dem Mann begegnen, der die Fingerabdrücke erfunden hat, dann pudern Sie ihn noch mal in meinem Namen mit dem Klammerbeutel, mein lieber Inspektor.«

»Ich werd's mir überlegen«, gelobte Elk liebenswürdig und überließ den dicken Räuber seinem Schicksal.

Als er nach Scotland Yard zurückgekehrt war, sagte er zu seinem Schreiber:

»Ich habe jetzt eine sehr wichtige Untersuchung zu machen und wünsche nicht gestört zu werden.«

»Wann soll ich Sie wecken?« fragte der Schreiber ohne jede beleidigende Absicht.

»Um fünf – mit einer Tasse Tee«, entgegnete Elk und war zwei Minuten, nachdem er den Schlüssel im Schloß umgedreht hatte, sanft und fest entschlummert.

Der Abend rief ihn wieder nach Woolwich. Ohne Klage machte er sich auf den Weg. An einem Zeitungsständen las er flüchtig etwas über ›Kurssturz in Diamanten‹.

Es interessierte ihn nicht. Tony Braid aber hatte dieselbe Nachricht schleunigst nach London gehetzt.

Braid besuchte mehrere Firmen in Mayfair und erörterte in verschiedenen verschwiegenen Privatkontoren den Grund dieses Sturzes. Bei einem der Diamantenmillionäre fand er wenigstens eine Erklärung dieser unbegreiflichen Baisse.

»Sleser ist auf dem Markt«, sagte dieser, ein hübscher graubärtiger Mann, eine Säule der Diamantenindustrie. »Vielleicht verbrennt er sich die Finger, vielleicht auch nicht. Wir werden jedenfalls kein Geld verschleudern, ihn zu bekämpfen. Unsere Aktien sind genau das wert, was sie vor dem Sturz galten. Sie werden auch wieder ihren normalen Kurs erreichen. Zu einer Panik liegt nicht der geringste Anlaß vor.«

Tony lächelte.

»Persönlich neige ich nicht zur Panik«, bemerkte er. »Ich möchte nur wissen, ob Reef dahintersteckt.«

»Reef?« Der bärtige Mann staunte. »Wer zum Teufel ist Reef?«

Hätte Reef das gehört, hätte er sich nicht geschmeichelt gefühlt.

»Ah, jetzt erinnere ich mich! Dieser kleine Gernegroß!

Warum sollte er den Diamantenmarkt beunruhigen? Und wie könnte dieser kleine Bursche das! Jedenfalls werden wir nichts unternehmen. Und ich kann Ihnen nur den einen Rat geben ...«

»Ganz unnötig«, lachte Tony, »wenn die Baisse anhält, kaufe ich, obwohl meine Käufe den Kurs nicht stark beeinflussen werden.«

Doch andere nahmen die Sache nicht so philosophisch hin wie der große bärtige Finanzmann. Sie waren aufgescheucht und fürchteten einen weiteren Kurssturz. Jeder nannte einen anderen, der angeblich hinter dieser Bewegung stecken sollte, aber alle nannten außerdem Sleser – jenen Millionär, der die Diamantengruppe bitterer haßte als alles andere in der Welt. Und jedenfalls wurde Tony klar, daß dieser Ansturm gegen die Diamantenindustrie weit heftiger und ernster war, als er anfangs geglaubt hatte. Von einem der Herren, die er besuchte, hörte er eine ganz merkwürdige Geschichte. Der Bruder seines Kammerdieners wohnte in Greenwich und hatte von einer Fabrik am Ufer gehört, die sich angeblich mit der Herstellung künstlicher Diamanten befaßte.

»Was natürlich Unsinn ist«, sagte Tony. »Man kann Diamanten herstellen, aber sie sind so winzig, daß sie keinen Handelswert haben. Auch sind die Kosten der Herstellung so groß, daß sie nicht konkurrenzfähig sind.«

Und doch war er beunruhigt ... Greenwich!

Gelder wohnte in Greenwich und besaß dort, wie er gehört hatte, ein Laboratorium. Der Mann war Chemiker,

nach allen Berichten ein sehr scharfsinniger. Sollte Julian doch hinter dem Kurssturz stecken? Er machte sich keine falschen Vorstellungen von Julians Wichtigkeit. Er war ein Blender, spielte sich gern auf, hatte aber nicht den geringsten finanziellen Rückhalt. Er lebte von der Hand in den Mund, verdiente in manchen Jahren enorme Summen, in anderen – dies wurde freilich nicht so laut hinausposaunt – verlor er größere; kurz, er arbeitete ohne jede solide Grundlage. Tony hatte sich die größte Mühe gegeben, dies durch Andeutungen und Anspielungen Lord Frensham klarzumachen, doch Frensham litt an übertriebenem Zartgefühl und glaubte unerschütterlich an die Fähigkeiten seines Neffen.

20

Um neun Uhr abends, als Tony gerade überlegte, ob er in seinen Klub gehen sollte, wo er sicher einige Herren treffen würde, die an der letzten Entwicklung des Markts beteiligt waren, oder ob er nach Ascot fahren sollte, klingelte das Telefon. Der Diener ging nicht an den Apparat. Er war ein ziemlich fauler Bursche und grollte wegen der erhaltenen Kündigung. Tony nahm den Hörer ab und vernahm nach einer kleinen Weile wie aus weiter Ferne Elks Stimme.

»Ich habe Sie schon in Ihrem Landhaus angerufen – hat mich neun Pence gekostet. Wenn ich ›mich‹ sage, meine ich die Regierung. Können Sie sofort hierherkommen?«

»Wo sind Sie?« fragte Tony.

»In Woolwich.« Er gab die Adresse an. »Und, Mr. Braid, halten Sie es für möglich, die junge Dame mitzubringen?«

»Lady Frensham?« rief Tony überrascht.

»Ja. Sie ist mir wichtiger als Sie.«

»Was ist denn los?«

Offenbar überlegte Elk die Antwort.

»Es handelt sich um die Feststellung einer Identität. Man hat einen Rock gefunden. Ich würde sie nicht belästigen, doch es ist ziemlich wichtig.«

»Aber wie soll sie denn einen Rock wiedererkennen?«

»Das werde ich Ihnen sagen, wenn Sie hier sind. Mein Kollege hier hat Reef angerufen. Doch zum Glück für alle Beteiligten war er ausgegangen. Also wollen Sie die Dame mitbringen?«

»Selbstverständlich, wenn es notwendig ist und ich sie erreichen kann.«

»Und, Mr. Braid, was ich noch sagen wollte, hier regnet es. Kommen Sie also nicht in Ihrem Zweisitzer. Ich hoffe stark, Sie werden mich in die Stadt zurückbringen, und ich hasse die Hockerei auf dem Notsitz. Sie tun mir einen persönlichen Gefallen, wenn Sie im Rolls-Royce kommen, dem großen roten; ich meine den, in dem Sie immer eine silberne Zigarrenkiste unter dem Sitz hatten.«

»Ich werde im Rolls-Royce kommen und die Zigarrenkiste mitbringen und werde zusehen, daß sie auch gefüllt ist, Sie alter Schnorrer.«

»Was sagen Sie da, Mr. Braid?« fragte Elk mit ängstlicher Stimme. »Schnorr – was? Ah, jetzt verstehe ich! Wenn

die Coronas für die Kiste zu groß sein sollten, legen Sie sie ins Gepäcknetz.«

Sobald er eingehängt hatte, läutete Tony Ursula an und teilte ihr Elks Wunsch mit.

»Wozu er Sie braucht, weiß der Himmel. Jedenfalls machte er es sehr dringlich. Haben Sie Lust, einen Ausflug in die Wildnis von Woolwich zu unternehmen?«

»Mit Wonne«, rief sie. »Ich werde in meinem Wagen ...«

»Nein, ich komme in meinem«, widersprach Tony. »Elk wünscht absolut meinen Rolls-Royce.«

Sie erwartete ihn in Hut und Mantel. Der Regen aus Woolwich hatte West-London erreicht, als sie abfuhren. Den größten Teil des Weges sausten sie durch einen wütenden Sturm, der sich am heftigsten austobte, als sie Blackheath erreichten.

Sie hatte Braid seit Guelders Besuch nicht gesehen und erzählte ihm jetzt davon. Zu ihrem Erstaunen war Tony über die Gaunerei des Holländers nicht erzürnt.

»Diese Schlamperei, dieses Hin- und Herschieben der Aktien scheint wirklich Tatsache zu sein«, bestätigte er. »Ihr armer Vater war der argloseste Geschäftsmann, der jemals gezwungen war, eine Gesellschaft zu leiten. Wenn es zum Prozeß käme, würde es uns verflixt schwerfallen, zu beweisen, daß Ihre zweihunderttausend Aktien nicht irgend jemand anderem gehören. Die Zessionsbücher sind miserabel geführt. Ganze Bündel Aktien standen bis zum Schluß noch auf Reefs Namen. Im Grunde bin ich an diesem Besuch Mr. Guelders bei Ihnen schuld. Ich fand eine

Anzahl Aktien, die nicht ordnungsgemäß zediert waren, und schickte die notwendigen Papiere an Julian. Daraus entstand der arglistige Plan.«

»Er flößt mir Angst ein, Tony – nein, nein, nicht Julian. Der ist mir so verächtlich, daß er überhaupt nicht mehr zählt. Ich meine Guelder! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie gemein er ist – nicht in seinen Worten und Handlungen, sondern in seinen Augen.«

Er fühlte den Schauder, der sie schüttelte, und suchte und fand ihre Hand im Dunkeln.

»Greenwich wird um Guelder trauern, wenn er Sie noch einmal besucht«, knurrte er. »Ich werde nächstens mal ein kleines Privatgespräch mit ihm führen.«

»Ich benehme mich albern«, wehrte sie.

Er schob das Fenster zum Fahrer zur Seite, um ihm die Richtung anzugeben. Sie hatten Woolwich erreicht. Und obwohl Elk ihm die Gegend sehr ausführlich beschrieben hatte, fuhren sie doch eine Weile kreuz und quer, bis sie die kleine, einsame Straße mit der Baracke fanden.

Elk stand, gegen den Regen geschützt, im Torweg neben einem Polizisten in glänzendem Wettermantel.

»Tut mir leid, Sie bei diesem Sauwetter herauszulotsen, Lady Frensham, noch dazu in so einer albernen Hehlersache. Ist der Schiffer angekommen?«

Er stellte die Frage an eine in der Dunkelheit unsichtbare Person, und eine Stimme bejahte.

»Bitte, hier entlang, Lady Frensham – achten Sie auf die Stufe!«

Er leuchtete ihnen mit seiner Taschenlampe, und sie durchschritten einen kurzen Gang, in dem es feucht und moderig roch. Am Ende dieses Ganges öffnete er eine Tür. Ursula sah ein Zimmer, das von drei gelben, düsteren Lampen erleuchtet war, die von den Balken der Decke herabhängten und gerade genug Helligkeit verbreiteten, um einen hoffnungslosen Wirrwarr zu bescheinen. Da gab es Bretter und Regale, die mit Packen aller Art vollgehäuft waren; gewaltige leinwandumhüllte Ballen versperrten den Weg. Selbst an den dunklen Balken hingen formlose Bündel.

»Vorsicht!«

Elk nahm ihren Arm und führte sie durch den Wirrwarr hindurch in ein kleines Büro am anderen Ende des Raumes. Hier war die Beleuchtung etwas besser.

Ein almodisches Schreibpult mit Rolldeckel, ein viereckiger Tisch und ein Stuhl bildeten die Einrichtung. An der Wand hingen ein verjährter Kalender und einige alte, verstaubte Regale, die mit zerrissenen Papieren und zerbrochenen Bürountensilien überladen waren.

Auf dem Tisch lag ein dunkler Mantel. Tony wußte sofort, daß dieses Kleidungsstück Veranlassung war zu ihrem nächtlichen Ausflug nach Woolwich.

»Ich will Ihnen keine lange Geschichte über diesen Welden erzählen«, sagte Elk. »Es ist auch gar nicht meine, sondern Inspektor Frames Sache.«

Er nickte einem großen, gutaussehenden Mann zu, der ihnen in das Büro gefolgt war. »Frame bearbeitet diesen Fall. Wollen Sie bitte den Schiffer herbringen.«

Inspektor Frame verschwand und kam sehr bald mit einem untersetzten Mann mit wettergegerbtem Gesicht und grauem Haarschopf zurück.

»Warten Sie, bitte noch einen Augenblick draußen, Schiffer«, rief Elk, und der Mann ging wieder hinaus.

»Die Sache ist nämlich die: wir fanden den Mantel – oder vielmehr der Kollege fand ihn – unter anderem Plunder und durchsuchte ihn, ob wir nicht zufällig den Eigentümer feststellen könnten. Das fanden wir im Nu: sein Name steht mit der Schneiderfirma auf der Innenseite der Tasche. Es ist ein gemeinsamer guter Freund.«

»Ich glaube, ich kenne ihn«, rief Tony.

»Darauf kommen wir gleich«, bedeutete Elk. »Wir riefen den Herrn an –«

»Julian Reef?« fragte Braid.

»Mr. Julian Reef, ja. Er war nicht zu Hause. Dann stellten wir fest, daß der Mantel regelrecht von Weldin gekauft und von dem ollen, ehrlichen Seemann da draußen verkauft worden ist. Die Buchung war ordnungsgemäß eingetragen. So, rufen Sie jetzt den Schiffer!«

Der Mann erschien wieder, ziemlich kopfscheu bei dem Gedanken, daß er in ein Verbrechen verwickelt sein könnte.

»Na, mein Lieber, nun spinnen Sie mal Ihr Garn«, forderte Elk ihn auf.

»Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, Sir«, begann der Schiffer mit einer tiefen, brummigen Stimme, »es ist wohl eine Woche oder so was her, da kam ich den Fluß mit der ›Polly Ann‹ herauf, die leer war. Wir hatten eine Ladung

Ziegel nach Kingston gebracht. Wir wurden von einem Schlepper stromauf gezogen, und ich war gerade vorne im Steven – ich muß schon zugeben, daß ich fast döste, weil ich die Nacht vorher doch nur vier Stunden geschlafen hatte. Der Schlepperführer ließ die Sirene heulen, gerade, als wir unter der Westminster-Brücke durchfuhren – ich glaube, da war ein Boot im Weg –, und das hat mich aufgeweckt, obwohl ich ruhig hätte schlafen können, weil wir doch an ein anderes Schiff vertäut waren. Wir kommen nun unter der Brücke durch, und wie wir gerade ’raus sind, fällt mir was auf den Kopf. Ich wundere mich und denke, mein Gehilfe erlaubt sich einen schlechten Scherz mit mir, aber wie ich’s ’runterziehe, ist niemand in Sicht, außer dem Mann auf dem anderen Schiff. Da war mir klar, daß es einer von der Westminster-Brücke ’untergeschmissen haben mußte. Es war der Mantel da. Ich wußte nicht, was ich damit anfangen sollte. Ich bin viel zu groß, so’n Ding zu tragen. So verkaufte ich ihn nach meiner nächsten Reise an Zonnerheim in der Artilleriestraße.«

»Das ist ein anderer Name für Weldon. Er hatte eine Menge Sammelplätze«, erklärte Elk. Dann wandte er sich an den Schiffer: »Danke, Herr Seemann, die Polizei glaubt Ihnen Ihre Geschichte. Inspektor Frame hat Ihre Adresse, wenn er Sie noch brauchen sollte.«

Der Mann schien froh, daß das lästige Verhör zu Ende war.

»Eine sehr interessante Geschichte«, sagte Tony, »aber ich begreife nicht recht, wozu Sie uns hierhergelockt haben,

Elk. Ich kann Julian Reefs Kleidung durchaus nicht wiedererkennen und bin sicher, Lady Frensham noch weniger.« Sie war aber offenbar doch dazu imstande. »Ich kenne den Mantel. Ich habe Julian darin gesehen«, sagte sie und nahm das Kleidungsstück in die Hand. Es war ein dunkler Sergemantel, sehr leicht, ein Mantel, wie man ihn über dem Frack trägt. Das Futter war aus Seide, und Tonys erfahrenes Auge stellte sofort fest, daß er fast neu war.

»Zeigen Sie den Herrschaften das Papier, Frame«, gebot Elk.

Mr. Frame entnahm seiner Tasche einen Bogen dünnes Papier und breitete ihn auf dem Tisch aus. Er war offenbar arg zerknüllt worden, zusammengeballt. Anderthalb Zeilen Schrift standen darauf.

»Lesen Sie!« sagte Elk. Tony beugte sich darüber und las:
»Seit Jahren habe ich mich in törichte Spekulationen eingelassen. Ich bekenne ...«

Tony überlegte. Die Worte schienen ihm bekannt.

»Nun?« fragte Elk und beobachtete sein Gesicht.

»Darf ich es auch sehen?« fragte Ursula.

Elk reichte ihr das Papier. Ihre Lippen öffneten sich vor Bestürzung.

»Das ist doch ...«

Sie beendigte den Satz nicht, blickte in wachsender Erregung von einem zum andern.

»Stimmt.« Elk nickte.

»Das ist doch das, was Vater schrieb, ehe – ehe –«

Plötzlich durchzuckte Tony die Erkenntnis. Das waren

ja die Worte, die man auf dem Schriftstück neben der Leiche Frenshams gefunden hatte.

»Erkennen Sie die Handschrift, Lady Frensham?«

Sie schwieg. Sie kannte die Handschrift nur zu gut.

»Kennen Sie sie nicht?«

Ihre Lippen zitterten.

»Ich weiß nicht, ich möchte mich nicht äußern. Was bedeutet das? Bitte, wollen Sie mir sagen, was davon abhängt, wenn ich diese Handschrift wiedererkenne?«

»Nicht viel«, erklärte Elk zu ihrer großen Erleichterung.

»Es gibt Leute genug, die sie erkennen werden. Wie ist's mit Ihnen zum Beispiel, Mr. Braid?«

Tony betrachtete sie noch einmal.

»Ja«, sagte er gelassen, »es ist Julian Reefs Handschrift.«

Wieder nickte Elk.

»Das dachte ich mir. Merkwürdig, die ersten Worte seiner Beichte ... Dieselben Worte, die Frensham schrieb, aber in anderer Handschrift. Wie erklären Sie sich das, Braid?«

Tony schüttelte den Kopf.

»Gar nicht«, sagte er. »Es ist erschütternd.«

»Mich erschüttert es durchaus nicht«, bekannte Elk. Er nahm das Papier, faltete es zusammen und versenkte es in seine Tasche. »Das werde ich für Scotland Yard aufheben. Wir sind ja ganz wild auf Kuriositäten ... Wir eröffnen nächstens 'ne kleine Ausstellung. Werde Ihnen eine Empfangsbescheinigung geben, Inspektor. Es gehört ja eigentlich nicht zu diesem Fall, sondern zu einem anderen. Ich werde auch den Mantel behalten. Er scheint mir ziemlich

wichtig. Kann ich wohl einen Bogen Packpapier haben, um ihn einzwickeln?«

Auf dem Rückweg saß Elk bei dem Chauffeur. Die Scheibe war beiseite geschoben, so daß er sich mit Ursula und Braid unterhalten konnte.

»Das Leben ist voller Zufälle«, sann er vor sich hin, schwelgerisch an der langen Zigarre ziehend, die er als seinen Tribut erhalten hatte. »Wenn man diese Dinge in einem Buch schildern wollte, würde sie kein Mensch glauben. Der Fall Weldin wächst sich aus, aber er hat nichts mit dem verstorbenen Lord Frensham zu tun. Und doch haben wir hier ein Faktum gefunden, das damit sehr viel zu tun hat.« Er hob triumphierend den Mantel. »Und jetzt sitzt ein Schiffer zu Hause am Busen seiner Familie und erzählt seinem dicken Weib – ich möchte wetten, daß sie dick ist –, wie ihn die Polizei geschunden hat wegen eines blöden, alten Mantels. Hätte er nicht in Kingston Ziegel abgeliefert, wäre der Mantel jetzt nicht in diesem Wagen.«

»Was beweist der Mantel und dieses Papier? Ich versteh es nicht recht«, fragte Ursula.

Elk war wenig mitteilsam.

»Alles hat etwas zu bedeuten«, orakelte Elk. Dann wandte er sich an Tony.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn wir über Greenwich zurückfahren? Es ist zwar nicht gerade der beste Weg, aber ich habe eine Idee. Möchten Sie gern Detektiv sein, Lady Frensham?«

»Nicht um die Welt!« lehnte sie heftig ab.

Ihre Antwort bereitete Elk viel Vergnügen. Er lachte lange in sich hinein.

»Wollen Sie heute abend einer sein? Ich wollte mir nur mal Mr. Guelders trautes Heim begucken.«

»Wohnt er in Greenwich?« fragte sie.

»Ja. Und Greenwich ist ein sehr hübscher Ort«, lobte Elk zur allgemeinen Überraschung. »Ich bin dort geboren. Ich bin der einzige Mensch, der jemals in Greenwich geboren wurde, soviel ich weiß. Jedenfalls habe ich noch nie einen zweiten getroffen.«

Immer wieder gab er dem Fahrer neue Anweisungen. Sie hatten die Hauptstraße verlassen und tasteten sich durch ein Labyrinth kleiner Gassen, sich immer rechts haltend.

»Da ist der Fluß.« Elk zeigte zwischen zwei hohen Häusern durch. Irgendwo draußen im Regen schimmerte ein rotes Licht.

»Ein Schiff«, sagte Elk kurz. »Es liegt vor Anker dort, wartet auf die Flut. Müssen hier sehr vorsichtig sein, am Millwall-Tunnel.«

Sie machten jetzt einen ziemlich weiten Umweg und kamen wieder auf die Hauptstraße zurück. Tony begriff nicht, wozu der Detektiv sie so sinnlos umherkutscherte. Doch Elk gab keine Erklärungen. Er machte oft etwas derart Unverständliches, das völlig zwecklos schien.

Er besuchte leidenschaftlich gern altvertraute Gegenden, gestand er endlich. Erst viel später erfuhr Tony, daß der Detektiv aus höchst sentimentalnen Gründen den Umweg

gemacht hatte. – Er wollte an dem Haus vorüberfahren, in dem er geboren war. Er hatte es fünfunddreißig Jahre nicht gesehen.

21

Hinter dem großen grauen Palast, in dem so mancher König gestorben ist, bogen sie wieder von der Hauptstraße ab und tauchten in ein dunkles Gewirr kleiner Gassen, bis sie an eine öde, winkelige Durchfahrt kamen, die so eng war, daß zwei Wagen einander nur mit großer Schwierigkeit hätten ausweichen können.

»Hier wollen wir bleiben«, rief Elk. »Die anderen Chauffeure werden dann glauben, wir gehören zur Gesellschaft.«

Tony beugte sich vor und blickte durch die regentrübe Scheibe. In der Gasse standen noch andere Wagen, nach ihrer Beleuchtung zu urteilen, ziemlich große.

»Guelder gibt eine Gesellschaft«, flüsterte Elk, »bitte, warten Sie hier.«

Er sprang aus dem Wagen und verschwand in der Nacht.

»Das scheint das Haus und das Laboratorium zu sein«, sagte Tony und ließ das Fenster herab. Ursula blickte hinaus und schüttelte sich.

»Gräßlich! Über diesem Ort liegt es wie eine Drohung, die mir das Blut gerinnen läßt. Es ist hier so unheimlich und schaurig! Warum wohnt dieser Mensch hier?«

»Weil es hier unheimlich und schaurig ist«, entgegnete Tony.

Sie glaubte, er wolle aussteigen und faßte seinen Arm.

»Bitte, lassen Sie mich nicht allein! Sehen Sie die kleine Tür dort ... wie ein düsteres altes Gefängnis! Kein Fenster ... und die Straßenlaterne an dem Wandarm sieht aus wie auf einem Bild von Alt-London.«

»Vielleicht hat es in Guelders Augen etwas Romantisches«, meinte Tony. »Bei Tageslicht mag es ganz male risch aussehen.«

Er hatte im Licht der Laterne einige Gestalten gesehen und beugte den Kopf aus dem Wagenfenster. Es waren, wie Elks scharfes Auge sofort erkannt hatte, Chauffeure. Tony flüsterte mit seinem Fahrer, worauf der Mann ausstieg und ent schwand.

»Ich möchte gern wissen, wer dieser Besuch ist«, erklärte er Ursula. »Unter den Chauffeuren herrscht ein gewisser Korpsgeist, so daß er wahrscheinlich mehr ausspionieren wird als Elk.«

Der Detektiv kehrte zuerst zurück.

»Dunkle Sache«, knurrte er. »Dieser Halunke Guelder hält den oberen Zehntausend irgendeinen Vortrag. Wo ist Ihr Chauffeur?«

»Ich habe ihn auf Kundschaft ausgesandt. Ich möchte wissen, wem die Wagen gehören.«

»Gut«, lobte Elk. »Ich wollte sie nicht fragen, um keinen Verdacht zu erregen. Es sind heute abend einige prominente Leute in Greenwich – man sieht es schon an den Wagen.«

Bald darauf kehrte der Fahrer zurück und gab ausführlich Bericht.

»Meistens Herren aus der City«, sagte er. »Einer heißt Sleser – soll ein Millionär sein.«

»Sleser!« rief Tony hastig, in Erinnerung an die Andeutungen seines bärtigen Freundes. »Wer noch?«

Der Chauffeur nannte zwei Braid bekannte Namen von Leuten, die auf allen Börsen zu Hause waren. Es waren die kühnsten Spieler der City, die heute ihr Vermögen in Minuten, morgen in Gummi wagten, je nachdem sich eine Chance bot.

»Hat man Sie gefragt, wer Sie sind?« fragte Tony.

»Ich habe von vornherein gesagt, ich sei Taxifahrer und hätte einen Herrn von Grosvenor Place hergefahren.« Er erntete reichlich Lob für sein Märchen.

Der Wagen mußte die enge Gasse rückwärts fahren. Erst als sie die hellerleuchtete Hauptstraße wiedergewonnen hatten, atmete Ursula befreit auf.

»Ich bin ein Angsthase«, lächelte sie. »Ich bin kindisch, aber ich bin wirklich nicht immer so, Tony. Warum besuchen diese großen Herrn Guelder?«

»Ich würde viel darum geben, es zu wissen. Sie haben doch nicht etwa zufällig den Weg in Guelders Haus gefunden, Elk?«

Er hatte es versucht, es war ihm aber mißglückt.

»Ich klopfe an die Tür, und eine alte Dame öffnete. Ich schätze sie auf einige hundert, vielleicht auch mehr. Sie konnte nicht englisch sprechen. Ich kann sechs Sätze fran-

zösisch. Die probierte ich der Reihe nach an ihr aus, aber sie kapierte nicht. Wahrscheinlich ist sie 'ne Deutsche oder Holländerin. Übrigens hielt sie die ganze Zeit, die ich mit ihr sprach, die Kette vor. Ein Trost in meiner Ausgeschlossenheit war der herrliche Küchengeruch, der zu mir herausströmte. Die Kerls sind zum Abendessen geladen. Es war eine Qual für mich, den einzigen Menschen, der heute abend in London verhungert. Wenn Sie mich jetzt zum Abendessen einladen, Mr. Braid, vergehe ich vor Scham. Immer haben die Leute von mir den Eindruck eines Knickers; dabei bin ich der freigebigste Mensch auf Gottes Erdboden. Ich habe mehr Leuten Kost und Logis verschafft, als irgendeiner meiner Bekannten. Auf Jahre hinaus. Aber wenn Sie mich doch zum Abendessen einladen – ich kann so schlecht nein sagen –, wie denken Sie über Kirro? Wenn man auf dem Balkon ißt, braucht man sich noch nicht einmal umzuziehen, und bis eins gibt's fabelhafte Getränke.«

»Kirro ist die Lösung«, lachte Tony, »wenn Sie nicht lieber zu mir nach Hause kommen.«

»Ihre Küche schmeckt mir nicht«, lehnte Elk scherhaft ab. »Zunächst bitte ich Sie, mich am Präsidium abzusetzen. In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen – ich will nur erst dieses Paket an einem sicheren Ort verstauen.«

Man setzte Elk also an dem düsteren Tor von Scotland Yard – und einen Steinwurf entfernt von jener Stelle ab, an der ein leichter Sommermantel über das Geländer der

Brücke geflattert war, geradewegs auf den Kopf eines erstaunten Schiffers.

Obwohl es im Saal bei Kirro ziemlich lebhaft zuging, war der Balkon verödet, denn die Theater hatten noch nicht geschlossen.

»Ein drolliger Mensch, dieser Elk«, sagte Tony in Gedanken. »Man weiß nie, was in seinem Kopf vorgeht, und dabei scheint er Gott weiß wie durchsichtig.«

»Ich mache mir große Sorgen wegen des Zettels und des Mantels«, klagte Ursula gequält. »Ich habe das unangenehme Gefühl, daß etwas Schreckliches dabei herauskommt – und daß ich irgendwie mit hineingezogen werde.«

Auf dem Weg von Woolwich war sie sehr still gewesen, und seit sie Greenwich verlassen hatten, hatte sie kaum ein Wort gesprochen.

»Ich hab' so ein quälendes Gefühl dabei, Tony. Haben Sie eine Ahnung, was hinter diesem Fund steckt?«

»Selbst wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen nicht verraten«, wich er aus.

Er blickte sie bekümmert an. Sie war erschreckend bleich. Er äußerte seine Besorgnis.

»Machen Sie sich keine Gedanken«, wehrte sie ab. »Es ist nichts. Nur dieses gräßliche Haus in Greenwich. Als ich noch klein war, sagte meine Erzieherin immer, wenn ich plötzlich erschauerte, jemand gehe über mein Grab. Genau dasselbe Gefühl hatte ich in dieser grauenvollen Straße.

Aber es ist bestimmt nicht Hysterie. Mr. Elk sagt ja, ich hätte Instinkt, und hätte ich ihn ermutigt, hätte er mich als ›Instinkt-Dame‹ an Scotland Yard empfohlen.«

»Sagen Sie mal, Ursula, aber ganz aufrichtig: hat Guelder Ihnen irgend etwas getan?«

Sie schüttelte den blonden Kopf.

»Nein. Und doch, Tony ... als ich vorhin in seiner Straße war, ertappte ich mich plötzlich dabei, daß ich ihm den Tod wünschte! Ich verstehe mich selbst nicht. Es ist irgend etwas Gespenstisches. Ich habe noch nie einem Menschen gegenüber solch entsetzliche Gedanken gehegt. Und habe nicht den geringsten Anlaß. Im Gegenteil, er war gegen mich immer außerordentlich liebenswürdig und tat furchtbar freundlich. Und doch werde ich das Gefühl nicht los, daß er mir irgendein schreckliches Leid antun wird. Und jedesmal, wenn ich sein blödes, feistes Gesicht sehe, möchte ich hineinschlagen.«

Sie bebte, ihr Atem ging hastig. Er hatte sie niemals so heftig und unbeherrscht gesehen. Er führte ihre Erregung auf ihr kürzlich erlebtes Leid zurück, hielt sie für übermüdet und überreizt.

»Wir haben ja Elk«, beruhigte er sie. »Sie haben nichts zu fürchten.«

»Gottlob, daß wir Elk haben!« flüsterte sie.

»Was ist mit Elk?« fragte der Detektiv, der plötzlich am Tisch stand und sich setzte.

Sie fuhr nervös auf.

»Sie konnten doch unmöglich meine Worte hören!«

»Ich habe es Ihnen von den Lippen abgelesen – eine leichte Aufgabe, wenn man Übung hat. Sehen Sie den jungen Mann dort unten?«

Er zeigte auf einen jungen Mann, der an einem der Tische neben einem sehr hübschen Mädchen saß und sich temperamentvoll zu ihr vorbeugte. »Wissen Sie, was er ihr sagt? Sie dürfen dreimal raten.«

»Sicher etwas sehr Liebes«, riet Ursula.

»Er spricht über Creme – Schuhcreme«, berichtete Elk und beobachtete scharf den ahnungslosen Herrn. »Jetzt weiß ich's genau – er erzählt ihr, wo er die Wichse für seine Jagdstiefel kauft.«

»Unmöglich!« lachte Ursula.

Elk dozierte:

»Eine Lebensweisheit müssen Sie sich einprägen, junge Dame: Die Menschen sprechen immer über das, was man nicht erwartet. Sie sind übrigens ein leichtes Objekt für einen Beobachter, weil Sie ihre Lippen bewegen. Die meisten Damen heutzutage sprechen durch die Nase. Und ein Nasenleser bin ich nicht. Aber was sagten Sie gerade von mir, als ich kam?«

»Ob Sie Guelder nicht ein bißchen deportieren könnten«, lächelte Tony.

»Das ist der einzige Mensch in England, den ich nie-mals deportieren ließe«, rief der Detektiv energisch. »Nein, ich liebe den alten Guelder. Habe ihn gern um mich. Ich werde ihm wohl in den nächsten Tagen ein hübsches Heim besorgen. Heutzutage behandeln sie die Leute im

Gefängnis so rücksichtsvoll, daß sie es dort viel besser haben als zu Hause.«

»Mr. Elk«, sagte Ursula und senkte die Stimme, »welche Folgen wird das Blatt Papier haben, das Sie in Julians Mantel fanden?«

»Allerlei«, murmelte Elk. »Ich sehe die Folgen deutlicher als den O-beinigen Jüngling da, der mit der herrlichen Königin aus dem Wäschegeschäft tanzt. Ich kenne sie. Ihr Vater war Buchmacher und ein großer Sünder. Ihnen, Mr. Braid, sind die Folgen wohl auch ziemlich klar?«

Tony zögerte.

»Nein«, sagte er schließlich. »Ich habe auch gar keine Lust, mir die Folgen vorzustellen.«

»Ich glaube, Sie sind ein Weiser«, flüsterte Elk.

Der Kellner kam und stand erwartungsvoll am Tisch.

»Ein Rumpsteak mit einem großen Ei darauf«, bestellte Elk. Dann wandte er sich an Braid. »Bitte, bieten Sie mir keinen Sekt an, sonst trinke ich ihn. Mein Arzt sagt, ich würde zwanzig Jahre länger leben, wenn ich recht viel Champagner trinke. Aber er muß extra trocken sein. Was, Lady Frensham, so ein Kerl wie ich ist Ihnen noch nicht vorgekommen? Wissen Sie, wie man mich bei der Abteilung nannte? – ›Johnney Frechdachs‹ – Dabei bin ich doch wirklich die personifizierte Bescheidenheit.«

Plötzlich hörte er auf zu lachen und sagte ernst:

»Sie wollen die Wahrheit über das Stückchen Papier wissen? Nun, ich werde es Ihnen sagen, gnädiges Fräulein, ich

brauche noch etwa drei weitere Indizien, ehe ich Ihnen etwas sagen kann; und dann werde ich es höchstwahrscheinlich unterlassen. Sie werden sich schon an die Zeitung halten müssen.«

Mit ungewohnter Schroffheit wechselte er das Gespräch. Um halb eins verließen sie das Lokal. Es goß noch immer in Strömen. Der Portier, der sonst mit einem Schirm die Gäste zum Wagen begleitete, war gerade abgerufen.

»Wir müssen zum Parkplatz gehen«, schlug Tony vor und half Ursula in den Regenmantel.

Um den stillen Platz zu erreichen, wo die Wagen standen, gingen sie durch eine enge Gasse, die eine noch engere kreuzte. Auf der Kreuzung stand ein Auto quer zur Straße, durch die sie kamen. Sie hörten das Summen eines Motors, ehe sie noch die unbeleuchteten Umrisse des Wagens erkennen konnten.

»Mir scheint«, sagte Elk, »daß das ein gefährlicher Ort ist zum Halten.«

Sie sahen zwei kurze Blitze im Innern des Wagens aufzucken, etwas pfiff an Elks Ohr vorbei und schlug mit lautem Aufprall in ein Ladenschild.

»Verfluchter Hund«, brüllte Elk und sprang beim Knall des Revolvers wie ein Jagdhund vor.

Ehe er sein Ziel erreicht hatte, fuhr der Wagen an und entfernte sich in rasendem Tempo. Er konnte die Nummer nicht erkennen, denn das Schlußlicht brannte nicht. »Galt das mir oder Ihnen?« sann Elk. »Das ist das einzige, was mich dabei interessiert. Wenn es Ihnen galt, kenne ich den

Mann, aber wenn es für mich bestimmt war, habe ich die Wahl unter sechsen.«

Julian hatte an diesem Abend seinen Sozius nach Greenwich begleitet. Sie fuhren mit der Elektrischen, einem Beförderungsmittel, das der rothaarige junge Mann über alle Maßen verabscheute.

»Sparsamkeit in kleinen Dingen, mein Freund«, belehrte Guelder, »ist die Grundlage allen Reichtums. Das nächste Mal, wenn du mich besuchst, wirst du in einem vergoldeten Wagen fahren, und vier Schimmel mit goldenen Hufen werden ihn ziehen. Doch heute tut's die Elektrische auch.«

»Hoffentlich finden die Leute den Weg zu dir«, sorgte sich Julian. »Sicher kennt keiner von ihnen Greenwich.«

Guelder hatte keine Bedenken.

»Ich habe Ihnen Pläne mit genauer Einzeichnung gegeben. Das wird ja eine feine Gesellschaft heute abend in meinem Haus, wie? Freda wird vor Wut platzen. Sie hat mir schon angekündigt, daß sie nach Holland zurückkehrt, wenn ich ihr Gäste ins Haus schleppe. Das würde mir leid tun, denn ich mag sie ganz gern.«

»Warum wohnst du bloß so weit draußen?« zürnte Julian, nicht zum erstenmal.

»Weil ich die Seeluft liebe, mein Jungchen, die den Fluß heraufweht. Ich bin am Wasser geboren. In meiner Heimat

in Holland kann man nicht fünf Minuten gehen, ohne daß man in einen Kanal oder ein Fleet plumpst. Ich liebe den Geruch des Wassers, die großen Schiffe, die hinauf und hinunter fahren, und die kleinen Boote des Nachts! Manches Mal beobachtete ich sie die ganze Nacht hindurch von meinem Fenster. Ich sehe sie dahinschwimmen, am Ufer entlang, wie Ratten – wie Wasserratten. Und ich habe in jenen dunklen Stunden Dinge gehört und gesehen, mein guter Freund, die dir das Blut in Eis verwandeln würden.«

Auf Mr. Rex Guelder hatten diese Dinge anscheinend keine solche Wirkung geübt, wenn sein entzücktes Lächeln nicht trog.

»Du siehst also, Greenwich hat für mich seine sehr guten Seiten. Bedenke auch, mein Freund, wie leicht es für einen armen gehetzten Holländer wäre, den die Polizei sucht, in einer nebligen Nacht auf dieser großen Wasserstraße, die in die weite Welt hinausführt, zu entkommen. Kein Hafen, kein Zoll, keine forschenden Polizisten, die den Passagieren ins Gesicht starren, wenn sie aufs Schiff gehen, kein Paß – nichts, nur du, das Boot, die See und der Nebel!«

Julian schüttelte sich.

»Scheint mir 'ne verflucht unbequeme Geschichte.«

Guelder grinste.

»Mir macht so etwas Vergnügen«, behauptete er.

»Du würdest wahrscheinlich nach Holland verduften, wenn es hier schiefginge?«

Der Mann grunzte.

»Das ist nicht mehr mein Vaterland.«

Freda zeigte durchaus keine schlechte Laune, begrüßte Julian vielmehr fast begeistert. Es haperte sehr mit ihrem Englisch. Sie fing einen Satz ganz richtig an, verlor dann aber den Mut und verhedderte sich in ein unzusammenhängendes Gebabbel, das selbst Guelder nicht verstehen konnte. Eine wundervolle Frau nannte er sie in ihrer Abwesenheit.

Julian, der noch nie die Wohnräume Guelders gesehen hatte, war über die peinliche Ordnung und Sauberkeit nicht wenig erstaunt. Jedes Stück Kupfer und Messing strahlte und legte Zeugnis ab für den Fleiß der alten Frau. Er schloß auch Bekanntschaft mit den drei Schutzengeln des Hauses. Sie saßen nebeneinander, als wären sie auf diese Stellung abgerichtet worden, die drei großen Katzen mit den grünen Augen, die größten, denen Julian jemals begegnet war.

Eine halbe Stunde, während das Essen bereitet wurde, saßen sie auf dem Fensterplatz und beobachteten die Fahrzeuge, die die Themse durch die Abenddämmerung hinauf und hinab glitten. Als Guelder sich eine neue und noch schlechtere Zigarette anzündete, brach er das Schweigen.

»Ich möchte Braid zu gern unschädlich machen«, begann er. »Es gab einmal eine Zeit, mein Freund, in der du viel mehr Initiative hattest. Da hättest du längst einen klugen kleinen Spion in sein Haus eingeschmuggelt. Ich denke noch an deinen Krach mit Crostuck, und wie nützlich dir die Nachricht seines Dienstmädchen über seine Auslandsreise war, he?«

Julian warf den Zigarettenstummel zum Fenster hinaus und sah ihm nach, wie er durch die faulenden Planken der Werft in den Schlamm fiel und zischend erlosch.

»Bei Braid würde das ganz zwecklos sein«, sagte er. »Ich habe vor einem Monat einen Mann zu ihm gebracht – den Kammerdiener. Es hat mich einen Zehner gekostet, ihn einzuschmuggeln – er war ihn nicht wert. Leider nimmt Braid ihn nicht nach Ascot mit, und das vermindert natürlich sehr seinen Nutzen. Bis jetzt hat er mir sehr wenig berichtet. Und was schlimmer ist, Braid hat anscheinend Verdacht geschöpft.«

Der andere blickte ihn voller Bewunderung an.

»Bist ein kluges Bübchen!« brummte er.

»Dabei ist der Kerl gar nicht dumm und hat ausgezeichnete Fähigkeiten«, fuhr Julian fort. »In London arbeitete er nicht schlecht. Braid hat einen Nebenanschluß in seinem Schlafzimmer. Man kann dort sehr bequem alles hören, was er in seinem Arbeits- und Speisezimmer am Telefon spricht.«

Er blickte ungeduldig auf die Uhr, doch da kam Freda auch schon mit dem Essen herein.

Als der erste Gast ankam, war es schon ganz dunkel geworden. Sie empfingen ihn in dem großen Wohnzimmer. Gleich hinter ihm kamen der zweite und dritte, doch auf den vierten und fünften mußten sie noch eine Weile warten. Es war ein kleiner skeptischer Kreis nüchterner Geschäftsleute. Und doch hielt jeder von ihnen das Experiment, dessen Zeugen sie werden sollten, für durchaus glaubhaft und möglich.

»Ich habe mir sehr oft gedacht, man müsse das doch machen können«, rief Sleser, der dicke, stiernackige Millionär. »Ich weiß, daß man weiße Diamanten durch die Verwendung von X-Strahlen rosa färben kann, und hab' mir immer gesagt, daß man genauso doch auch einen gelben Diamanten, der nicht den zehnten Wert eines bläulichweißen hat, nehmen und die Farbe aus ihm herausziehen könnte.«

Guelder strahlte den Sprecher an.

»Es ist nicht nur möglich«, sagte er, »es ist schon gelungen!«

»Was würde das für Sie bedeuten, ganz abgesehen von dem Gewinn an der Börse?« fragte ein anderer Julian.

»Ich habe für fünfzehntausend Pfund bunte Steine im Safe, die aus allen Teilen Europas gesammelt sind«, erwiderete Reef. »Wir haben wahrscheinlich für manche mehr gezahlt, als sie wert sind, aber nicht den vierten Teil des Wertes, den sie nach dem chemischen Prozeß haben werden.«

»Und das können Sie tun?« fragte Sleser, die trüben Augen dem Holländer zugewandt.

»Ich habe es getan«, lächelte Guelder. »Heute noch werden Sie das Verfahren kennenlernen.«

Sleser grunzte etwas vor sich hin und wälzte sich in seinem bequemen Sessel.

»Dieses Verfahren wird auf dem Markt eine Revolution hervorrufen«, rief er. »Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß Tausende von Steinen, die bisher für einen Pappenstiel geschliffen und verkauft worden sind, mit

den weißen in Konkurrenz treten werden. Ihre fünfzehntausend Pfund Steine werden hunderttausend wert sein. Viel wichtiger aber ist, daß Tausende und aber Tausende von Steinen, die man jetzt wegwirft oder als Fehlfarben verschleudert, für den Markt in Betracht kommen. Und wie wir alle wissen, haben gerade die größten Diamanten, die je gefunden wurden, einen Farbfehler.«

Er tat einen langen Zug aus seiner Zigarre und starrte auf den Teppich.

»Sobald dies bekannt wird, muß den Markt eine Panik ergreifen. Es gibt in der Welt Hunderte und Tausende von gelben Diamanten, die plötzlich soviel wert sein werden wie die besten bläulichweißen, die man in Kimberley findet. Ich habe es ausgerechnet und bin dahingekommen, daß wir mindestens einen fünfzigprozentigen Sturz aller Diamantenaktien zu erwarten haben. – Machen Sie doch die Tür zu und sagen Sie der alten Frau, sie soll nicht immerzu hereinkommen, sondern hübsch draußen bleiben, bis wir unsere Besprechung beendigt haben!«

»Sie wird nicht mehr hereinkommen«, beruhigte Guelder, »sie versteht auch kein Wort Englisch.«

»Ich schlage also folgendes vor«, fuhr Sleser fort. »Wenn das Experiment uns alle befriedigt, wollen wir sofort an die Arbeit gehen und eine kleine Gesellschaft gründen, die wir ›Farbiges Diamanten-Syndikat‹ nennen. Vor allen Dingen muß die Presse erfahren, daß wir Vertrauen zu dem neuen Verfahren haben. Ich nehme an, daß jeder von uns Anteile an der Gesellschaft erwerben wird. Das Kapital braucht

nicht sehr groß zu sein. Wir übernehmen das Verfahren, errichten irgendwo an der Südküste eine Fabrik und nehmen ein paar vornehme Direktoren hinein, um der Sache einen vertrauenswürdigen Anstrich zu geben. Unterdessen, vielleicht schon morgen, gehen wir den de Mesne-Aktien zuleibe und stampfen sie in Grund und Boden. Morgen nachmittag bringen wir einen Bericht mit Einzelheiten über die Erfindung in der Presse. Lassen Sie gleich Ihre Steine fotografieren, damit wir Abbildungen veröffentlichen können. Am Tag darauf werden wir Einzelheiten über die neue Gesellschaft bringen. Doch bis dahin werden Diamantenaktien, wenn mich nicht alles täuscht, einen Kurs haben, bei dem wir uns eindecken und einen gewaltigen Gewinn einheimsen können.«

Er stand auf und fegte die Zigarrenasche von seinem Knie.

»So, und jetzt wollen wir uns Ihren geheimnisvollen Apparat mal etwas näher ansehen. Ich fange allmählich an, ihn für faulen Zauber zu halten oder zu glauben, daß ich träume.«

Guelder ging durch die Eisentür voran zu der Bank am Ende des Laboratoriums. Dort standen sechs Stühle für die Zuschauer. Er reichte einen würfelförmigen Diamanten von Hand zu Hand, einen Stein von so tiefem Gelb, daß er fast braun aussah.

»Dies, meine Herren, ist der Stein, mit dem ich experimentieren werde. Er ist sehr wertvoll und der größte, den ich bisher bearbeitet habe. Ich habe ihn mit Vorbedacht gewählt wegen seiner Form, und weil ich glaube, daß ich wegen seiner großen Lichtempfänglichkeit ein besonders günstiges Ergebnis erzielen werde.«

Er drehte seine Schalter an und legte den Stein in die Mulde im Achat. Die Männer drängten heran, beobachteten, starrten, bis ein blendender Blitz mit sprühenden blauen Funken aus der Maschine gerade in der Richtung der Zuschauer hervorschoss.

»Bitte, es ist nichts«, beruhigte Guelder, während sie zurücktaumelten.

Er entnahm einer Teetasse einen Löffel weißes Pulver und schüttete es über den Diamanten, bis er auf dem Achat unsichtbar wurde. Dann setzte er das weiße Häufchen dem elektrischen Bombardement aus.

»Was bedeutet das blaue Licht?« fragte jemand und wurde von Guelder mit einer Lawine technischer Erklärungen überschüttet, die für die meisten unverständlich waren.

An dem Apparat befand sich eine Skala mit einem Zeiger, der sich drehte, sobald Guelder den Strom einschaltete.

»Vorläufig fehlt noch die automatische Genauigkeit«, entschuldigte er sich; »aber bald werde ich einen Meßapparat herstellen, der mir genau anzeigt, wann mein kleiner Stein garkocht ist. Sie begreifen, daß die Weißheit und der Glanz des Steins von der Höhe der Temperatur abhängen.«

Er führte ihnen ein Experiment mit einem weißen Saphir vor, den er auf einer kleinen Platte in Sand verscharrte und dann elektrisch erhitzte. Am Schluß des Versuchs hob er den Stein mit einer Pinzette heraus. Der Saphir funkelte jetzt rein und hell wie ein Diamant.

»Ich wette«, meinte Guelder, »kein Sachverständiger kann diesen Stein von einem echten unterscheiden.«

Die Herren wurden inzwischen des Sitzens müde, schlenderten im Laboratorium umher und ließen sich von Guelder die verschiedenen Apparate erklären, die schließlich zu der großen Erfindung geführt hatten.

»Es ist Ihnen doch wohl klar, daß die großen Gesellschaften uns ein Angebot auf Ihren Apparat machen werden?« fragte Sleser. »Sie werden selber die Entfärbung ausführen wollen. Nach meiner Schätzung dürfte uns das zwei Millionen einbringen.«

Guelder antwortete nicht.

Es bereitete ihm heimlich Vergnügen, daß kein Mensch über die Entschädigung sprach, die ihm zu zahlen war. Sie behandelten seine Maschine schon als ihr Eigentum.

Dieser Umstand fiel allmählich dem geschäftstüchtigen Sleser auf. Er zog die Herren beiseite und raunte:

»Wir werden diesem Burschen eine fette Akontozahlung leisten müssen«, riet er, »und natürlich muß er einen großen Anteil an der Gesellschaft haben.«

Guelder wurde hinzugezogen, er zeigte sich sehr nachgiebig, fast demütig, und nahm die garantierte Zahlung von zwanzigtausend Pfund mit allen Zeichen höchster

Dankbarkeit entgegen. Auch wurden ihm ein großer Teil der Aktien und ein wichtiger Posten in dem ›Farbigen Diamanten-Syndikat‹ in Aussicht gestellt.

Aber er hatte andere Pläne und Ziele und hatte seinen Partnern schon die Treue gebrochen, ehe noch die Gesellschaft gegründet worden war. Julian war mit ihm im Bunde. Reef war nicht der Mann, der sich mit einigen Zehntausenden zufriedengab. Er trachtete nach Millionen und wollte mit allen Mitteln sein Ziel erreichen.

Von Zeit zu Zeit gingen sie zu dem summenden Apparat zurück und betrachteten voll Neugier den kleinen Haufen dieses weißen kristallinischen Pulvers, unter dem ein enormes Vermögen im Entstehen war. Einer der Herren, der am Fenster stand und auf den Strom hinausblickte, machte die Bemerkung, wie leicht hier ein Mord verübt und das Opfer beseitigt werden könnte. Er öffnete das Fenster, und der Regen strömte ununterbrochen nieder.

»Zum Donnerwetter, schließen Sie das Fenster!« wetterte Sleser gereizt, »und reden Sie nicht von Mord. Man kriegt ja geradezu 'ne Gänsehaut. – Mein Gott, was ist denn das?«

In der Dunkelheit des Zimmers glühten zwei grüne Kreise auf. »Sie – was ist das?«

»Mein Kätzchen«, lächelte Guelder und pfiff.

Das weiße, gespenstische, riesige Tier kam langsam näher. Es rieb sich gegen Guelders Bein und ließ sich gnädig von ihm das Ohr kraulen.

»Hat mir einen schönen Schrecken eingejagt!«

Sleser trocknete die feuchte Stirn mit einem großen Taschentuch und blickte ängstlich umher.

»Warum zum Henker haben Sie Ihr Laboratorium nicht irgendwo im Westen eingerichtet? Dieser Ort hat etwas Unheimliches. Hier ist sicher schon mal einer abgemurkst worden.«

Während er sprach, sah er die große Katze ganz steif dastehen, steil sträubten sich ihre Haare, er vernahm ein tiefes, wütendes Schnurren, dann sprang sie rasch wie ein zuckender Blitz quer durch den Raum und verschwand.

»Das hat nichts zu sagen«, beruhigte Guelder mit einer leichten Handbewegung. »Ihre Freunde im Bootshaus brauchen Hilfe.« Er zeigte nach unten. »Ratten ... die sind augenblicklich etwas zahlreich. Hunderte und aber Hunderte. Und wenn eins der Kätzchen in Bedrängnis ist, dann ruft es seine Brüder – weiter nichts.«

Mr. Sleser wischte sich den Hals unter dem Kragen und blickte unbehaglich in den dunklen Teil des Zimmers.

»Unheimlich«, brummte er mit rauher Stimme. »Los, los, wir wollen zu Ende kommen! Wie lange soll das denn noch dauern?«

»Gar nicht mehr lange. Kommen Sie.«

Er blickte auf den Zeiger des Meßapparats und schaute dann auf die Uhr.

»Ich weiß nicht ...« Er zögerte. »Entweder ist es fertig oder es gelingt nie. Wenn dieses Experiment mißlingt, meine Herren, müssen wir es noch einmal versuchen. In der Wissenschaft kann man nichts erzwingen.«

Er nahm eine kleine Porzellanschale und füllte sie mit einer weißen, durchsichtigen Flüssigkeit, die er sehr sorgfältig aus einer großen Flasche mit der Aufschrift ›Gift‹ ausgoß. Dann hob er den Stein heraus, schabte mit einer Pinzette das Pulver, das den Diamanten bedeckte, ab, und ließ ihn in das milchige Bad fallen.

»Noch eine Minute ...«, flüsterte er mit belegter Stimme.

Diese Minute schien wie Stunden. In dem großen Raum war nur der Atem der Männer zu vernehmen. Guelder hatte den Strom abgestellt. Die Maschine war jählings verstummt. Ein lastendes Schweigen hallte nach.

Jetzt griff er mit der Pinzette in die Flüssigkeit.

»Nehmen Sie bitte das Tuch ...«

Er zeigte auf ein kleines, gelbes Staubtuch.

Sleser befolgte den Befehl.

»Jetzt!«

Er griff mit der Pinzette zu, faßte den Diamanten und legte ihn hastig in das bereitgehaltene Tuch.

»Wischen Sie ihn schnell ab.« Sleser gehorchte.

»Jetzt sehen Sie nach!«

Der Millionär starrte auf den Stein in seiner Hand. Das war kein dunkelgelber Diamant mehr. Es strahlte ein weißes und blaues Feuer, wundervoll anzusehen.

»Mein Gott«, ächzte er und trug den Stein unter das Licht.

»Bleibt das auch so?«

Guelder lächelte.

»Ewig«, rief er emphatisch.

Der Versuch war beendet. Sie trugen den Stein in das Wohnzimmer, das hell erleuchtet war. An seinem Schreibtisch hatte Guelder eine besonders helle Lampe. Unter dieser drängten sie sich zusammen, um dieses wunderbare Kleinod zu prüfen.

»Das ist ein weißer Diamant – so wahr ich lebe! Darf ich ihn vierundzwanzig Stunden behalten?«

Guelder breitete gönnerhaft beide Arme aus.

»Vierundzwanzig Jahre, mein Freund«, rief er vergnügt, »als gelber Diamant war er hundert Pfund wert.«

»Als weißer ist er tausend wert«, stammelte Sleser erregt. »Ich übernehme jede Garantie, daß ich ihn jedem Händler für tausend verkaufe. Es ist ein Wunder.«

Es klopfte. Guelder öffnete die Tür.

»Was wollen Sie?« fuhr er ungeduldig die alte Frau an.

»Das dumme Telefon klingelt seit Stunden«, sagte Freda phlegmatisch. »Ich verstehe nicht recht, was sie wollen, aber ich glaube, sie fragen nach Mr. Reef.«

Guelder fing Julians Blick auf und winkte ihm.

»Telefon«, sagte er, und dann leiser: »Was sagst du nun? Bin ich ein großer Erfinder oder nicht? Wird Rex Guelder bald in aller Munde sein, he?«

»Du bist ein fabelhafter Bursche! Wer will mich denn eigentlich sprechen?«

»Ach«, klagte Guelder enttäuscht, »daran kannst du jetzt denken! Geh mit Freda. Zu der paßt du!«

Reef blieb fünf Minuten fort. Aber er kam nicht zurück, sondern ließ Guelder durch Freda holen.

Sie hatten eine leise Beratung am Fuß der Treppe, und gleich darauf verließ Julian das Haus.

»Wo ist Reef geblieben?« fragte einer der Herren, als Guelder allein zurückkehrte.

Der Holländer erklärte, daß Julian in einer sehr dringenden Angelegenheit abgerufen worden sei, ließ sich aber auf eine weitere Erklärung nicht ein. Es schien ihm nicht ratsam noch vorteilhaft, mitzuteilen, daß Julian Reef in diesem Augenblick in Mr. Guelders Sportwagen hinter einem Rolls-Royce herjagte. Welche Folgen diese Jagd haben könnte, mochte er sich selbst gar nicht vorstellen.

24

Nachdem Tony Ursula nach Hause gebracht hatte, kehrte er ziemlich beunruhigt heim. Elk hatte ihn nach Hampstead begleitet und ihn gebeten, ihn unterwegs abzusetzen.

»Etwas Seltsames, Mr. Elk«, sagte Tony, »ich habe bisher noch nicht darüber gesprochen, daß man mich seit einigen Tagen verfolgt. Einmal ging ich zurück und versuchte, den Mann zu erwischen. Hätte ich ihn gefaßt, dann wäre ihm der Mut wohl vergangen!«

»In welchem Fall Sie eingelocht worden wären«, bemerkte Elk kühl. »Nicht einmal Millionäre dürfen Mitglieder des CID verprügeln.«

»Was sagen Sie da?« fragte Tony überrascht und traute seinen Ohren nicht.

»Einer meiner Leute, der Sie überwacht, Mr. Braid. Jetzt kann ich's Ihnen ja sagen. Ich hatte Angst, Sie könnten einen schönen Tages Selbstmord begehen, und da Sie ein so netter Mensch sind, wollte ich das Risiko nicht tragen.«

»Wollen Sie im Ernst sagen, daß ich überwacht worden bin von einem -?«

»Detektiv«, ergänzte Elk. »Und, bitte, tun Sie in Zukunft, als ob Sie's nicht merkten. Er kam hinter uns, als wir von Kirro herauksamen. Das war der Mann, der die Straße hinunterjagte und einen Wagen suchte, um den Schützenkönig zu verfolgen. Etwas anderes wollte ich noch fragen, Mr. Braid: Wer könnte wissen, daß Sie heute abend nach Woolwich fuhren oder warum Sie dahin fuhren?«

Tony schüttelte verständnislos den Kopf.

»Sie haben es niemandem gesagt – auch mit niemandem telefoniert?«

»Außer mit Lady Frensham ...«

»Haben Sie es vielleicht zufällig Ihren Bedienten gesagt?«

»Ich habe überhaupt nur einen Diener – meinen Kammerdiener, namens Lein. Er ist keine Leuchte ... ihn hätte ich sicher nicht ins Vertrauen gezogen, zumal ich ihm gekündigt habe. Er ist mir ein bißchen zu neugierig.«

»Lein?« wiederholte Elk nachdenklich. »Ich erinnere mich an den jungen Mann von meinem Besuch am Abend vor dem Steward-Pokal. Seit wann ist er bei Ihnen?«

»Seit einem Monat«, erwiderte Tony. »Er hatte sehr gute Empfehlungen.«

»Kann jemand bei Ihnen mithören, wenn Sie telefonieren?«

Tony lächelte. »Wenn er vor der Tür steht und angestrengt lauscht, kann er mich wohl hören; aber ich bezweifle sehr, daß er auch Sie hören kann. – Herrgott, der Nebenanschluß!«

Er erzählte Elk von dem Apparat im Schlafzimmer.

»Wer dort horcht, kann natürlich hören, was ich sage und was Sie antworten. Daran hab' ich nicht gedacht. Aber es scheint mir doch sehr unwahrscheinlich.«

»Nichts ist unwahrscheinlich. Ich komme mit 'rein und nehme mir den Mr. Lein mal vor.«

»Aber der Mann kann doch auch völlig unschuldig sein –«, wandte Tony ein.

»Kein Mensch ist unschuldig«, dozierte Elk. »Ich nicht, Sie nicht. Und ich wette, Lein hat mindestens schon seine achtundzwanzig Vorstrafen weg.«

Als Mr. Elk dem auffallend nervösen jungen Mann gegenüberstand, der auf Tonys Klingeln hereinkam, konnte er in ihm keinen ausgesprochenen Verbrecher erkennen. Sonst hätte er ihn ja auch schon das erstemal schärfer aufs Korn genommen. Er war dem Polizisten auch nicht bekannt. Doch das besagte nichts. Denn wie Elk später erklärte, sind die meisten Verbrecher bei der Polizei nicht bekannt, und die Polizei kennt nur eine geringe Anzahl Pechvögel mit ihren Spitznamen.

»Wo waren Sie früher, mein Sohn?« fragte Elk.

Der Mann zögerte gerade um den Bruchteil einer Sekunde zu lange.

»Bei Lord Ryslip.«

Er nannte einen bekannten Übersee-Gouverneur, der, wie Elk wußte, seit fünf Jahren nicht mehr in England war.

Er stellte eine andere Frage. Der Mann wurde verlegen. Dann wurde er ausfallend und frech.

»Wenn du hier unverschämt wirst«, warnte Elk sanft, »schmeiße ich dich durch das Fenster direkt auf die Spitzen des Eisengitters. Kennst du mich, mein Sohn?«

»Ja, Sie sind Sergeant Elk.«

»Inspektor! Du rückständiger Hering!« brüllte Elk.

Da beging der Mann einen Fehler und platzte heraus:
»Die nennen Sie immer Sergeant.«

Elk sah ihn fest an.

»Aha, ein Diebskumpan! Wer hat dich hierhergeschickt? Warum hast du Mr. Braids Gespräch mit mir heute abend belauscht? Mit wem hast du nachher telefoniert? Gestehe sofort, sonst stecke ich dich in den Eisschrank und mache aus dir eine Fürst-Pückler-Bombe!«

Der Mann schimpfte und verließ kurzerhand das Zimmer.

»Schuldig«, rief Elk, »aber ich weiß nicht, wie man ihn zur Strecke bringt. In den alten Tagen, als wir noch Folterkammern im Tower, dem alten Scotland Yard, hatten, hätten wir allerhand Interessantes aus ihm herausgequetscht, aber heute erlauben sie den ›dritten Grad‹ nicht mehr in England. Vielleicht kann mir die Telefonaufsicht etwas verraten –« Er sprang empor, als er die Haustür zuschlagen hörte. Auf halbem Weg zur Tür blieb er stehen.

»Ich werde impulsiv auf meine alten Tage«, tadelte er sich. »Dabei kann ich den Vogel gar nicht verhaften. Aber

ich hab' ein Gefühl, daß ich ihn finden werde, wenn ich ihn brauche. Wenn Sie gestatten, Mr. Braid, werde ich jetzt Ihr Telefon benutzen.«

Er sprach zehn Minuten mit der Aufsicht.

»Also nach Greenwich ...«

»Nach Greenwich?« fragte Tony, der das Gespräch mit angehört hatte.

»Ja, Guelders Haus. Natürlich weiß das Fräulein nicht, was gesprochen wurde. Ihr feiner junger Mann arbeitet offenbar mit den Reef-Leuten Hand in Hand. Erinnern Sie sich noch, was ich am Telefon sagte? Hab' ich blöderweise den Mantel erwähnt?«

Tony nickte.

»Zu dämlich! Womöglich auch den ehrenwerten Mr. Julian Reef? Sicher! Ich wette, dieser Bursche hat ihn in ganz London gesucht. Er hat vier Gespräche geführt, seit Sie nach Wollwich gefahren sind. Dieses Spioniersystem ist ein alter Trick Reefs – o ja, hat er schon früher angewandt.«

Dann erzählte er Tony eine Menge Geschichten über Julian Reef, daß ihm die Augen übergingen. Es waren keine schönen Geschichten. Eine war sogar sehr häßlich.

»Dieses Detektivspiel ist ein komisches Geschäft«, erklärte Elk. »Wir wissen viel mehr von den Leuten, als sie glauben oder als sie wünschen, daß wir wissen. Es gibt Männer im Westen Londons, die heute nacht plötzlich weiße Haare bekämen, wenn sie ahnten, was Scotland Yard von ihnen weiß. Sie werden vielleicht nie gefaßt werden, weil sie eben nichts tun, wofür man gefaßt wird. Die Hälfte aller

Sünden der Welt kann man gesetzmäßig begehen, und ich versichere Ihnen: es ist die schlimmere Hälfte.«

Er ging, und Anthony Braid hatte eine schlaflose Nacht.

Um vier Uhr früh stand Tony auf und trat an das Schlafzimmerfenster. Es regnete noch immer. Unten in der bleichen Dämmerung sah er eine kräftige Gestalt im Schatten eines Torwegs stehen. Tony erriet, daß es sein Beschützer war und winkte ihm einen fröhlichen Gruß zu. Der Unbekannte, der genießerisch seine Pfeife rauchte, erwiderete lebhaft.

In seinem Ankleidezimmer stand ein elektrischer Kocher und in einem Schrank alles Erforderliche zum Kaffeekochen. Aus einem unverständlichen Grund wanderten seine Gedanken immer wieder zu Ursula Frensham. Der Mordversuch der vergangenen Nacht hatte sein Gefühl, daß ihr Gefahr drohe, verstärkt.

Er trank den Kaffee und zog sich an. Fünf Minuten später war er auf der Straße. Der diensttuende Detektiv kam auf ihn zu und grüßte ihn.

»Ziemlich früh heute morgen, Mr. Braid.«

»Ich will eine kleine Fahrt nach Hampstead machen. Wollen Sie mich begleiten?«

»Ich muß«, antwortete der andere gutmütig, »und freue mich, daß Mr. Elk Sie aufgeklärt hat. Wenn Sie es mir nicht übelnehmen, möchte ich Ihnen sagen, daß es gerade kein Vergnügen ist, Ihnen nachzujagen. Es ist verdammt schwer, Ihnen auf den Hacken zu bleiben.«

Er begleitete Tony zur Garage, und sie zogen gemeinsam den Zweisitzer heraus.

»Führt Sie ein besonderer Grund nach Hampstead?« forschte der Detektiv, als sie unterwegs waren.

»Durchaus nicht«, antwortete Tony und fühlte sich nicht ganz aufrichtig.

Er kam sich reichlich närrisch vor und wagte nicht, dem Mann neben sich zu verraten, welches ziellose Unternehmen sie verfolgten.

Sie fuhren in den Regent's Park hinein, dessen Tore gerade geöffnet wurden, und zwar den breiten äußeren Weg entlang. Als sie über die Brücke kamen, die den Kanal am Ende der Avenue Road überspannt, sah Tony einen Mann sich über das Eisengeländer lehnen und aufmerksam ins Wasser blicken. Er hätte einen Eid darauf geleistet, daß er die Gestalt kenne. Ein schwerer Regenmantel, dessen Kragen bis zu den Ohren aufgeschlagen war, verwischte die Konturen. Der Mann war gar nicht neugierig auf den Insassen des Wagens, der schon so früh unterwegs war. Im Gegenteil – und das schien Tony verdächtig –, er wandte absichtlich den Kopf ab, damit man sein Gesicht nicht sehen könne.

Auf der anderen Seite der Brücke stand ein Sportwagen mit langgestreckter Karosserie, der so am Straßenrand aufgestellt war, daß Braid, ohne seinen Wagen anzuhalten und auszusteigen, die Autonummer nicht erkennen konnte.

»Der sah aus wie Mr. Guelder«, meinte der Detektiv.

»Schien mir auch so. Kennen Sie ihn?«

»Ich habe ihn schon gesehen. Das war sein Wagen – da am Straßenrand, nicht wahr? Haben Sie gestern abend den Wagen gesehen?«

Tony schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Aber nach der Höhe zu urteilen, aus der der Mann schoß, möchte ich schwören, es war ein Sportmodell, genau wie jener Wagen dort. Doch Guelder kann es unmöglich gewesen sein. Er war in seinem Haus, als der Schuß fiel.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Tony überrascht.

»Auf dem Präsidium schwören wir auf Inspektor Elks Parole. Die lautet: nachforschen«, sagte er trocken. »Und wir hatten nachgeforscht, längst ehe Sie schlafen gegangen waren, Mr. Braid.«

Sie fuhren die Avenue hinauf bis zur Heide und bogen in die Straße ein, in der Ursulas Haus an einer Ecke lag. Tony stieg aus und ging um die beiden Seiten des Hauses herum. Er kannte Ursulas Schlafzimmerfenster. Es war oben geöffnet. Zu seinem Erstaunen sah er Licht brennen, und als er seinen Kontrollgang fortsetzte und zur Vordertür kam, sah er auch die Diele erleuchtet. Es war ein Viertel sechs. Die Mädchen standen doch sicher nicht vor sieben Uhr auf.

Er überlegte, was er tun solle, als er Ursulas helle Stimme rufen hörte. Er wandte sich rasch um und sah sie völlig angekleidet auf sich zukommen.

»Deshalb also haben Sie meinen Anruf nicht beantwortet«, rief sie.

»Wie kommen Sie zu dieser nachtschlafenden Zeit hierher?« fragte er.

»Ich wurde um zwei Uhr angerufen, um einen Heiratsantrag entgegenzunehmen«, berichtete sie, »und ich konnte dann natürlich nicht wieder einschlafen. Ich bin darüber auch ganz froh; denn der Herr, der mir telefonisch den Antrag machte, ist seit Tagesanbruch vor meinem Haus auf und ab patrouilliert.«

Braid starrte sie ungläubig an.

»Doch nicht – doch nicht etwa Guelder? Um Gottes willen, das wäre ungeheuerlich!«

Sie nickte.

»Es war Mr. Guelder«, sagte sie. Dann brach ihre Stimme und ihre Beherrschung.

Im nächsten Augenblick lag sie schluchzend in Tonys Armen.

»O Tony«, schluchzte sie, »es war schrecklich – schrecklich.«

Es dauerte einige Zeit, bis Ursula sich so weit gefaßt hatte, daß sie erzählen konnte, was sich zugetragen hatte. Sie hatte das Telefon läuten hören und geglaubt, der Anruf hänge mit ihrem Besuch in Woolwich zusammen. Dann hörte Sie Guelders Stimme.

»Er entschuldigte sich vielmals und war außerordentlich

liebenswürdig, so daß ich nicht gleich wieder einhängen konnte. Ich wollte auch wissen, warum er mich anrief. Ich dachte, es könnte mit Julian zusammenhängen. Und dann, Tony, begann er mir merkwürdige Eröffnungen zu machen. Er sagte, er besitze eine Million – oder zwei, ich weiß nicht mehr genau –, er würde in einem Jahr der reichste Mann in England sein und wollte einen Palast bauen, wo die Dame seines Herzens als Königin herrschen solle. Ich konnte nicht alles verstehen. Manchmal verfiel er ins Holländische, und es wurde ein ganz unverständliches Kauderwelsch. Plötzlich, ehe ich noch wußte, was er wollte, bat er mich, ihn zu heiraten. Ich stand völlig versteinert da, konnte kein Wort hervorbringen. Er sagte, er hätte mich seit unserer ersten Begegnung geliebt – es war entsetzlich ... die schrecklichen Dinge, die er in den Apparat schrie!«

Sie verzog vor Ekel das Gesicht. »Schließlich faßte ich mich wieder und hängte den Hörer ein. Aber natürlich konnte ich nicht wieder einschlafen. Der Tag brach an, als ich aus dem Fenster blickte. Da sah ich ihn zu meinem Entsetzen langsam vor dem Haus auf und ab gehen. Er sah mich auch und warf mir Kußhände zu – er muß betrunken gewesen sein.«

Tony erinnerte sich an den Mann auf der Brücke.

»Dann war es doch Guelder«, rief er.

»Haben Sie ihn gesehen?« stieß sie hervor.

Tony erzählte von dem Mann auf der Brücke.

»Ich werde zurückgehen und ihn zur Rede stellen«, beschloß er. Doch sie hielt ihn zurück.

»Das werden Sie nicht! Unter keinen Umständen! Sie sollen ihm fernbleiben. Sie sollen sich in keinen Streit mit ihm einlassen. Dieser Mensch hat etwas Teuflisches. Heute nacht in Greenwich habe ich sein böses Fluidum gefühlt. Es war nicht die Straße, es waren die Ausstrahlungen dieses schrecklichen Mannes. Ich glaube, wenn er mich berührte, würde ich vor Grauen sterben.«

»Wenn er Sie anröhrt«, flüsterte Tony grimmig zwischen den Zähnen, »glaube ich, wird er sterben!«

Eins der Mädchen brachte ihnen Kaffee und Keks, und während sie in der hübschen kleinen Bibliothek saßen, suchte Tony sie zu bewegen, ihm alles zu berichten, was Guelder gesagt hatte. Doch sie weigerte sich energisch, darüber zu sprechen.

»Ich erinnere mich nur, daß er sagte, er wäre ein Millionär, und dann sagte er etwas von Diamanten, und daß er der größte Erfinder unserer Zeit sei. Und, Tony, Sie dürfen nicht mit ihm sprechen – ich bitte Sie darum.«

»Ich fürchte, ich muß mit ihm sprechen, Ursula. Dieser Auftritt darf sich nicht wiederholen.«

»Er muß verrückt sein – ich bin auch überzeugt, daß er gestern abend auf Sie geschossen hat.«

Tony, der aber überzeugt war, daß Guelder mit dem Schuß nichts zu tun hatte, schwieg. Das konnte er ihr nicht erklären.

Als er nach Hause fuhr, überlegte er, ob Guelder wirklich verrückt sei. Daß er sich in Ursula verliebt hatte, war nicht verwunderlich. Zwar ziemlich widerlich, doch ganz

normal. Auch galt dieser Mann als eine Art Don Juan. Wenn die Gerüchte nicht logen, hatte er bisher seine Vergnügen und Liebschaften in niedrigeren Kreisen gesucht und gefunden. Das Mädel in Holland war eine Kellnerin, die Frau in Batavia ein Halbblut gewesen. Er war ein Mann von niedrigem Geschmack und gemeiner Gesinnung. Doch jetzt blieb nichts übrig, als ihn aufzusuchen. Und Tony hoffte nur, daß es ihm gelingen würde, bei diesem Gespräch die Hände in den Taschen zu behalten.

Julian ... ob er die Wahl seines Partners kannte? Tony hatte jedenfalls mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Doch obwohl er eine sehr geringe Meinung von Julian hatte, traute er ihm nicht zu, daß er etwas von der Verblendung Guelders ahnte. Julian hatte einst selbst sehr bestimmte Hoffnungen gehegt. Es war unwahrscheinlich, ja, es schien ihm völlig unmöglich, daß er die Ereignisse dieser Nacht billigte.

Er kam nach Hause, badete, rasierte sich und frühstückte, als Mr. Sleser gemeldet wurde.

Der Millionär war kein intimer Freund Tonys. Sie hatten miteinander geschäftlich zu tun gehabt, und einmal hatte Tony dem dicken Selfmade-Mann einen Dienst erwiesen. Doch das hatte Braid längst vergessen. Er achtete den tüchtigen Kaufmann hoch.

»Haben Sie schon gefrühstückt?« fragte Tony.

Mr. Sleser nickte und zog sich einen Stuhl an den Tisch.

»Ich bin der letzte, den Sie erwartet haben, Braid«, lächelte er liebenswürdig. »Seit sechs zerbreche ich mir den

Kopf, ob ich Sie mit hineinnehmen soll oder nicht. Aber Sie haben mir einmal aus der Patsche geholfen, und ich vergesse niemals einen Liebesdienst. Sie sind doch mit Reef befreundet?«

»Ganz im Gegenteil!« beteuerte Tony heftig. »Ich bin froh, daß Sie mich gefragt haben; denn ich habe eine dunkle Ahnung, daß Sie mit ihm irgendwie geschäftlich verbunden sind.«

Sleser nickte und strich geistesabwesend über den kleinen, ergrauenden Schnurrbart.

»Er ist nicht jedermanns Fall«, gab er zu. »Doch in mancher Hinsicht kann er ganz nützlich sein. Er kann sogar außerordentlich nützlich werden – darüber bin ich mir noch nicht ganz klar. Kennen Sie seinen Sozius – oder was er sonst ist?«

»Guelder?«

»Ja, den Holländer. Kluger Kopf, was?«

»Ich glaube, ja«, gab Tony zu, »als Gelehrter. In der City geht ein Gerücht um, er habe ein Verfahren zur Herstellung von Diamanten erfunden.«

Hierzu schmunzelte Sleser.

»Nicht ganz! Das ginge mir auch sehr wider den Strich.«

Er schwieg, überlegte offenbar scharf und sagte dann endlich: »Ich bin kein Kirchenlicht in Geschichte, aber gab's da nicht vor langer Zeit mal so einen Kerl, der hinging und Guy Fawkes und die Pulververschwörung verriet, indem er seine Freunde warnte, ins Parlament zu gehen?«

»So einen Mann gab es«, lächelte Tony.

»Der bin ich«, lachte Sleser. »Sie taten mir einen Dienst – ich tue Ihnen einen. Bleiben Sie fort vom Diamantenmarkt. Wenn Sie Aktien haben, fort damit! Verkaufen Sie, verkaufen Sie sofort! Der Sturz gestern war ein Kinderspiel gegen das, was heute kommen wird. Ich sage Ihnen das in Ihren vier Wänden, und obwohl ich von Ihnen nicht verlangen kann, daß Sie es geheimhalten, kenne ich Sie doch gut genug, um zu glauben, daß Sie nicht darüber reden werden. Man nennt Sie in der City den ›gerissenen Kerl.‹«

Seine Augen blinzelten schalkhaft.

»Na, ich habe jedenfalls noch nichts Arglistiges von Ihnen gesehen und erwarte nicht, daß Sie gerade bei mir anfangen.«

Tony blickte ihn nachdenklich an.

»Ich möchte gern ein bißchen mehr über diesen Kurssturz erfahren. Was steckt dahinter, Sleser? Vielleicht kann ich Ihnen wieder einen Dienst erweisen.«

»Leicht möglich«, nickte Sleser und zog eine dicke Brieftasche hervor. »Jetzt werde ich Ihnen etwas zeigen, was bisher nur wir Verschwörer gesehen haben.«

Er entnahm der Tasche ein blaues Päckchen, das wie eine Brausepulverpackung aussah, und öffnete es vorsichtig. Darin lag ein Stückchen Watte, die er behutsam entfaltete.

»Was halten Sie davon?«

Tony nahm den Diamanten und hielt ihn gegen seinen Ärmel.

»Eine Schönheit! Haben Sie eine neue Mine entdeckt?« fragte er mit einem schwachen Lächeln.

Sleser verneinte.

»Was ist der wert? Sie verstehen doch was davon.« Tony überlegte.

»Ungefähr eintausendundfünfzig Pfund«, schätzte er.

»Bis auf fünf Pfund richtig getroffen. Jetzt sagen Sie mir: Was wäre dieser Stein wert, wenn er gelb wäre oder häßliche Flecken hätte?«

In dieser Frage war Tony eine Autorität.

»Er würde ungefähr hundertfünfzig Pfund wert sein – und – Herrgott!« Er starrte seinen Gast an. »Gelbe Diamanten! Guelder hat welche seit Monaten aufgekauft, und ich begriff nicht, was im Spiel war. Das ist doch kein entfärbter Diamant! ... Ist das etwa die Entdeckung?«

Sleser nickte begeistert.

»Gestern abend noch«, erzählte er eindringlich, »war der Stein gelb. Ich sah ihn mit meinen eigenen Augen erbleichen. Darüber kann absolut kein Zweifel bestehen, lieber Braid. Der Mann hat eine Entdeckung gemacht, die den Diamantenmarkt umwälzen wird. Die gegenwärtigen Werte werden um fünfzig Prozent fallen. Begreifen Sie nicht, was das heißt? Nur ein Diamant unter sieben ist vollkommen weiß. Diese Erfindung macht alle Nieten zu Volltreffern. Sie erhöht die Ausbeute der Welt um das Sechs- oder Siebenfache.«

Tony drehte den Stein in seiner Hand um und um. Plötzlich legte er ihn nieder und holte ein Vergrößerungsglas. Belustigt beobachtete ihn Sleser.

»Den Mumpitz habe ich schon hinter mir. Ich hab' ihn

unterm Mikroskop gehabt. Um zwei Uhr nachts habe ich die klügsten Leute von London aus den Betten geholt und mit ihnen eine gründliche Untersuchung vorgenommen. Er ist durch und durch weiß. Sie werden keinen Fehler daran entdecken. Übrigens hat man so etwas Ähnliches schon vorher gemacht. Sie wissen vielleicht, daß Gelehrte weiße Diamanten in rosa verwandelt haben. Warum sollte man nicht gelbe in weiße verwandeln können? Also, was werden Sie tun? Wenn Sie klug sind, verkaufen Sie Ihre letzte Diamantenaktie. Ich bitte Sie nur, das Geheimnis der Farbentziehung bis Mittag zu wahren. Bis dahin wird mein Bericht an die Presse fertig sein.«

Er wickelte den Stein wieder in seine Wattehülle und barg ihn in der Tasche.

»Das ist wohl alles«, meinte er, stand auf und reichte Braid die Hand.

»Jetzt sind wir quitt wegen der afrikanischen Transportaktien, die Sie mir abgenommen haben. Wenn Sie nicht vernünftig sind, werden Sie bares Geld für mich sein. Wenn Sie klug sind, werden Sie Geld aus mir herausschlagen. Ich werde dem Kimberley-Pack den heftigsten Tritt in den Hintern versetzen, den es je bekommen hat. Addio.«

Tony saß vor den Resten seines Frühstücks und dachte schneller und logischer, als er je in seinem Leben gedacht hatte. Sein Vermögen war zum größten Teil in der Diamantenindustrie angelegt. Ohne Frage bedeutete diese Erfindung Guelders die größte Gefahr, die je die Diamantenbörse bedroht hatte.

Er hatte seinen Freunden das halbe Versprechen gegeben, nicht zu verkaufen. Und ein halbes Versprechen Tony Braids war so gut wie die notarielle Erklärung eines anderen Mannes. Er wußte genau, wie der Markt auf die Nachricht reagieren würde, unvorbereitet, wie die Diamantenfinanzleute auf diese Enthüllung waren. Die Aktien würden eine Rekordtiefe erreichen. Er brauchte nur seinen Makler anzurufen und ihm den Auftrag zu geben, zu verkaufen, nicht nur die Papiere, die er wirklich besaß, sondern auch die, die er erst am Lieferungstermin kaufen würde, mit denen er im Handumdrehen eine halbe Million verdienen konnte. Er überlegte scharf und sah dabei doch im Unterbewußtsein immer den würfelförmigen Diamanten blinken und schimmern.

Der Kaffee wurde kalt. Er bestellte eine neue Kanne. Ehe sie serviert wurde, rief er den ersten Diamantenmann an.

»Mir scheint, Sie müssen sich auf einen großen Sturz heute morgen gefaßt machen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Können Sie mir einen Grund angeben?« fragte der Mann am anderen Ende des Drahtes.

»Nein. Ich bin zum Schweigen verpflichtet. Ich persönlich verkaufe nicht, sondern kaufe. Wahrscheinlich ist es eine Wahnsinnstat, aber ich will den Markt stützen und brauche Ihre Hilfe. Vielleicht fehlt mir eine halbe Million. Ich habe unerschlossene Platinfelder im Norden Transvaals, die soviel wert sind. Wollen Sie mir die mit einer halben Million beleihen?«

»Um den Markt zu stützen, ja. Sagen Sie Ihrem Bankier, er soll sich mit meinem in Verbindung setzen. Ich kenne Ihr Platin – Sie brauchen mir keine Unterlagen zu schicken. Wenn Sie heil durchkommen, möchte ich mich an Ihrem Platin mit fünfundzwanzig Prozent beteiligen.«

Tony nannte den Preis, und in zwei Minuten war der Handel abgeschlossen.

Und jetzt, ohne Rücksicht auf Aktien und Papiere oder den tragischen Sturz der Diamanten, forderte eine persönliche Angelegenheit den ganzen Mann.

Ehe das Geschäft an der Börse begann, betrat Braid das Büro Julian Reefs. Er bemerkte auf den ersten Blick, daß das Personal vermehrt worden war. Er fühlte die Atmosphäre fieberhafter Tätigkeit. Ein Funken der elektrischen Spannung jener Riesenschlacht, die heute an der Börse ausgefochten werden sollte, war auf den letzten Buchhalter übergesprungen.

26

»Mr. Reef ist da, Sir. Aber ich glaube nicht, daß er Sie empfangen wird, wenn er Sie nicht herbestellt hat.«

Tony mußte über die aufgeblasene Wichtigtuerei dieser Auskunft lächeln.

»Tragen Sie ihm meine Karte hinein«, befahl er und wußte sehr genau, daß der Angestellte ihn erkannt hatte

und ihn nur mit der gewohnten Frechheit seines Brotherrn behandelte.

Man ließ Braid zehn Minuten warten. Das wurde Julian zum Verhängnis. Denn als die Hälfte dieser Zeit verstrichen war, kam in den Warteraum ein dünner, kleiner Mann mit einem altmodischen, steifen Hut und mit sehr großen, breiten Schuhen.

»Ich möchte Mr. ...« – er blickte auf eine Karte – »Mr. Rex Guelder sprechen. Es ist sehr wichtig. Wollen Sie ihm bitte sagen, daß Mr. Samer aus Troubridge ihn sofort sprechen möchte. Und sagen Sie ihm bitte, daß es ungemein dringend ist. Ich komme extra aus Troubridge, um ihn zu sprechen.«

»Ich weiß nicht, ob Mr. Guelder im Haus ist«, erwiederte der Angestellte. »Setzen Sie sich, bitte.«

Der alte Mann ließ sich atemlos nieder und trocknete sich die Stirn. Er war mitteilsam, wie es schüchterne Menschen oft unter Fremden sind.

»Heute früh um fünf bin ich aufgebrochen«, erzählte er. »Ich hatte auch gleich Anschluß. Seit siebenunddreißig Jahren bin ich nicht in London gewesen. Der Ort hat sich sehr verändert.«

»Ohne Zweifel«, stimmte Tony zu. »Sie wohnen in Troubridge?«

»Ja, Sir«, nickte der alte Mann stolz. »Unsere Firma besteht in Troubridge seit zweihundertfünfunddreißig Jahren. Ich glaube, wir sind das älteste Haus am Platz. Das Geschäft hat sich immer vom Vater auf den Sohn vererbt

und wird, so Gott will, auf meinen Jungen übergehen, der zweiundfünfzig ist, und dann, mit dem Segen des Allmächtigen, auf meinen Enkel, der auch schon im Geschäft ist.«

Tony wollte den Herrn aus Troubridge gerade nach seinem Geschäftszweig fragen, als er vor das erhabene Antlitz Julians zitiert wurde.

Reef hatte sich verändert. Um ihn wehte ein Hauch von Erhabenheit, ja, fast von Größenwahn, wie es Tony schien.

Schon der Empfang des Besuchs bewies die veränderten Umstände. Doch hinter dieser neuen Herrlichkeit entdeckte Tony – der ja nicht dumm war – eine leise Unsicherheit. Es schien fast, als müsse Reef sich zwingen, seinem Gast in die Augen zu schauen.

»Tut mir leid, daß ich Sie warten ließ, Braid, aber ich bin gerade furchtbar beschäftigt. Hoffentlich halten Sie mich nicht lange auf. Ich habe tatsächlich die letzte Woche Tag und Nacht gearbeitet.«

»Sie sollten sich aber doch Zeit nehmen, ab und zu eine Schießbude zu besuchen«, riet Tony. »Ihre Treffsicherheit läßt viel zu wünschen übrig.«

Julian zwang sich zu einem matten Lachen.

»Ich habe aus den Zeitungen gelesen, daß es da irgendwo eine Schießerei gegeben hat. Jemand hat mehrere Salven auf einen berühmten Detektiv gefeuert. Ich tippe auf Elk.«

»Die Zeitungen haben nicht von mehreren Salven gesprochen, sondern von zwei Schüssen«, bemerkte Tony kühl. »Und dann stand der Bericht nur in einer Zeitung –

aber offenbar sind Sie besser informiert.« Julian unterdrückte eine Erwiderung, er hatte schon zuviel gesagt.

»Was wünschen Sie noch?«

»Ich wünsche Mr. Guelder zu sprechen. Ich habe mit ihm ein Hühnchen zu rupfen.«

Julian blickte gelangweilt drein.

»Mein guter Mann«, sagte er verdrießlich, »was scheren mich Ihre Privatfehden? Aber Guelder ist nicht hier. Er ist für einen Tag aufs Land gefahren. Ich erwarte ihn erst morgen zurück. Wenn Sie weiter keine Wünsche haben ...«

Er stand auf und blickte eindeutig auf die Tür.

»Ich bin noch nicht fertig«, wehrte Tony ab. »Wissen Sie eigentlich, daß Ihr Holländer Lady Frensham lästig fällt?«

Offenbar wußte Julian es nicht, denn sein Ausdruck wechselte rasch.

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine damit, daß er heute nacht Lady Frensham anrief und ihr einen Heiratsantrag machte. Vielleicht war er betrunken oder von seiner neuen Entdeckung berauscht ...« Es entging ihm nicht, daß Julian erschreckt auffuhr. »Ich weiß davon. Jawohl. Sleser besuchte mich heute früh. Ich werde von der Mitteilung aber erst nach der Veröffentlichung in den Zeitungen Gebrauch machen.«

»Er hat Ursula angerufen?«

»Sie meinen Lady Frensham? Ja, und ihr einen Heiratsantrag gemacht. Wußten Sie etwas über seine zärtlichen Gefühle?«

Julian schlug die Augen nieder.

»Nein«, sagte er verbissen. »Jedenfalls können Sie mir nicht zumuten, Guelder außerhalb des Geschäfts zu überwachen.«

Tony war Menschenkenner genug, zu erkennen, daß die Nachricht Reef in die Glieder gefahren war.

»Was sagt Ursula dazu?« fragte Reef, ohne den Blick zu heben.

»Lady Frensham fühlt sich natürlich nicht gerade geschmeichelt. Ich wollte Guelder sprechen und ihm sagen, daß ich ihn braun und blau schlage, wenn das noch einmal vorkommt. Dasselbe, Julian Reef, gilt für fahrende Schützen, die mich in frühen Morgenstunden als Zielscheibe benutzen.«

Julian wollte etwas entgegnen, doch Tony fuhr fort:

»Es wird Sie auch interessieren, daß Ihr Freund, mein Kammerdiener, geflogen ist. Doch das wissen Sie sicher schon. Er wird Ihnen seine Meldung erstattet haben. Wenn Sie sich so lebhaft für die Vorgänge in meinem Haus interessieren, werde ich täglich zweimal ein Bulletin herausgeben und Ihnen zustellen lassen.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, entgegnete Julian patzig. »Ich glaube, Sie sind nicht ganz normal. Also Guelder ist nicht da. Kommen Sie wieder, und zanken Sie sich mit ihm, wenn er da ist ... Sie verkaufen wohl heftig Diamanten. Sie müßten nicht Sie sein, wenn Sie es nicht täten. Es war eine große Dummheit von Sleser, Ihnen die Erfindung zu verraten.«

»Ich werde nicht verfehlen, ihm das auszurichten«, versicherte Tony.

Julians entsetzter Blick verriet ihm den großen Respekt, den er vor dem mächtigen Börsenmann hatte.

Als er hinausging, kam der Angestellte herein, und Braid hörte Julian äußern:

»Sagen Sie ihm, er soll morgen wiederkommen – ich wünsche heute niemanden zu sprechen.«

Die Botschaft wurde dem Mann im Wartezimmer übermittelt.

»Mein Gott! Mein Gott!« stöhnte er und raffte seinen Schirm und seine braune Reisetasche auf. »Was soll ich bloß anfangen! – Ihre Durchlaucht wird es mir nie verzeihen!«

Tony hatte Mitleid mit dem Alten. Er öffnete ihm die Tür und ging mit ihm die Treppe hinunter.

»Ein Unglück!« stammelte der Herr aus Troubridge. Er mußte jemandem sein Herz ausschütten. »All die langen Jahre, die ich im Geschäft bin, ist mir noch nie so etwas passiert. Wenn ich Mr. Guelder nur fünf Minuten sprechen könnte ...«

»Ich müßte Mr. Guelder auch nur fünf Minuten sprechen«, sagte Tony grimmig. Der Kummer des alten Mannes rührte Tony, und er fragte: »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Mr. Samer schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte, nein. Sehen Sie, als ich Mr. Guelder den Diamanten verkaufte, handelte ich im besten Glauben. Ich

hatte den schrecklichen Irrtum, den mein Gehilfe beging, nicht bemerkt.«

Tony war im Nu lebendigste Aufmerksamkeit.

»Kommen Sie mit in meinen Klub! Vielleicht kann ich Ihnen doch helfen.«

Mr. Samer stammelte unzusammenhängende Dankesworte und trottete neben Braid her.

Im Rauchzimmer des Klubs, das zu dieser Morgenstunde fast leer war, erzählte er seine Geschichte.

In der Nähe von Troubridge wohnte die Herzogin von Hanfield. Er, Samer, hatte ein großes Juwelengeschäft und führte ganz auserlesene Ware. Er und seine Vorfahren hatten für die Familie Ihrer Durchlaucht seit Hunderten von Jahren gearbeitet. Als sie ihm den Diamantring zum Umfassen schickte, hatte er den Stein sehr sorgfältig herausgelöst und ihn in seinen Tresor eingeschlossen. Dort lagen andere Steine zum Verkauf, und während er abwesend war, war sein Gehilfe (er sagte nicht: sein Sohn, doch Tony erriet, daß er das nur aus Familienstolz unterdrückte) von einem Herrn aus London besucht worden, der unbedingt einen würzelförmigen Diamanten kaufen wollte.

»Hallo!« unterbrach Tony heftig. »Können Sie mir das Gewicht sagen?«

»Zehn Karat«, gab der Juwelier erstaunt Bescheid, »und eine Kleinigkeit darüber.«

»Weiter«, trieb Tony den Alten an.

Der Gehilfe habe sich natürlich sehr geschmeichelt gefühlt, als Mr. Guelder sagte, er hätte von der herrlichen

Kollektion gehört, die der Juwelier führe, und wolle einen großen Stein für einen Verlobungsring kaufen. Der Gehilfe öffnete den Tresor, nahm eine Anzahl Steine heraus, fand dabei unglücklicherweise auch den Diamanten der Herzogin und bot ihn in dem Glauben, er sei verkäuflich, dem Herrn an. Auf dem Papier, in das er eingewickelt war, stand in Mr. Samers Handschrift »elfhundert Pfund«. Das war die Höhe der kurzfristigen Prämie, mit der er den Stein gegen Einbruchsdiebstahl versichert hatte. Und so war der Stein um elfhundert Pfund verkauft worden. Herr Guelder hatte in Scheinen bezahlt und seinen Erwerb sofort mitgenommen. Und jetzt hatte die Herzogin, die verreist war, ihm mitgeteilt, sie käme heim und hoffe den Ring fertig vorzufinden.

»Und, Mr. – wie war doch Ihr Name – Mr. Braid! – doch nicht der Rennstallbesitzer Braid? Doch? Ich wette bisweilen selbst ein wenig, aber nur ganz niedrig. Ich bin nur ein ganz kleiner Zaungast bei dem, was ich den Sport der Könige nennen möchte – also, Mr. Braid, so liegt die Sache. Ich muß Mr. Guelder bewegen, mir den Stein zurückzugeben, und will ihm gern noch hundert Pfund draufzahlen auf den Preis, den er mir gezahlt hat.«

»Können Sie mir den Diamanten vielleicht etwas näher beschreiben?«

»Ich kann Ihnen die Fotografie zeigen«, erbot sich Mr. Samer eifrig.

Er trug sie in seiner Westentasche. Er pflege, und schon sein Vater hätte das getan, alle wichtigen Steine zu fotogra-

fieren, die durch seine Hände gingen. Sein Großvater habe sie von einem Künstler malen lassen. Damals steckte die Lichtbildkunst noch in den Kinderschuhen. Tony betrachtete die Fotografie – einen kleinen Streifen, der auf dickes Papier geklebt war –, und sein Herz tat einen Freuden-sprung.

»Mir scheint, ich kann Ihnen den Stein wiederbeschaf-fen«, rief er, worauf Mr. Samer ihm vor Dankbarkeit fast um den Hals fiel.

Während sie hinausgingen, blieb Braid in der Halle ste-hen und sah sich die Nachrichten an, die über den Fern-schreiber hereinkamen.

»Sie suchen die Diamanten, Mr. Braid?« fragte der Por-tier und zeigte auf einen Streifen an einem grünen Brett.

Diamanten fielen stürmisch. Papiere, die am Tag zuvor zwölf Pfund gestanden hatten, notierten jetzt neun und acht dreiviertel.

»Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß te-lefonieren«, bat Braid seinen neuen Freund.

Er ging in eine Zelle, rief seinen Makler an und gab ihm eingehende Instruktionen. Er nannte ihm drei Papiere. »Kaufen Sie«, sagte er, »und hören Sie nicht eher zu kaufen auf, bis Ihnen der Atem ausgeht.«

»Aber der Markt fällt, Mr. Braid«, rief der überraschte Makler, »Sie glauben doch nicht etwa, daß ...«

»Kaufen Sie, bis Sie nicht mehr können«, beharrte Tony. »Kaufen Sie für eine Million. Nein, Sie können bis anderthalb Millionen gehen.«

Tony kam heraus, nahm den aufgeregten Juwelier unter den Arm und rief ein Taxi. Sie fuhren nach Lombard Street, in der das Gebäude der Sleser-Gesellschaft sich hoch über alle anderen erhob, fuhren mit dem Fahrstuhl zum ersten Stock hinauf, wo Tony das Glück hatte, Slesers Privatsekretär abzufangen, mit dem er bekannt war.

»Tut mir furchtbar leid, Mr. Braid, aber Mr. Sleser kann Sie unmöglich empfangen. Er steckt bis zur Nase in dem Diamantengeschäft.«

»Leute, die bis zur Nase in irgend etwas stecken«, gab Tony zu bedenken, »erstickten. Sagen Sie ihm nur, ich sei hier und wolle mich an ihm als Lebensretter betätigen.«

Der Sekretär lächelte.

»Wollen Sie verkaufen?« fragte er vertraulich. »Das sollten Sie tun, Mr. Braid. Sleser beauftragte mich, Sie vor einer halben Stunde anzurufen, aber Sie waren nicht zu erreichen. Ich werde fragen, ob er Sie empfangen will.«

»Und meinen Freund, Mr. Samer, auch«, rief Tony ihm nach.

Der Sekretär blickte sich fragend um, eilte dann aber davon. Einige Augenblicke später kam er zurück und führte Tony und Mr. Samer durch sein Büro in das Privatkontor des großen Spekulantens.

Mr. Sleser saß an einem gewaltigen Schreibtisch, eine unscheinbare Tonpfeife im Mund. Das Zimmer roch kräftig nach Shag-Tabak.

»Tag, Braid.«

»Darf ich Ihnen Mr. Samer vorstellen?« sagte Tony.

»Freut mich. Habe genau zwei Minuten für Sie Zeit.«

»Das genügt nicht«, erwiederte Tony ruhig, während er Mr. Sleser vergnügt zublinzelte. »Hören Sie mich erst an, dann können Sie uns ja immer noch hinauswerfen. Haben Sie den Diamanten bei sich?«

Slesers Gesicht verzog sich unmutig.

»Ja«, nickte er langsam. »Was wollen Sie damit?«

»Unser Freund hier ist Juwelier.«

Sleser lehnte sich in den Stuhl zurück und lachte laut und herzlich.

»Sie sind ein ungläubiger Thomas! Trauen Ihren eigenen Augen nicht, wie? Schade um die zwei Minuten! Aber ich werde Ihnen den Stein zeigen.«

Er schloß den Safe auf, entnahm ihm ein kleines blaues Ringetui und öffnete es. Der viereckige Diamant glitzerte auf seinem blauen Samtlager.

»Das ist er!« schrie Samer bebend. »Gott sei Dank, daß ich ihn gefunden habe! Sie haben meine Ehre gerettet, Mr. Braid!«

Sleser starre ihn verdutzt an.

»Was ist los?« fragte er und wandte sich brüsk an Tony.

»Das kann ich Ihnen in wenigen Worten sagen. Dieser Diamant ist vor zwei oder drei Tagen diesem Herrn von Rex Guelder abgekauft worden«, berichtete Tony gelassen. »Er wurde aus Versehen verkauft. Er gehört nämlich der Herzogin von Hanfield, die ihn umfassen lassen wollte. Mr. Samer verkaufte ...«

»Mein Gehilfe«, flocht Mr. Samer sanft ein.

Sleser stieß seinen Stuhl vom Tisch zurück.

»Augenblick! Das muß ich erst mal verdauen! – Sie erkennen diesen Stein mit Bestimmtheit als den, den Sie vor zwei, drei Tagen an Mr. Guelder verkauft haben?«

»Mein Gehilfe«, berichtigte Samer wieder. »Der Herr kam herein und sagte, er suche einen Diamanten von ganz besonderer Form. Er suche ganz England danach ab; denn er solle genau zu einem gelben Diamanten passen, den er besitze.«

»Kennen Sie das Gewicht von diesem hier?«

Mr. Samer zog wieder die kleine Fotografie hervor, auf deren Rückseite Zahlen standen, die nur er zu deuten verstand.

Sleser ging zum Fenster, wo unter einem Glassturz eine Goldwaage stand. Er legte den Diamanten auf die eine Schale, einige kleine flache Gewichte auf die andere.

Mr. Samer las jetzt das Gewicht von der Fotografie ab.
»Genau«, rief Sleser und prustete vor Zorn.

Eine Zeitlang – es schien eine Ewigkeit – war es im Zimmer totenstill. Dann drückte Sleser auf einen Knopf.

Der Sekretär erschien und machte eine Bewegung, den Besuch hinauszulassen.

»Machen Sie die Tür zu«, schnaubte Sleser. »Rufen Sie die Bank an. Der Scheck von zwanzigtausend Pfund, den ich Guelder gegeben habe, soll sofort gesperrt werden. Telefonieren Sie jedem Makler, den Sie kennen, er soll sofort aufhören zu verkaufen und soll dieselben Aktien zurückkaufen. Sagen Sie ihnen, sie sollen bis zur Bewußtlosigkeit kaufen. Danke sehr, weiter nichts.« Er nahm die Tonpfeife wieder auf, die er auf den Tisch gelegt hatte, zündete sie an und paffte dicke Wolken.

»Vielleicht wird Ihre Achtung vor der Aristokratie einige Punkte sinken, Mr. Samer. Aber trotzdem bin ich ein intimer Freund der Herzogin von Hanfield. Ich werde schon dafür sorgen, daß Sie durch diesen Stein keine Ungelegenheiten haben. Ich brauche ihn noch ein, zwei Tage, dann kriegen Sie ihn zurück. Ihre Durchlaucht ist in Paris. Ich habe heute morgen zufällig von ihr einen Brief bekommen. Ich werde sie anrufen und erfahren, wie lange sie noch bleibt. Wenn sie sehr bald eintrifft, werde ich ihr die Wahrheit sagen. Sonst – na, bis dahin haben Sie ja den Stein zurück. Ich danke Ihnen.«

Er streckte die Hand aus und preßte die zarten Juwelenfinger des kleinen Mannes mit solchem Nachdruck, daß der Alte vor Schmerz auf einem Bein hüpfte.

»Sie finden wohl allein hinaus. Ich muß noch mit Mr. Braid sprechen.«

Als der kleine Juwelier gegangen war, sagte Sleser: »Jetzt

bin ich wieder in Ihrer Schuld, Braid. Dieser Schweinehund hat uns gestern abend 'reingelegt! Nicht zu glauben: vier ausgewachsene Männer von diesem Federfuchser überstölpelt. Wir sollten uns schämen! Natürlich hat er den Stein ausgetauscht. Hat blaue Funken stieben lassen, um uns zu blenden und um schnell und heimlich die Steine auszutauschen. Die Sache ist mir ganz klar – leider zehn Stunden zu spät. Kommen Sie. Wir wollen diesem Mr. Guelder mal ein bißchen auf die Hühneraugen treten.«

»Er ist nicht im Büro«, belehrte ihn Tony.

»Quatsch«, polterte Sleser. »Er hat mich heute vormittag zweimal angerufen.«

Kein Angestellter wagte, dem Eindringen des mächtigen Sleser zu wehren, als er durch die Vorzimmer stapfte und die Tür zu Reefs Privatkontor aufriß, hineinmarschierte und Tony hereinwinkte.

Julian war nicht allein. Guelder saß bequem in einem tiefen Klubsessel, die unvermeidliche Zigarre zwischen den Zähnen. Sein Gesicht leuchtete auf bei Slesers Anblick, doch das Lächeln wurde sehr schwach, als Braid in Sicht kam.

»Machen Sie die Tür zu, Braid«, bat Sleser, zog eine Schachtel heraus und zeigte den Diamanten.

»Den haben Sie doch gestern abend fabriziert, Guelder, nicht wahr?«

»Ja, das ist der Stein«, sagte Guelder verbindlich.

Sleser blickte zu Julian hinüber.

»Hängen Sie mit in dem Schwindel?«

»Schwindel?« schnappte Julian Reef und erbleichte.
»Was wollen Sie damit sagen? Das war kein Schwindel –
Sie haben es mit Ihren eigenen Augen gesehen. Natürlich,
wenn Sie dem Burschen da –« sein Zeigefinger wies anklagend
auf Braid – »Glauben schenken, dann glauben Sie an
Schwindel, aber Sie haben doch selbst gesehen ...«

»Ich glaube nicht Mr. Braid, ich glaube meinen Augen und Ohren«, erwiderte Sleser gelassen. »Dieser Stein ist vor einigen Tagen bei einem Juwelier namens Samer in Troubridge gekauft worden. Ich begreife durchaus, daß Ihr holländischer Freund zu diesem besonderen Experiment auch einen besonderen Stein brauchte. Er besaß den gelben und suchte einen dazu passenden weißen. Er hat diesen Diamanten für elfhundert Pfund gekauft.«

»Das ist eine infame Lüge!« schrie Guelder. »Ich habe ihn mit meiner Wissenschaft gezeugt ... Sie haben's gesehen. Sie können Ihre eigenen Beobachtungen nicht Lügen strafen!«

»Sie haben den Stein ausgetauscht, Sie schmieriger Schuft!« brüllte Sleser. »Sie haben mich zum Popanz der City gemacht! Und wenn ich nicht fürchten müßte, zum Gelächter der Welt zu werden, würde ich Sie beide ins Gefängnis bringen!«

»Ich bin daran nicht beteiligt!«

Julian Reefs Blässe, seine Erschütterung, die an Verzweiflung grenzte, machten seinen Protest glaubhaft. »Wenn das wahr ist ... nein, nein, das kann nicht wahr sein! Guelder, das hast du nicht getan!«

»Wenn Sie alle das glauben ...« Er zog die Schultern hoch. »Ich bin Gelehrter, Chemiker, nicht Psychologe. Sie haben's mit eigenen Augen gesehen, Sie glauben es nicht, Sie hören auf diesen gerissenen Kerl ...«

Er sprang blitzschnell hinter seinen Schreibtisch.

»Ich denke nicht daran, Sie zu schlagen«, sagte Tony verächtlich. »Aber wenn Sie noch einmal Lady Frensham belästigen, drehe ich Ihnen das Genick um.«

Julian aber dachte nicht an Ursula. Er dachte an seine ungeheuren Aufträge, an die gigantischen Aktienkäufe, die er hatte tätigen wollen. Er dachte an die Freunde, die ihm nur zögernd die Mittel zu diesen gewaltigen Transaktionen zur Verfügung gestellt hatten. Er starrte den Holländer an, dann stürzte er sich auf ihn.

Sleser trennte die beiden und schleuderte den rothaarigen jungen Mann gegen die Wand.

»Verüben Sie Ihre Morde, wenn ich nicht dabei bin!« wetterte er. »Kommen Sie, Braid. Wollen sehen, was auf der Börse los ist. Wenn ich mit einer Million Verlust herauskomme, werde ich mich glücklich schätzen.«

Während sie hinunterfuhren, fragte er:

»Sie haben Ihren Freunden wohl schon mitgeteilt, daß es fauler Zauber war?«

»Nein«, entgegnete Tony. Er schämte sich ein wenig, daß er seine Parteinahme völlig vergessen hatte. »Aber ich glaube, das macht nicht viel. Sie verkaufen sowieso nicht.«

»Dann habe ich noch Hoffnung«, rief Sleser. Es war eine sehr berechtigte Hoffnung, wie er erkannte, als sie zur

Börse kamen. Diamantenaktien sausten mit derselben Geschwindigkeit hinauf, mit der sie gefallen waren.

Er nahm den Diamanten aus der Tasche und reichte ihn Tony.

»Lebt wohl, Millionen«, lachte er, »ich nehme von euch Abschied. Behalten Sie den Stein. Ich werde das mit der Herzogin schon ins reine bringen.«

»Sie sind sehr zuversichtlich«, lächelte Tony.

»Lassen Sie uns darüber schweigen«, sagte der große Mann traurig. »Ich habe ihn ihr einst geschenkt – und ich Narr habe ihn gestern nicht sofort wiedererkannt!«

»Mr. Sleser, bitte ans Telefon«, rief ein Bedienter. Als der Millionär nach einigen Augenblicken zurückkam, spielte ein sarkastisches Lächeln um seinen Mund.

»Es war mein Büro«, berichtete er. »Ich gab Guelder einen Barscheck – natürlich hat er ihn, sobald die Bank geöffnet wurde, einkassiert. Glauben Sie, daß der Sheriff mich zugucken lassen wird, wenn er baumelt? Ich möchte zu gern mal wieder tüchtig lachen.«

Der Himmel hatte sich aufgeklärt, der Regen nachgelassen. Da ging Ursula hinaus auf die Heide, um ihren Hund auszuführen. Sie hatte die Zeitung nicht gelesen und wußte nichts von der Börsenschlacht, die in der City tobte, von den schweren Verlusten und den gewaltigen Gewinnen.

Und selbst als das Gerücht des Kampfes bis zu ihr hinausdrang, ahnte sie nicht, daß Tony im Feuer stand.

Es lag in der Natur der Dinge, daß er als Sieger hervorgehen mußte, denn sein Glücksstern war im Steigen. Am Abend wagte er kaum, seinen Gewinn auszurechnen, während ein halbes Dutzend Firmen, darunter drei sehr gefestigte und alte, ruiniert am Boden lagen und die großen Banken die Lage so ernst beurteilten, daß sie zusammentraten und eine Hilfsaktion gegen weitere Katastrophen ins Leben riefen.

Es war fast Lunchzeit, als Ursula heimkam. Elk saß auf den Stufen vor dem Gartenfenster mit einer Zigarre, deren Format ihr bekannt vorkam. Er las die Mittagszeitung.

Langsam stand er auf und ging ihr entgegen.

»Ich bat Ihr Mädchen, mir etwas zum Rauchen zu geben, Lady Frensham«, entschuldigte er sich. »Ich weiß, Sie würden mich hier nicht kalt sitzen lassen. Ich bat sie, mir die billigste zu bringen, die Sie im Hause haben. Sie können Sie selbst fragen, wenn Sie mir nicht glauben. Ich sagte: ›Mary, oder wie Sie sonst heißen, bringen Sie mir keine teure, sondern eine zu fünf Cent.‹«

Elk war früher einmal nach Amerika gefahren, um einen flüchtigen Schwindler zu fangen, und seitdem rechnete er in der Währung der Vereinigten Staaten.

»Ich sehe, das Mädchen hat richtig verstanden und Ihnen die beste gebracht«, lächelte Ursula. »Aber ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, daß ich Sie sehe. Hoffentlich bringen Sie mir nicht zu schlechte Nachrichten!«

Elk schüttelte den Kopf.

»Heutzutage passiert überhaupt nichts Schlimmes mehr. Die Leute sind brav, keiner kommt mehr mit dem Gesetz in Konflikt, so daß wir schon daran denken, die Polizei aufzulösen.«

Sie bat ihn, zum Lunch zu bleiben, doch er lehnte ihre Einladung ab.

»Ich möchte nur einige Fragen an Sie stellen, Lady Frensham«, bat er und ging mit ihr in die Bibliothek.

»Nur über Dinge, die Sie wahrscheinlich nicht wissen. Aber vielleicht doch. Vor einiger Zeit erbten Sie sechzigtausend Pfund ...«

»Die sind hin, Mr. Elk«, sagte sie mit einem resignierten Lächeln.

»Ich weiß. Man hat sie in Aktien angelegt, nicht wahr? Mr. Reef verwaltete sie, und sie sind sozusagen verduftet. Ihr Vater sorgte sich sehr um dieses Vermögen, das Ihnen gehörte, nicht wahr?«

»Ja, ich glaube ... ja, sicher, er wollte mich versorgt wissen. Mr. Reef hat ihm die Aktien einige Zeit vor seinem Tod ausgehändigt.«

Elks Gesicht war eine unbewegliche Maske.

»Das habe ich gehört. Aber nehmen wir nun mal an, Ihr Herr Vater hätte entdeckt, daß die Aktien verschwunden waren. Nehmen wir es nur einmal als Hypothese an, ohne jemandem zu nahe zu treten. Nehmen wir einmal an, all diese reizenden Aktien, die man für Sie gekauft hatte, wären verkauft und durch lauter wertloses Zeug ersetzt wor-

den. Darin hätte Ihr Vater vielleicht doch ein kleines Härchen gefunden, wie?«

Sie zögerte wieder.

»Sprechen Sie ruhig. Betrachten Sie mich als Ihren guten alten Onkel«, ermunterte Elk. »Ich spreche rein psychologisch. Wir sind augenblicklich bei der Polizei ganz verrückt auf Psychologie.«

»Ja, er würde sehr böse gewesen sein«, bekannte sie. »Mein Vater war ein sehr heftiger Mann. Er würde außer sich gewesen sein. Das hätte er Julian nie vergeben. Er hätte ihn ...«

»Ihn schnappen lassen«, ergänzte Elk auf eigene Faust.

»Meinen Sie verhaften? Ich glaube, ja. Es mag wahr sein, daß er die Aktien als Sicherheit brauchte, aber ich weiß ganz genau, er hätte niemals zugegeben, daß ich einen Pfennig verliere. Eher wäre er gestorben.«

»Ganz meine Meinung«, bestätigte Elk. »Hätte er entdeckt, daß diese Aktien perdutti waren – das ist französisch und heißt soviel wie futschikato –, und hätte er geglaubt, daß Reef der Räuber ist ...«

Er unterbrach sich und wartete. Aber da sie nichts entgegnete, lenkte er ab.

»Ich wollte Sie noch etwas fragen: gibt es hier im Haus irgendeinen Ort, an dem Seine Lordschaft wichtige Papiere aufzuheben pflegte?«

»In seinem Arbeitszimmer ist hinter der Wandbekleidung ein Geheimfach verborgen«, verriet sie. »Ich habe es selbst erst vor einigen Tagen entdeckt. Doch es war nichts Wertvolles darin – ich habe es geöffnet, es war leer. Ich

kam durch den Schlüssel darauf, den mein armer Vater an seiner Urkette trug.«

»Gar nichts war darin?« Elk schüttelte den Kopf voller Bedauern. »Gar nichts?«

»Das heißt nichts, außer ...«

Sie öffnete eine Schublade.

Sie nahm drei Papiere heraus.

»Eins ist eine Aufstellung der Aktien, von denen Sie eben gesprochen haben – meiner Aktien. Aber ich glaube, Mr. Braid hat die Aufstellung auch.«

Er klemmte einen Zwicker auf die Nase und prüfte die drei Dokumente. Das erste war unwichtig, das dritte auch. Das zweite enthielt, wie Ursula bemerkt hatte, eine Aufstellung ihrer Aktien – doch noch etwas anderes. Darunter standen die Worte: ›Obige Aktien erhalten‹ und darunter Julian Reefs Unterschrift.

»Gerade das suche ich«, rief Elk befriedigt. »Das nenne ich Dusel. Sie erlauben wohl, daß ich es einstecke, Lady Frensham.«

»Haben Sie Mr. Reef schon gesprochen – wegen seines Mantels?«

Er verneinte.

»Mr. Reef ist wahrscheinlich so dringend mit dem Kauf und Verkauf von Diamanten beschäftigt, daß er keine Zeit hat, sich um alte Kleider zu kümmern. Sie haben ihm doch wohl nichts verraten?«

»Ich habe ihn nicht gesehen«, sagte sie hart und fügte lächelnd hinzu: »Sie haben es mir ja auch verboten.«

»So was kann man vergessen«, meinte Elk milde. »Können Sie mir übrigens sagen, wo ich Mr. Braid finden kann? – Ich sehe, Sie wissen es selbst nicht. Na, ich werde es schon machen. Heute ist ein regelrechter Luftangriff auf die City. Aktien schießen in die Höhe, und Aktien krachen nieder – Verluste auf allen Seiten.«

»An der Börse?« fragte sie.

»Diamantenaktien«, erläuterte Elk. »Eine Schlacht tobt auf diesem Feld. Von den übrigen Fronten nichts Neues zu berichten. Ich wünsche oft, mein Vater hätte mich Börsenmakler studieren lassen. Zahlen sind meine Spezialität. Und das bißchen gute Leben hätte ich mit einiger Anstrengung auch schon erlernt.«

Er zögerte noch ein wenig, als ob er noch etwas sagen wollte, und kam schließlich damit heraus.

»Es hat wohl keinen Zweck, Sie über den Mantel von Mr. Reef zu befragen? Wie oft haben Sie ihn darin gesehen?«

»Nur einmal«, gab sie Auskunft. »Ich glaube, er war neu.«

»Wie neu er war, hab' ich schwarz auf weiß«, erklärte Elk. »Die Frage ist nur –« Er wollte noch etwas sagen, besann sich dann aber. »Ja, Lady Frensham, jetzt werde ich mich mal auf die Beine machen. Herzlichen Dank für die Einladung zum Lunch, aber ich esse nie etwas während des Tages. Ich werde dann schlaftrig. Und herzlichen Dank für die drei Zigarren.«

Sie hatte längst die beiden anderen aus seiner Westentasche hervorlugen sehen.

Elk kam zusammen mit Braid vor dessen Haus an.

»Verwundet?« rief Elk. »Oder haben Sie nur in der Etappe gekämpft?«

»Ich war im dicksten Sturmangriff«, lachte Tony vergnügt, »aber ich saß sozusagen in einem Tank.«

»Paar Millionchen verdient, wie?« fragte Elk und nickte bewundernd. »Arme Seele, Sie! Ich möchte nicht um alles in der Welt die Last Ihrer Steuerhinterziehung auf meinem Gewissen haben!«

»Gilt Ihr Besuch mir?« fragte Tony.

Elk kratzte sich den Hals.

»Ich habe eben die Einladung, mit einer jungen Dame zu lunchen, abgelehnt. Und wenn Sie jetzt hingehen und ihr erzählen, daß ich Ihre Einladung angenommen habe, wird sie untröstlich sein.«

Braid erkannte an dem Benehmen des Detektivs, daß er ihm etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Er war nur zufällig zum Lunch nach Hause gekommen. Gewöhnlich aß er in seinem Club. Als er Elk darauf hinwies, erwiderte der Detektiv:

»Wenn ich Sie hier nicht getroffen hätte, wäre ich in den Club gekommen. In keinem Fall wären Sie dem Schicksal entronnen, mir ein Dinner zu spendieren. Ich meine natürlich Lunch, aber ich verwechsle immer diese Finessen. Sind Sie im Verlauf des Gefechts heute morgen auf die zerfetzte Leiche Julian Reefs gestoßen?«

»Ja, ich sprach ihn einige Augenblicke.« Die Erinnerung an den vernichteten jungen Mann war so peinlich, daß es

ihn nicht drängte, die scheußliche Szene, die sich in Slesers Gegenwart abgespielt hatte, zu erzählen.

Elk stellte keine weiteren Fragen, bis sie fertig gegessen hatten. Der neue Diener hatte abgeserviert.

»Kommt der noch mal 'rein?«

»Warum? Nein, wenn Sie's nicht haben wollen. Er wird gleich den Kaffee bringen. Dann kann er draußen bleiben.«

»Ich möchte Sie nämlich drei Minuten ungestört sprechen«, bat Elk sanft.

Braid klingelte, der Diener brachte den Kaffee und wurde angewiesen, jetzt nicht mehr zu stören.

»Es handelt sich um diesen Halunken Reef«, begann Elk. »Wahrscheinlich werde ich ihn heute abend verhaften.«

Tony erwiderte nichts. Er hatte diese Mitteilung fast erwartet. Erst als er seinem Gast eine zweite Tasse Kaffee eingegossen hatte, fragte Braid heiser: »Ich brauche wohl nicht zu fragen, aufgrund welcher Beschuldigung?«

Elk blickte ihn lange nachdenklich an.

»Ich glaube, Sie brauchen nicht, Mr. Braid«, entgegnete er ruhig. »Wahrscheinlich wissen Sie genauso viel von dem Fall wie ich. Sollte aber noch irgendeine Unklarheit bestehen, so sage ich Ihnen hiermit, daß ich Julian Reef des vorätzlichen Mordes an Lord Frensham, begangen durch Erschießen mit einem Revolver, beschuldige.«

In dem tiefen Schweigen, das auf diese Worte folgte, konnte Braid die Uhr auf dem Kamin ticken hören.

»Ich nehme an, daß Sie hinreichend Beweise für Ihre Anklage in Händen haben«, sagte er.

Elk nickte.

»Hinreichend! Ich hatte schon bei der Totenschau heftigen Verdacht. Aber Verdacht ist noch kein Beweis.«

»Wie stellen Sie sich den tatsächlichen Vorgang vor?«
forschte Braid.

Er fragte sich, wie Ursula diesen Schlag ertragen würde. Ein tiefes Mitgefühl mit dem Mädchen überkam ihn. Die Wunde nach dem Tod ihres Vaters begann zu vernarben. Jetzt würde ein grauenvoller Prozeß wieder alle Wunden aufreißen.

»Zunächst«, sagte Elk, »war dieser Mensch Reef in einer verzweifelten Lage. Frensham hatte ihn um gewisse Aktien gebeten, die Reef verkauft und für sich verwandt hatte. Ich glaube, darüber gibt es keinen Zweifel, daß Frensham die Aktien als Depot bei seiner Bank hinterlegen wollte. Aber offenbar sah er Licht; denn er war nicht der Mann, der das Vermögen seiner Tochter gefährdet hätte. Diese Tatsachen habe ich von einem früheren Angestellten Reefs – einem Mann, dem er den Laufpaß gegeben hatte und der ihm deswegen grollte. Man kann wohl sagen, daß Reef in einer ziemlich heiklen Lage war. Er wußte, der Onkel würde ihn ohne Gnade anzeigen. Er ging in Frenshams Büro, um alles zu beichten. Mr. Main, Frenshams Buchhalter, hat ausgesagt, Reef habe eine Stunde zuvor angeklingelt und Frensham habe darauf die Angestellten nach Hause geschickt. Offenbar hat Reef dem Onkel gesagt, er müsse ihn ohne jeden Zeugen und ohne Gefahr, belauscht zu werden, sprechen. Gewöhnlich blieb Main nämlich bis spät in die

Nacht. Es war ein regnerischer, für diese Jahreszeit ziemlich düsterer Abend. Nur aus diesen Umständen kann ich mir die folgenden Ereignisse erklären. Reef kam und erzählte dem Onkel die Wahrheit. Ich sehe ordentlich die Szene vor mir, wie Frensham, der ein leidenschaftlicher Mann war, in aufwallendem Zorn einen Revolver herausriß und Reef zu erschießen drohte. – Er hatte, wie ich festgestellt habe, stets eine Waffe in seiner Schreibtischschublade. Dann muß er sich gefaßt und Reef befohlen haben, sein Schuldbekenntnis niederzuschreiben. Wann der Gedanke in Reef aufgetaucht ist, weiß ich nicht genau – offenbar während er die Zeilen schrieb, die man in seiner Manteltasche fand. Er muß plötzlich aufgehört haben zu schreiben – vielleicht behauptete er, seine Nerven seien so erschüttert, daß er den Federhalter nicht halten könne – das scheint mir noch das Wahrscheinlichste –, und dann bewog er irgendwie Frensham, die Beichte selbst aufzusetzen und versprach, sie zu unterschreiben. Und als Frensham so weit geschrieben hatte, wie wir gesehen haben, schoß Reef ihn nieder. Keiner hatte es gehört, die Büroräume waren verlassen, und daher gelang es ihm auch, ungesehen fortzukommen. Als er das Gebäude betrat, trug er Überzieher und Handschuhe. Er muß sie auch während des Mordes getragen haben – jedenfalls den Mantel; denn wir fanden ungezählte Blutflecken daran, und zwar, wie ich erwartet hatte, vor allem auf dem rechten Ärmel und der rechten Brustseite. Nach dem Mord muß der Dienstmann mit Ihrem Brief gekommen sein. Ich kann mir denken, wie die Panik Reef packte. Er befahl dem

Mann, den Brief unter der Tür durchzuschieben, kritzelt ein F auf die Empfangsbestätigung und schob sie zurück. Wenn ich irgend etwas von Mord und Mördern verstehe, war er viel zu erschüttert und zu erregt, den Brief zu öffnen. Er zerriß ihn vielmehr und warf ihn in den Papierkorb. Was er damit getan hatte, erfuhr er offenbar erst einige Zeit später, als Lady Frensham ihm erzählte, daß Sie Ihrem Vater das Geld geschickt hätten, um das er Sie gebeten hatte. Deshalb eilte er zurück – ja, er war der Mann, der in das Büro Frenshams einstieg, nachdem die Polizei den Leichnam entfernt hatte. Er kam auf demselben Weg zurück, auf dem er entkommen war – durch das Fenster über die Feuerleiter. Ringsum sind nur Bürogebäude, daher sah ihn niemand. Dann mußte er die Blutspritzer auf seinem Mantel entdeckt haben, vielleicht auch auf den Handschuhen. Darum warf er den Mantel, wahrscheinlich auch die Handschuhe, fort – den Mantel haben wir jedenfalls gefunden.«

»Entsetzlich!« preßte Tony hervor. »Grauenhaft!«

»Das sind die meisten Morde«, bemerkte Elk gleichmütig. »Ich versichere Ihnen, ich habe das alles schon bei der Leichenschau gewußt, aber hatte nicht so viel« – er schnippte mit den Fingern – »Beweise. Dann kam wie vom Himmel herunter dieser Mantel. Da waren die Blutflecken, da war die Mordnacht, da war die Zeit, zu der der Mantel fortgeworfen worden war, da war in der Tasche der Anfang des Geständnisses, das er zerknittert und offenbar ganz in Gedanken in die Tasche gesteckt hatte.«

»Haben Sie schon den Haftbefehl?« fragte Tony.

Elk schüttelte den Kopf.

»Nein. Ich bekomme ihn heute nachmittag – er liegt schon beim Staatsanwalt.«

»Ist Guelder auch darin verwickelt?«

Elk zog die Lippen ein.

»Ich weiß es nicht. Sicherlich steckt er auch dahinter. Der Kerl ist durchtriebener, als man es von einem Gelehrten erwartet. Vielleicht ist er sogar die Triebfeder. Jedenfalls halte ich es für ausgeschlossen, daß er in demselben Büro arbeitet und dieselben Beträgereien wie Reef beging und dabei von dem Mord nichts wußte. Aber ich habe keinen hinreichenden Beweis, ihn hineinzuziehen. Doch meinen Kopf würde ich dafür hingeben. – Er ist der gemeinste Schurke, der mir vorgekommen ist. Ich habe ihn vielleicht zwölftmal gesprochen. Und das letzte Mal hat dieser Schwerverbrecher mir eine holländische Zigarre angeboten – ich war davon drei Tage krank!«

Guelder stand vor seinem niedergebrochenen Sozus. Aus seiner Haltung und dem Ton, in dem er sprach, hätte ein Unbeteiligter geschlossen, daß *er* die Kränkung erlitten und daß der junge Mann, der zusammengekauert in seinem Sessel saß, das Gesicht in die Hände gestützt, *ihn* schwer beleidigt habe.

»Ich verzeihe dir alles«, sagte Guelder gerade großartig.

»Du bist blöde, du bist kindisch, du bist ein Hundsfott. Du betrügst deine Freunde, während du doch allen Grund hast, einem großen Meister zu vertrauen. Du wirst handgreiflich gegen mich – doch ich vergebe dir. Dein Herz im Leib ist jämmerlich klein wie das Gehäuse eines Apfels. Deine Seele ist wie Wasser – pfui Deibel!«

»Laß mich zufrieden, du verfluchter Schuft!« stöhnte Reef dumpf hinter seinen Händen. »Hast du noch nicht genug?«

»Ich bin in allem Unglück dein Freund geblieben«, fuhr Guelder wie ein Volksredner fort. »Ich habe dich beschützt und verteidigt. Ich weiß, du bist ein Mörder – aber laß ich dich deswegen fallen? Und du entdeckst, daß ich einen wissenschaftlichen Erfolg vorweggenommen habe und schreist, als hätte ich Gott weiß was getan. Ich habe der Wissenschaft nachgeholfen, weiter nichts! Das ist doch wohl erlaubt, wenn man den Glauben an den Erfolg hat. In einigen Monaten würde diese kleine, unschuldige Nachhilfe unnötig gewesen sein. Aber du und deine Finanzleute und deine Freunde – ihr könnt ja alle nicht warten. Ihr verlangt sofort sichtbare Ergebnisse. – So verfährt man nicht mit der Wissenschaft, mein Freund.«

»Laß mich in Ruhe«, fauchte Reef.

»Ich werde dich schon in Ruhe lassen. Die Frage ist nur, ob dich unser Freund Elk auch in Ruhe lassen wird und der gerissene Kerl, der so viel gewonnen hat, wie wir verloren haben. Nein, nein, mein guter Julian, dir sitzt die Angst in den Knochen. Du zitterst bei jedem Geräusch an

allen Gliedern. Der Detektiv hat deinen Mantel gefunden, und du Idiot läufst hin und schießt auf ihn! Du setzt alles aufs Spiel – noch dazu in meinem Wagen und ausgerechnet an dem Abend unserer größten Chancen!«

Julian hob langsam den Kopf, seine blutunterlaufenen Augen blickten voll Haß auf den Mann, der ihn ruiniert hatte. »Du weißt doch hoffentlich, daß ich bankrott bin.«

Guelder lachte laut und schrill.

»Eine Wichtigkeit, dein Bankrott! Mir scheint, du wirst sehr bald dort sein, wo sie einen hierzulande so rasch an den Galgen befördern. Ist dir das noch nicht klargeworden, mein Freund?«

Julian Reef zahlte mit gleicher Münze heim.

»Und du fürchtest für dich gar nichts? Ich erwarte jeden Augenblick deine Verhaftung.«

»Aus welchem Grund?« fragte der Holländer dreist. »Wegen meines kleinen Betrugs? Ach nein, mein Freund! Mr. Sleser hat uns doch ausdrücklich erklärt, er wolle sich nicht als kompletter Narr vor der ganzen City bloßstellen.«

Er tippte sich gegen die Stirn.

»Ich bin eben doch ein bißchen klüger als du, mein Jungchen.«

»Hast du Geld?« unterbrach Reef unvermittelt.

»Sehr wenig«, erwiderte Guelder vorsichtig. »Weshalb?«

»Ich habe das Gefühl, ich müßte aus England verduften.«

Guelder blickte ihn überlegen an.

»So?« fragte er dann. »Das ist die beste Idee, die du seit langem gehabt hast. Wieviel brauchst du?«

»Einige Tausend. Doch wozu fragst du? Du bist doch genauso im Druck wie ich.«

»Durchaus nicht«, widersprach Mr. Guelder würdevoll. Er steckte die Hand in die Tasche und holte ein dickes Bündel Noten hervor.

»Ich habe die Gelegenheit beim Schopf gepackt. Heute morgen habe ich vor der Bank gewartet und mir eine halbe Minute nach Kassenöffnung den Scheck des Wohltäters Sleser auszahlen lassen.«

»Du hast Geld?« jubelte Reef.

Guelder dämpfte die freudige Begeisterung seines Partners.

»Ich werde dir zwei- oder dreitausend geben.« Er sprach sehr langsam und beobachtete genau die Wirkung seiner Worte. »Vielleicht werde ich dir auch fünftausend geben – wenn du mir einen kleinen Gefallen tust.«

»Der wäre?« fragte Julian argwöhnisch.

»Es gibt in dieser Stadt eine entzückende Person ...«

»Ursula!«

»Jawohl. Bring mir die junge Dame – und die fünftausend Pfund sind dein.«

Mit einem Satz stand Reef auf den Füßen. »Du bist verrückt«, schrie er, »vollständig übergeschnappt. Selbst, wenn ich sie dir ausliefern wollte – wie denkst du dir das? Sie haßt dich. Sie hat einen Ekel vor dir.«

»So was gibt sich«, grinste Guelder. »Das laß nur meine Sorge sein.«

»Nein, mein Lieber«, höhnte Reef. »Die ist zu schade für dich schmierigen Bock! Ich will nicht davon sprechen, daß

ich sie geliebt habe. Für mich ist sie doch verloren. Ich muß machen, daß ich den Staub Englands von meinen Schuhsohlen schüttele. Aber ehe ich sie dir hinwerfe ...«

»Dann nicht«, sagte Guelder ruhig. »Dann sieh zu, wo du Geld herbekommst. Habe die Ehre!«

Voll Angst verstellte Reef ihm den Weg.

»Aber es ist doch unmöglich – wie soll ich es denn anstellen? Du tust so, als ob es nichts Leichteres auf der Welt für mich gäbe, als eine junge Engländerin zu entführen!«

»Streng dein Hirn etwas an!« schalt Guelder. »Du wirst schon was finden. Sag ihr, ich hätte dich in der Hand, ich wolle dich verraten. Sie ist doch deine Cousine. Flehe sie an, dir zu helfen. Sag ihr, ich liebte sie und sie wäre der einzige Mensch, der auf mich Einfluß hätte. Wenn sie mich bäre, würde ich dich entkommen lassen. Mein Gott, das ist doch nicht so schwer!«

Und als Reef noch immer zögerte, höhnnte er:

»Fünftausend Pfund sind ja schon eine kleine Mühe wert.«

Julian wurde schwach. Der Plan, der ihm zuerst völlig irrsinnig erschienen war, kam ihm noch immer phantastisch genug vor – aber dennoch ...

Guelders Worte hatten ihn auf einen neuen Gedanken gebracht. Instinktiv fühlte er, daß sich ein Netz um ihn zusammenzog. Seit zwei Nächten hatte er nicht geschlafen. Seine Nerven versagten. Seine Urteilskraft schwand.

»Worüber denkst du nach?« forschte Guelder.

Julian schüttelte den Kopf.

»Laß mich. Ich überlege.«

Ursula schien ihm die letzte Hoffnung. Ein bleicher, letzter Hoffnungsschimmer. Er wollte sie aufsuchen, er wollte sie nicht anflehen, mit ihm zu Guelder zu fahren, sondern ihn zu retten. Ein Schüttelfrost durchrüttelte ihn plötzlich. Zum Glück war Guelder ins Nebenzimmer gegangen und sah nicht noch diesen Anfall letzten Entsetzens.

Er dachte daran, sie anzurufen, entschied sich dann aber dazu, sie zu überraschen. Sie könnte sich weigern, ihn zu empfangen, wenn sie wußte, daß er käme. Wenn er sie aber unerwartet überfiele, würde er sicher zu ihr eindringen. Welche Hilfe er von ihr erwartete, wußte er selbst nicht. Das wollte er auf dem Wege zu ihr überlegen.

Er hatte Glück. Ursula war allein, als er eintrat. Sie öffnete selbst die Tür. Als sie ihn sah, fuhr sie heftig zurück. Sein Gesicht hatte die frühere, gesunde Farbe eingebüßt. Unter seine Augen gruben sich tiefe Schatten. Die Hand, die er ihr reichte, zitterte.

»Es tut mir furchtbar leid, Ursula«, stieß er dumpf hervor, »dich so zu überfallen ... aber ich gehe fort – mit mir ist's zu Ende.«

Obwohl er ihr zuwider war und sie ihn verachtete, konnte sie ihn nicht von ihrer Schwelle weisen. In ihrer Güte forderte sie ihn auf einzutreten.

Als er ihr im Musikzimmer gegenübersaß, sagte er abgerissen:

»Du bist furchtbar lieb zu mir – ich bin ein Schuft – von Jugend auf war ich ein Taugenichts. Du siehst jetzt nur, was ich jahrelang verborgen habe«, bekannte er.

»Bist du ...?«

Sie zögerte, das Wort auszusprechen.

»Ruinier? – Ja. Ich besitze nicht einen Penny mehr. Ich habe mein Konto längst überzogen. Wenn ich hierbleibe, fassen sie mich wegen betrügerischen Bankrotts.«

Und jetzt kam er auf den Zweck seines Besuchs, der ihm unklar vorschwebte, während Guelder auf ihn eingeredet hatte.

»Jener Mantel, Ursula ... du bist irgendwohin gefahren, ihn dir anzusehen, nicht wahr?«

Sie nickte zaghaft.

»Jemand hat mir gesagt, er gehöre mir ... Ich verstehe nicht, wie er nach Woolwich gekommen ist – richtig, jetzt entsinne ich mich, es war Woolwich, wohin sie dich gerufen haben. – Ich habe den Mantel lange nicht gesehen, seit der Nacht, in der dein Vater starb.«

Er sah in ihren Augen die Angst aufglimmen, die sie nie in Worte fassen konnte. Doch kühn sprach er weiter.

»Natürlich will ich Guelder nicht in Schwierigkeiten bringen. Er ist ein Sonderling – plant immer irgendeine geheimnisvolle Betrügerei – leider habe ich das erst kürzlich entdeckt – und in jener Nacht ... Du weißt doch, jener Nacht ... borgte ich Guelder meinen Mantel und meine Handschuhe. Was aus meinem Mantel geworden ist, wußte ich bisher nicht. Aber ich will einen Eid darauf

leisten, daß ich meine Handschuhe in seinem Safe gesehen habe.«

Sie atmete freudig erleichtert auf.

»Dann hat Guelder ihn getragen, als er von der Brücke geworfen wurde?«

»Wurde er denn von einer Brücke geworfen? Welcher Brücke? Aber das ist ja gleichgültig. Ich habe nicht mehr an ihn gedacht bis vor einigen Tagen.«

»Kannte Vater diesen Guelder?« fragte sie.

Er zwang sich zu einem Lächeln.

»Ob er ihn kannte? Aber natürlich. Er und Guelder hatten verschiedene Geschäfte miteinander. Dann ging irgend etwas schief – was es war, weiß ich nicht genau –, aber jedenfalls hatten sie einen schweren Streit. Ich glaube, Onkel hatte Guelder Geld geliehen, und das weiß ich bestimmt, daß dein Vater am Tag seines Todes an ihn einen Brief mit der Aufforderung schickte, ihm die Summe zurückzuzahlen, da er dringend bares Geld brauchte.«

»Davon habe ich doch keine Ahnung ...«

Doch er unterbrach sie sofort.

»Es wäre mir sehr peinlich, gegen diesen Menschen als Zeuge aufzutreten, aber ich fürchte, mir wird nicht viel anderes übrigbleiben.«

»Läuft gegen ihn ein Verfahren?« fragte sie überrascht.

Einen Moment war er perplex.

»Hm ... ich weiß nicht. Ich glaube nur, daß er Schwierigkeiten hat – er benimmt sich sehr merkwürdig seit einiger Zeit.«

»Aber das mit dem Mantel ist doch höchst wichtig«, rief Ursula erregt. »Ich bin fest überzeugt, daß kein Mensch weiß, daß Guelder ihn in jener Nacht getragen hat. Weißt du, was die Geschichte mit dem Mantel überhaupt bedeutet? Alle machen ein Wesen davon, das ich nicht verstehe.«

Ohne es zu wissen, hatte sie ihn verteidigt.

»Der Mantel? Der wird mit irgendeinem Verbrechen zusammenhängen, das Guelder begangen hat«, vermutete Julian. »Man weiß nie, wie weit solch ein Halunke geht. Ich habe nur ein Gerücht gehört, daß die Polizei den Mantel hat und ihn als Beweismittel benutzen will. Vielleicht hängt er irgendwie mit dem Mord an deinem Vater ...«

Das Wort war ihm ent schlüpft, ehe er es gewahr wurde.

»Mord?« schrie Ursula auf und starre ihn entsetzt an.
»Mord? Julian ... Vater hat sich doch erschossen!«

Er konnte nicht sprechen, sah sie nur entgeistert an.

»Oh«, stöhnte sie.

Ganz langsam begann sie zu begreifen. Eine Woge des Grauens und des Hasses riß sie von ihm zurück.

»Dann war es kein Selbstmord?«

Ihre Stimme wurde zu einem kaum hörbaren Flüstern.
»Er ist getötet worden ... ermordet ... von einem, der den Mantel trug? Und du willst mir einreden, daß es Guelder war? Du warst es! Ich sehe es dir an den Augen an, an deiner ganzen Haltung. Jedes Wort von dir verrät es mir! Ich fühle es – ganz deutlich fühle ich es plötzlich, daß du ihn ermordet hast! Deinen Onkel hast du ermordet, du elender Lump!«

Sie schleuderte ihm die Anklage ins Gesicht. Er war zu zermürbt und entnervt, um zu leugnen.

»Mach, daß du fort kommst, ehe ich die Polizei rufe!«

Er fand die Sprache wieder.

Der Schreck, der ihn im Bann gehalten hatte, schlug jetzt in Wut und Zorn um.

»Du bist ja eine vorzügliche Schülerin des ›gerissenen Kerls! Ich habe dir alles gesagt, was ich sagen konnte, weil ich nicht einen anderen ins Verderben stürzen wollte ...«

»Kein Wort mehr!« rief sie bebend.

Sie war sehr blaß, hatte sich aber vollkommen in der Gewalt.

»Ich kann es dir beweisen ...« Er machte noch einen verzweifelten Versuch zu seiner Verteidigung.

Sie zeigte auf die Tür.

Er ging und hatte wieder Glück. Die Detektive hatten ihn drei Minuten, nachdem er sein Büro verlassen hatte, verfehlt. Und jetzt wandte er sich der Heide zu, anstatt in die City zurückzukehren. Kaum war er außer Sicht, bog ein großer Polizeiwagen in die Straße ein, und Elk konnte nur noch die Feststellung machen, daß der Vogel wieder ausgeflogen war.

Reef ging kopflos auf Muswell Hill zu. Dann fiel ihm ein, daß Guelder auf das Ergebnis seines Besuchs bei Ursula wartete. Er trat in eine Telefonzelle und rief die Nummer

der kleinen Teestube an, in der Guelder gewöhnlich zu dieser Zeit seinen Tee trank. Guelder war fast sofort am Apparat und erzählte ihm in wenigen gehetzten Worten von dem Besuch der Polizei.

»Nein, nein, fahr nicht nach Greenwich, sondern sei heute abend um elf an der Channey-Treppe im Bezirk Limehouse. Dort werde ich dich vom Fluß aus abholen. Bis dahin versteck dich, mein Freund! Also vergiß nicht ... Channey-Treppe!«

Wie sollte sich mitten am Tag ein Mann verstecken – ein rothaariger Mann, hinter dem die Polizei her war? Er kehrte in die Hampstead-Heide zurück, fand ein kleines Gebüsch, kroch hinein, breitete seinen Regenmantel aus und schließt sofort auf dem durchtränkten Boden ein. Als er erwachte, war er hungrig; der Körper schmerzte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Er blickte auf die Uhr. Es war dunkel und regnerisch. Die großen Tropfen, die auf sein Gesicht prallten, hatten ihn aus einem Schlaf geweckt, der das gnadenvollste Geschenk dieses unseligen Tages war und bleiben sollte. Es war fünf Minuten vor zehn. Mit einem schmerzvollen Stöhnen richtete er sich auf, zog den Regenmantel an und ging quer über die Heide auf Swiss Cottage zu. Der Anblick eines Polizisten, der die Hauptstraße entlangkam, scheuchte ihn in eine Nebenstraße. Nachdem er zweimal Hals über Kopf vor einer Uniform geflohen war, stand er durch eine seltsame Fügung plötzlich wieder vor Ursulas Haus.

Sein Herz war von einer erbitterten Wut auf sie erfüllt. Er hätte ihr zu gern etwas Böses angetan, ihr Schmerz bereitet. Der Holländer, ein Mann, den er hatte verraten wollen, war in der Stunde der Gefahr für ihn eingetreten! Sie aber, die sein Weib geworden wäre, wenn er nur beizeiten den Wert dieser verfluchten Lulangas erkannt hätte – sie hatte ihn wie einen Hund behandelt, hatte ihn seinen Verfolgern in den Rachen getrieben! Er knirschte mit den Zähnen bei dem Gedanken an das Unrecht, das sie ihm zugefügt hatte. Sie haßte ihn fast so unversöhnlich, wie sie den Holländer haßte – Guelder haßte sie fanatischer, aber ihn verachtete sie.

Da hörte er eine Frau lachen. Es war nicht Ursula. Es war ihr Dienstmädchen. Doch er glaubte, es wäre Ursula, und bildete sich hysterisch ein, sie lache über sein Unheil.

Gleich darauf hörte er das Geräusch eines Wagens und versteckte sich hinter einem Rhododendron an der Auffahrt.

Es war der Chauffeur, der mit dem Wagen vorfuhr. Dann hörte er Ursulas Stimme deutlich durch den stillen Abend. Sie telefonierte, die Fenster waren offen, und die Worte hallten in die Dunkelheit hinaus.

»... aber nein, machen Sie sich doch keine Sorge, ich kann sehr gut allein fahren. Nein, ich denke nicht daran, den Chauffeur mitzunehmen, ich bin in sieben Minuten bei Ihnen ... Tony, haben Sie etwas Neues über Julian gehört? ... Ja, es ist entsetzlich. Und doch habe ich kein Mitleid mit ihm ... diese Unmenschlichkeit kann ich nicht begreifen.«

So, sie konnte kein Mitleid mit ihm haben! Seine Unmenschlichkeit konnte sie nicht begreifen! Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut. Sie fuhr jetzt zu ihrem Geliebten und konnte kein Mitleid mit ihm fühlen! Sie fuhr jetzt zu dem ›gerissenen Kerl‹ und konnte kein Mitleid fühlen mit dem armen Julian Reef, der wie ein Hund gehetzt wurde und fast vor Hunger starb. Er erschauerte bis ins Mark vor Verlorenheit. Jeder war gegen ihn – Ursula, Braid, Elk; alle versuchten ihn in die Mörderzelle zu schleifen.

Er hörte wieder ihre Stimme, sah den Chauffeur zur Garteneinfahrt gehen, das Tor öffnen und zur Garage zurückkehren. Das Verdeck des Zweisitzers war hochgeschlagen. Hinter dem Verdeck war Platz für einen Mann. Doch es schien viel leichter, wenn niemand in Sicht war, auf das Trittbrett zu springen, während der Wagen auf die Straße hinausfuhr. Er entschloß sich hierzu, um so mehr, als er hinter dem Rhododendronstrauch in sehr günstiger Stellung war. Er hörte sie den Motor anlassen, hörte sie anfahren, dann fiel das Licht der Scheinwerfer auf sein Versteck.

Sie fuhr ganz langsam der schmalen Öffnung des Gartentors zu. Da trat er aus dem Gebüsch hervor. Eine Sekunde darauf stand er schon auf dem Trittbrett und schwang sich auf den Sitz neben sie.

In ihrem Schreck riß sie das Steuer herum und fuhr beinahe gegen den Torpfosten.

»Fahr weiter!« drohte er. »Wenn du schreist, erwürge ich dich!«

Eine seiner Hände packte das Steuer. Weniger Ursula als er steuerte den Wagen auf die Straße.

»Fahr zu!« befahl er und hob die Hand. »Ich muß fortkommen. Man ist mir auf der Spur. Du weißt wohl nicht, was das heißt? Wie ein Hund gehetzt, während du mit deinem Galan Orgien feierst ...«

Sie antwortete nichts. Ihr Herz schlug so laut, daß sie glaubte, er müsse es durch das Brummen des Motors hindurch hören. Als sie die Gestalt plötzlich neben sich hatte auftauchen sehen, war ihr das Blut fast geronnen. Doch, als sie Julian erkannt hatte, wandelte sich der erste Schrecken in eine ausgesprochene, körperliche Angst.

»Ich werde dich bis Regent's Park fahren und nicht einen Schritt weiter«, sagte sie bestimmt.

»Du wirst mich dorthin fahren, wohin ich befehle. Und wenn ich dir befehle, mich in die Hölle zu fahren, fährst du dorthin!«

Sein Ton und seine verzweifelte Entschlossenheit waren nicht mißzuverstehen.

»Man verfolgt mich wegen Mordes – wegen des Mordes an meinem lieben Onkel. Wenn dein Leben zwischen mir und der Freiheit steht, wird dir wohl nicht fraglich sein, was mit deinem Leben geschieht. Es tut dir um mich nicht leid? Wie hast du eben so schön gesagt? So zwischendurch beim Gekose mit deinem Geliebten sprichst du über mein Leben, meinen Todeskampf, als ob ich eine Figur in einem Theaterstück wäre. Diese Unmenschlichkeit kann ich nun wieder nicht verstehen!«

Seine linke Hand, die auf dem Kissen des Sitzes lag, berührte plötzlich etwas Kaltes. Es war ein großer Radschlüssel, den der Chauffeur beim Radauswechseln offenbar dort vergessen hatte. Er packte ihn mit einem dumpfen Lachen.

»Und nun höre mal aufmerksam zu. Ich habe hier einen Schraubenschlüssel in der Hand – du weißt doch, was ein Schraubenschlüssel ist? Ein böses Stück Stahl. Es ist die einzige Waffe, die ich habe, aber sie genügt mir. Damit du's nur weißt – ich habe Frensham erschossen, und es hat meinen Schlaf nicht weiter gestört. Kalten Blutes würde ich auch dich umbringen und dich mit zerschmettertem Schädel liegenlassen, wenn du Lärm schlägst. Auch das würde meinen Schlaf nicht sonderlich beeinträchtigen. Fahr die nächste Straße links! Wenn der Schutzmann dich an der Straßenkreuzung anhält, stopp in einiger Entfernung von ihm ab. Wenn du versuchen solltest, ihn anzurufen ...«

»Weißt du überhaupt, was du sprichst?«

Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. »Entweder bist du von allen guten Geistern verlassen, oder du bist wahnsinnig.«

»Damit werde ich mich ganz bestimmt verteidigen, und wenn ich mir den richtigen Verteidiger nehme, werde ich damit freikommen«, höhnte er. »Jetzt geradeaus!«

Sie mieden die hellerleuchteten Straßen. Sie glaubte, er habe kein bestimmtes Ziel, wolle nur aus London herauskommen.

Channey-Treppe, Limehouse? Er überlegte angespannt, wo das war. Er kannte Limehouse; denn er hatte einst mit einem Schiffahrtsbüro zu tun gehabt, das dort ein Lager

hielt. Jetzt erinnerte er sich an die Treppe; eine enge Passage zwischen sehr hohen Lagerhäusern, mit einer Steintreppe am Ende, die hinab zur Themse führte. Eine Frau war hier einmal ertrunken – er hatte gesehen, wie man den Leichnam die Treppe hinaufschleppte.

»Wohin fahren wir eigentlich?« fragte sie nach einer Weile. Und dann, als ihr eine erschreckende Möglichkeit aufdämmerte: »Ich fahre nicht aus London heraus! Und wenn du mich umbringst, ich fahre nicht aufs Land!«

Ihm war nicht recht geheuer, wenn er an das Ende der Fahrt dachte. Er kannte die Straßen, in die die Treppe mündete. In den Tagen seines früheren Verkehrs in dieser Gegend war der Ort sehr einsam gewesen. Man begegnete keinem, außer dann und wann einem patrouillierenden Schutzmann. Doch das war immerhin acht Jahre her. Straßen veränderten sich. Und wenn dort ein Schutzmann stand und sie schrie ...

Er suchte und fand eine Ausrede.

»Ich will London zu Wasser verlassen. Heute nacht geht ein Dampfer, der mich mitnimmt, damit du's nur genau weißt. Ich fahre nach Limehouse – Channey-Treppe. Dort wartet ein Motorboot auf mich. Jetzt weißt du genausoviel wie ich.«

Sie war sichtlich erleichtert. An die Stelle des Grauens vor dem Unbekannten war eine verhältnismäßig kleine, übersehbare Unannehmlichkeit getreten.

»Ich kenne Limehouse nicht«, sagte sie.

»Du brauchst es auch nicht zu kennen«, erwiderte er

schroff. »Du hast nur nach meinen Anweisungen zu fahren. Wenn ich in Sicherheit bin, kannst du abschieben.«

Nach und nach mußte er sie auf die weiteren Peinlichkeiten dieser Fahrt vorbereiten.

»Natürlich werde ich dich nicht in dem Wagen allein lassen, damit du zu dem nächsten Schutzmänn saust, während ich an der Treppe auf mein Boot warte. Du wirst mit zur Treppe kommen und dort bleiben, bis man mich abholt.«

Das Wort Treppe, das sie sofort mit dem Wasser in Verbindung brachte, jagte ihr Entsetzen durch die Adern.

»Ich werde im Wagen warten, bis du mir sagst, daß ich abfahren darf. Ich schwöre dir, daß ich mich nicht von der Stelle rühren werde ...!«

»Du wirst tun, was ich dir befehle. Ich denke nicht daran, mich irgendeiner Gefahr auszusetzen. Ich bin schon genug in der Tinte.«

Dann fuhr er schlau fort:

»Wenn ich mich ohne deinen Wagen durch London hätte hindurchschleichen können, hätte ich's getan. Aber ich war in Verzweiflung; die Polizei sucht mich überall.«

Das schien ihr plausibel. Sie wurde jetzt ganz ruhig, ihr Herz schlug wieder normal. Sie begann sogar ein gewisses Interesse an diesem seltsamen Teil Londons zu nehmen, durch den sie jetzt fuhren.

»Das ist Limehouse«, erläuterte er.

Die Gegend war sehr schmutzig, öde und unromantisch. Sie hatte erwartet, in jedem zweiten Passanten einen Chinesen zu finden. Sie waren aber alle erschütternd europäisch.

Auf seine Anweisung ließ sie den Wagen längs der hohen Mauer eines Docks entlanggleiten. Aufatmend sah er zweihundert Schritte vor der Treppe einen Polizisten vorübergehen. Der würde so bald nicht zurückkehren. Autos waren in dieser Gegend keine Seltenheit; denn eine Schiffsfahrtsgesellschaft hatte ihren Kai am Eingang der Straße, und heute nacht ging ein großer Überseedampfer hinaus.

Er blickte durch das regenfeuchte Fenster, erkannte ein Gebäude und dann die Laternen, die an der Treppe brannten.

»Halte dich rechts«, befahl er.

Er stieg aus, blickte die Straße hinauf und hinunter. Niemand war zu sehen. Die Gasse hatte sich nicht verändert. Sie bildete zwischen hohen, blinden Mauern eine tiefe Schlucht. Am Ende der engen Passage sah er das Wasser glitzern und das Licht einer Barke.

»Los, aussteigen!« rief er barsch. Die alte Furcht packte sie wieder, jenes lähmende Entsetzen, das sie beim Anblick von Guelders Haus ergriffen hatte.

»Ich kann nicht! Ich schwöre dir, ich röhre mich nicht von der Stelle. Ich ...«

»Aussteigen!« zischte er und riß sie von dem Sitz.

Wenn er auch niemanden auf der Straße gesehen hatte, so hatten dennoch zwei Augenpaare ihn aus der dunklen Verborgenheit eines Kaigitters erblickt. Zwei umherstrolchende Diebe, die Gelegenheit suchten, sahen den Wagen. Und sahen den Mann mit dem sich sträubenden Mädchen in dem engen Gang verschwinden.

»Wer ist das?« flüsterte der eine, worauf der andere erwiderte: »Der Motor läuft. – Den klauen wir!«

Sie blickten dem Mann und dem Mädchen nach. Sie wehrte sich, sprach schnell, fiebernd, beschwörend ...

»Die zanken sich ... warten wir noch ein bißchen, bis sie ganz unten sind.«

»Ich gehe nicht weiter!« schrie sie. Ihre Stimme versagte plötzlich vor Angst.

Dann drehte sie sich um und entlief. Doch im Nu hatte er sie wieder gepackt, preßte ihr mit der einen Hand den Arm, daß er schmerzte, und erstickte mit der anderen ihre Schreie. Sie wehrte sich verzweifelt und kämpfte um ihr Leben. Die beiden Nachtgeier hörten den Kampf und hielten den Augenblick für günstig.

Weder Reef noch das Mädchen bemerkten das Davonfahren des Wagens. Seine Hand umklammerte ihre Kehle. Da sah er die Lichter eines Motorboots. Eine große, weiße Jacht fuhr im Bogen an die Treppe heran. Mit der Kraft der Verzweiflung hob er das Mädchen empor.

»Wenn du schreist, schmeiß ich dich ins Wasser«, flüsterte er. Doch Ursula Frensham war schon jenseits allen Widerstandes.

»Guelder!« rief Julian leise.

Eine unterdrückte Stimme antwortete. Das Boot wetzte seine Planke gegen die vom Wasser umspülten Stufen.

»Wer ist das? Ein Mädchen? Nein, das geht nicht.«

»Still, du Narr! Es ist Ursula Frensham!«

Er hörte einen gedämpften Schrei. Ein Bootshaken

scharre durch einen eisernen Ring. Reef schob Ursula dem Holländer in die Arme und sprang auf Deck.

»Wir müssen vorsichtig sein«, mahnte Guelder leise. »Sie wird doch nicht schreien! Ein Wachtboot der Polizei ist ganz nahe. Wir wollen uns hinter der Barke verstecken, bis es vorüber ist.«

Der Mann zog die große Jacht in den Schatten, den das leere Schiff ihnen bot.

»Die herrliche Ursula!«

Reef hörte Guelder schwer atmen und sah, wie er sich über die ohnmächtige Gestalt beugte und ihre Hände bestastete.

»Wenn du sie getötet hast, sind wir geschiedene Leute.«

»Sie ist nicht tot, sie ist nur ohnmächtig.«

»Sprich leise«, warnte der Holländer.

Er lehnte sich über die Seite der Barke und blickte hinüber. Etwas Graues, Schmales sauste vorbei, stromauf mit der Flut.

»Sie werden gleich vorüber sein. Dann fahren wir«, flüsterte Guelder.

Er vernahm ein Stöhnen aus der Richtung, wo Ursula lag, zog ein großes Tuch aus der Tasche, faltete es rasch zusammen und band es ihr um den Mund.

»Du mußt ihr die Hände halten, lieber Freund. Zu unserem Glück ist Freda nach Holland gefahren. Ich werde sie wohl nie wiedersehen.«

Das Boot glitt ruhig aus dem Schatten heraus und warf sich der Flut entgegen. Julian kniete neben Ursula und

lobte die Schnelligkeit der Jacht und den leisen Gang ihrer Maschine. Guelder stimmte dem bei. Er hatte die Gewohnheit, Lob, das man seinem Eigentum zollte, für sich persönlich in Anspruch zu nehmen.

»Es ist die stärkste Jacht auf der Themse«, meinte er. »Sie hat auch genügend Proviant an Bord, mich überall hinzutragen. Ich habe dieses Schiffchen mit Vorbedacht gewählt.«

»Könntest du damit auch in See gehen?« fragte Julian mit steigender Hoffnung.

»Aber ja! Du siehst also, mein Jungchen, wie glücklich du in der Wahl deines Freundes warst.«

Die Hände, die Julian hielt, suchten sich ihm zu entziehen.

»Beweg dich nicht! Bleib ganz ruhig! Kein Mensch tut dir was. Wir fahren zu Guelders Haus.«

Er hörte einen ersticken Laut des Entsetzens und begriff, daß er ungefähr das letzte gesagt hatte, das sie beruhigen konnte. Sie versuchte verzweifelt, das Tuch von ihrem Mund zu reißen.

»Sie müssen lieb sein, meine kleine Freundin«, mahnte Guelders verhaftete Stimme. »Sonst müssen wir Sie ins Wasser werfen, und das wäre für Sie ein bißchen peinlich.«

Sie verstummte, doch nicht auf diese Drohung. Die Freude machte sie stumm. Denn sie wußte, Guelders Haus würde der erste Ort sein, an dem Tony sie suchte, sobald er ihr Verschwinden entdeckte. Doch auch Guelder war derselbe Gedanke gekommen.

Wenn Braid allein käme ... doch das schien ihm unwahrscheinlich. Der gräßliche Elk würde sicher auch irgendwo umherspuken. Und Guelder dachte an Elk immer nur mit äußerstem Unbehagen. Denn auch die kühnsten und gelassensten Männer haben ihren schwachen Punkt.

31

Sie näherten sich jetzt Greenwich, fuhren an den tiefliegenden Gebäuden des Lebensmittelmarktes vorüber. Ein großer Überseer glitt aus der Dunkelheit hervor – sie umfuhren ihn in weitem Bogen. Er brauste heran, ein hochgetürmter Koloß, mit viel Licht und Getöse.

Sobald er vorüber war, richtete Guelder die Spitze des Bootes auf das Ufer zu. Sie fuhren am Bug zweier ankerner Schiffe vorbei und glitten langsam an einen der kurvigen, grünen Pfähle des faulenden Stegs heran, ehe er die Maschine stoppte. Mit einem Bootshaken zog er sich geschickt von einem Pfahl zum anderen, bis er in dem Bootshaus eine Tür erreichte, deren untere Hälfte unter dem Spiegel der Flut lag.

Guelder manövrierte das Boot hin und her, bis die Spitze gegen das schwere Tor drückte. Dann ließ er die Maschine laufen, die Jacht stieß dagegen und zwang ihren Weg vorwärts, öffnete die Tür und fuhr ein. Sie waren in Guelders Bootshaus und Garage. In Wirklichkeit bildete das Ende der Garage bei Hochflut nur einen schmalen Landungssteg.

Er hatte ein Licht brennen lassen. Eine seiner weißen Katzen kauerte lauernd am Boden. Das erste, was Ursula sah, waren die grauenvollen, grünen, starren Augen, die sie aus dem Halbdunkel anglotzten.

Guelder half ihr aus dem Boot und stieß sie zu der engen Treppe hin.

»Gehen Sie hinauf, junge Dame«, befahl er. Sie gehorchte willenlos, bis sie am Kopf der Treppe an einen Vorplatz kam, auf den ein breiter Gang mündete.

»Gehen Sie in das Zimmer geradeaus – dort ist die Tür. Warten Sie.« Er drehte einen Schalter, sie sah eine große eichene Tür und öffnete sie.

»Jetzt müssen Sie warten, bis ich die Vorhänge herabgelassen habe. Wegen unseres lieben Julian darf man uns nicht sehen. Nun, meine junge Freundin, ist es nicht ganz hübsch hier?«

Das Knipsen eines Schalters – dann lag das Wohnzimmer in hellem Licht. Seine Sauberkeit und Gemütlichkeit bildeten einen so starken Gegensatz zu dem, was sie erwartet hatte, daß es ihr den Atem benahm.

»Niedlich, mein Häuschen, wie?« schnurrte Guelder und strahlte durch seine Brillengläser. »Sie haben sicher noch nie etwas so Schönes gesehen – etwas so Herzerfreuendes, nicht wahr?«

Sie war jetzt ruhiger geworden. Obwohl sie diesen Mann haßte, fühlte sie sich hier bei der Aussicht auf baldige Rettung fast geborgen.

»Ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen, Mr. Guelder! Wir

sind doch hier in Greenwich, nicht wahr? Ich finde mich von hier sehr gut nach Haus.«

»Sicher«, antwortete Guelder, »aber Sie werden begreifen, meine schöne junge Dame, daß unser Freund Julian Reef – unser armer Freund – in großer Verlegenheit ist. Ich weiß nicht, was geschehen ist, und habe keine Ahnung, wie Sie hergekommen sind; aber mir genügt schon die Tatsache, daß Sie hier sind und unter meinem Schutz stehen.«

Guelder war durch die Gegenwart des Mädchens verwirrt. Er hatte kaum seinen Augen und Ohren getraut, als Julian ihm zugeflüstert hatte, wer seine Begleiterin war. Er blickte verwundert auf den zusammengebrochenen Mann. Es schien ihm, als sei Reef zusammengeschrumpft, seitdem er ihn zum letztenmal gesehen hatte. Er stand an der Tür, rieb sich wie geistesabwesend die Hände und hatte in den Augen einen ängstlichen, argwöhnischen Blick. Guelder schienen diese Symptome bekannt.

»Lieber Freund, du bist entweder betrunken oder hungrig. Wenn du betrunken bist, werde ich dir etwas geben, was dich ernüchtern wird. Wenn du hungrig bist – die Tür dort führt in die Küche. Aber ich rate dir Vorsicht! Laß den Wein stehen! Nüchternheit bedeutet Rettung, Trinken Untergang!«

Ohne ein Wort zu entgegnen, wandte Julian sich um und verschwand.

»Jetzt müssen Sie mir alle diese aufregenden Ereignisse berichten, süße junge Dame. Aber beeilen Sie sich; denn ich fürchte, das Telefon wird bald Alarm schlagen, es sei

denn, daß Sie freiwillig gekommen sind ... Sie sind nicht freiwillig gekommen? Das hatte ich beinahe vermutet! Das ist schlimm. Der arme Julian muß verrückt geworden sein!«

Sie erzählte ihm kurz, wie sich alles zugetragen hatte. Guelder hörte ihr mit unbewegtem Gesicht zu. Ihre Gegenwart hatte die Gefahr, in der er stand, verzehnfacht. Ihm blieb jetzt nur die Hoffnung, daß man ihre Entführung nicht so bald bemerkte.

»Und Ihren Wagen – wo haben Sie den gelassen?« fragte er plötzlich.

»Am Eingang der engen Gasse«, antwortete sie.

Er schnitt eine Grimasse.

»Ein Geniestreich von Julian! Damit ein Polizist daherkommt, den Wagen und die Nummer sieht. Er telefoniert, und in zwei Minuten weiß ganz London, daß Ursula Frenshams Auto in einer einsamen Gasse an der Channey-Treppe steht! Ein Intelligenzrekord!«

Er blickte sie nachdenklich an und erriet fast genau die Stimmung, in der Julian sie ihm gebracht hatte. Wortlos starrte er sie an, völlig im Bann ihrer Schönheit, und vergaß dabei die Gefahr, in der er schwebte. Er hatte jetzt nur noch den einen Gedanken, den Nachforschungen zu entrinnen und dieses berückende Geschöpf, das schon lange seine Gedanken Tag und Nacht beschäftigte und das nun hier in seinem Haus war, für immer zu behalten.

Er ging zu einem tiefen Schrank, der in die Wand eingebaut war, und entnahm ihm ein Glas und eine Flasche.

»Ich trinke nicht!« rief Ursula hastig und entschlossen.
»Ich ersuche Sie, mich sofort gehen zu lassen, Mr. Guelder!
Sonst wird die Sache sehr ernste Folgen für Sie haben.«
Und sich plötzlich erinnernd, fügte sie hinzu: »Sie haben
allen Grund, nicht mit der Polizei in Konflikt zu geraten.
Wenn Julian mir die Wahrheit gesagt hat, haben Sie ein
Paar höchst verdächtige Handschuhe ...«

Vor Schreck ließ er die Flasche fallen.

»Das hat er Ihnen gesagt? Ich hätte Handschuhe mit
Blutflecken, wie? Das ist wahr. Und er hat Ihnen vorge-
schwindelt, daß ich ...? So, so! Das müssen Sie mir ein
bißchen ausführlicher erzählen. Jetzt begreife ich. Der liebe
Julian! Sehr raffiniert! Hat er auch von dem Mantel ge-
sprochen? So, so, den habe ich auch getragen? Und Ihren
guten Vater habe ich auch ermordet? Das also hat er Ihnen
aufgebunden? Ich sehe es Ihrem Gesicht an, meine süße
junge Dame, ich habe richtig geraten! Hören Sie mal, das
ist ja eine schöne Neuigkeit! Solch niedliche Romane er-
findet also unser Julian! Schau, schau! Und Sie sind natür-
lich hingelaufen und haben alles gleich brühwarm der Poli-
zei ausgeplaudert. Oder hat er Ihnen das erst im Auto er-
zählt?«

»Er hat es mir heute nachmittag erzählt«, erklärte sie.

Er nickte verstehend.

»Und natürlich haben Sie es dem ›gerissenen Kerl‹ ge-
sagt? Und der ›gerissene Kerl‹ hat es dem Elk erzählt, und
jetzt weiß es alle Welt.« Er zog die Schultern hoch. »Solch
ein Wahnsinn. Aber jene Handschuhe können vielleicht

doch gefährlich werden. Ich muß Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken. Und nun trinken Sie mal den Wein. Sehen Sie, ich öffne extra für Sie die Flasche. Es ist kostbarer Bordeaux, er wird Ihnen Mut machen. Warum weichen Sie denn zurück? Sie glauben, ich hätte ihn vergiftet? Ach so! Sie haben doch gesehen, daß ich ihn eben aus dem Schrank genommen habe. Da gießen Sie selbst ein.«

»Ich mag keinen Wein«, lehnte sie ab.

»Er wird Ihnen guttun. Sie sehen ganz grün aus. Ich bin doch kein Unmensch, Lady Frensham, wenn Sie mich auch nicht gerade schätzen. Wenn Sie mich näher kennen würden, wüßten Sie, daß ich voller Ränke und Listen bin; aber das Herz habe ich auf dem rechten Fleck!«

Wie unter einem Bann goß sie etwas Wein in das Glas.

»Sie haben es wirklich dringend nötig, nach allem, was Sie durchgemacht haben«, redete Guelder ihr zu.

Sie spürte selbst, daß sie eine Stärkung brauchte. Sie fühlte sich schwach und zerschlagen. Bei jedem Schritt auf der Treppe waren ihr die Knie eingesunken. Sie setzte das Glas an die Lippen und tat erst einen kleinen Schluck, dann leerte sie das Glas. An seinem süffigen Geschmack erkannte sie, daß es wirklich kostbarer alter Wein war.

»So, und nun setzen Sie sich ein bißchen hin«, ermunterte Guelder.

Er führte sie sanft zu der großen Couch am Fenster. Ein seltsames Gefühl der Lässigkeit überkam sie, ein überwältigendes Verlangen nach Schlaf, gegen das sie vergeblich anzukämpfen suchte. Von Sekunde zu Sekunde wurden ihr

Wille und ihr Widerstand schwächer. Guelder sah, wie sie wankte, stützte sie und ließ sie sacht auf das Lager nieder gleiten. Mit einem Gefühl des Behagens streckte sie sich aus. Erbettete ihren Kopf auf ein Kissen und betrachtete sie zufrieden.

»Wast du da?«

Er drehte sich um und sah in Julians argwöhnische, zornige Augen.

»Sie ist müde – will schlafen.«

»Du hast sie betäubt!«

Julian blickte auf die Flasche. »Ja – hat sie denn nicht gesehen ...!«

Guelder lächelte tückisch. Er konnte ihm nicht gut erklären, daß diese Flasche Wein mit Vorbedacht vorbereitet worden war – nicht für Ursula Frensham – sondern in erster Linie für diesen unwillkommenen Gast. Unwillkommen? Nein, im höchsten Grade gefährlich – für Rex Guelder der gefährlichste Mann auf der Welt. Er hatte innerlich über die Geschichte gelacht, die Reef dem Mädchen vorge logen hatte. Nur einen Augenblick hatte ihn jähre Angst geschüttelt. Doch jetzt hatte er längst das Urteil über Julian Reef gefällt. Der Mensch war zu allem fähig! Aber unten in der Garage lag eine schwere Kette ... sogar zwei ... und eine Spule feiner Draht – für alle Fälle. Er überlegte scharf. Es genügte Julian nicht, zu entkommen. Er neigte zu dem Wahnsinn so vieler Verbrecher, in einer unmöglichen Stellung letzten Widerstand zu wagen. Und Rex Guelder sollte die Verteidigungswaffe werden. Aber er hatte seine Rech-

nung ohne ihn gemacht. Der holländische Dampfer, auf dem er für Reef einen Platz belegt hatte, würde ohne ihn in See stechen. Diese neue, gefährliche Lage forderte neue, kluge Maßnahmen. Eine Pest ... Rex Guelder dachte den Gedanken nicht zu Ende. Er ging ins Laboratorium und blieb dort etwa zehn Minuten. Julian war in die Küche zurückgekehrt, um seinen Hunger zu stillen.

Was geschehen sollte, mußte schnell geschehen. Der Holländer kam in das Wohnzimmer zurück und blickte auf das schlafende Mädchen nieder. Seine Augen weideten sich an ihrer Schönheit. Er beugte sich gerade über sie nieder, als Julian mit einem großen Stück Kuchen in der Hand hereinkam.

»Was willst du von ihr, Guelder?« rief er drohend.

Der Holländer richtete sich auf und wandte sich ihm mit einem Lächeln zu.

»Das wissen nur Gott und ich allein«, schmunzelte er.

Julians Augen waren getrübt. Er hatte in der Küche den Weinschrank gefunden.

»Ich möcht's auch wissen, alter Herr«, lallte er. »Ich bin sozusagen der Schutzengel dieser jungen Dame.«

Guelder antwortete nicht.

»Du hörst wohl schwer?«

Reef torkelte auf ihn zu. Er hatte offenbar sehr hastig getrunken, oder der Wein war besonders schwer gewesen. Plötzlich spürte Guelder einen Schnapsgeruch. Aha. Es war leichtsinnig von ihm, die Flasche offen stehen zu lassen und den Weinschrank nicht zu verschließen.

»Ich hab' mich entschlossen, sie laufen zu lassen«, sagte Reef mit schwerer Zunge. »Ich bin kein Schuft. Ich spiele einem Mädchen, das meine Cousine ist, keinen so gemeinen Streich.«

Noch immer sagte Guelder nichts.

»Hör mal, alter Gauner ...« Julian kam noch näher an Guelder heran und schlug ihm derb auf die Schulter. »Laß deine Hände von dem Mädel. Wir sitzen beide in der Pat-sche. Wir sollten zusammenhalten. Das beste ist, wir schik-ken sie dem ›gerissenen Kerl‹ zurück.« Er lachte trunken. »Im Grunde sind wir die Gerissenen – die wahren Gerisse-nen. Also los, laß sie zurück; und dann wollen wir beide uns dünnemachen!«

»Komm«, befahl Guelder kurz. Er ging voran in das La-boratorium. Nur eine Lampe brannte, jene starke, blen-dende, über der Diamantenmaschine. Am Ende des Rau-mes war eine Tür, die mit einer stählernen Querstange ver-schlossen war. Guelder zeigte auf die Tür.

»Wenn die Not drängt, und ich warne dich, dann flieh durch die Tür da hinten. Jenseits der Tür ist eine Treppe, die zur Themse führt. Dort liegt ein Boot.«

»Ausgezeichnet!« Reef betrachtete die Tür mit dem Ernst eines Betrunkenen.

»Ich nehme an, Mr. Elk wird bald da sein. Ich werde ihn eine Weile aufhalten. Es ist gut, wenn du dann den Weg kennst. Sieh ihn dir schon jetzt mal an.«

Reef ging auf die Tür zu und faßte die Stahlstange an. Der Holländer beobachtete ihn voll gieriger Erwartung

und sah, wie Reefs Körper sich in entsetzlichen Zuckungen wand, hörte ihn röcheln, streckte die Hand nach dem Schalter aus und drehte ihn herum. Reef fiel in sich zusammen. Er hatte kaum den Schlag gefühlt, der ihn getötet hatte.

Ohne Anstrengung hob Guelder die Leiche auf die Schulter und trug die stille Gestalt die Treppe hinunter ins Bootshaus. Hier warf er ihn wie einen Mehlsack in das Motorboot und holte eine von den schweren Ketten. Er betrachtete sie kurz. Vielleicht würde er die zweite auch noch brauchen. Mit einem langen Stück Draht wunderte er die Kette um die Fußgelenke des Toten, dann stieß er die Jacht gegen die Flügeltür und sprang auf das Boot. Die Türen öffneten sich weit.

In wenigen Minuten war er mitten im Strom. Nirgends war ein Wachtschiff zu sehen. Langsam ließ er die Leiche über die Seite des Bootes ins Wasser gleiten. Unter dem Gewicht neigte es sich so weit zur Seite, daß Wasser eindrang ...

Guelder kam ins Bootshaus zurück mit einer Gelassenheit und einer Ruhe, als wäre er nur hinausgegangen, um nach dem Wetter zu sehen.

Er zog die Kette dicht an das Boot heran.

Dann ging er hinauf und machte nur halt, um sich zu vergewissern, daß die Türen gut verschlossen waren.

Ursula schließt noch. Er beugte sich über sie und berührte ihre Wangen mit den Lippen. Dann zog er die Schuhe aus.

Der Verkehrspolizist in der Commercial Road hob die Hand, um einen Zweisitzer anzuhalten, der an ihm vorbeifahren wollte. Der Fahrer achtete nicht auf das Polizeisignal und wäre auch zweifellos entkommen, wenn nicht im kritischen Augenblick ein großer Lastwagen mit Anhänger ihm den Weg versperrt hätte. Der Polizist ging gemächlich auf das Auto zu, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Da machte der Fahrer einen Fehler. Er sprang hinaus und wollte fortlaufen. Doch unglücklicherweise kam gerade aus dieser Richtung ein zweiter Schutzmann zur Ablösung.

»Zeigen Sie doch mal Ihren Führerschein«, befahl der erste Polizist, als der Kollege ihm seinen Fang zugeführt hatte. Der Führerschein war nicht da. Der Kumpan des Fahrers duckte sich ängstlich im Sitz zurück. »Steigen Sie ein«, gebot der erste Schutzmann, »und fahren Sie mich zur Polizeiwache. Wenn Sie Dummheiten machen, dann ...« Damit sprang er auf das Trittbrett.

Was der Osten von London um zehn Uhr weiß, weiß Scotland Yard eine Minute später. Der Mann, der in Scotland Yard am Fernsprecher saß, nahm eine alltägliche Meldung auf, schrieb die Nummer des Autos nieder und schaltete in das Zimmer des Inspektors Elk um.

»Man hat den Wagen gefunden – den von Lady Frensham. Wurde im Osten Londons angehalten mit zwei Autodieben.«

»Hat man die Dame?« fragte Elk besorgt.

»Nein, Herr Inspektor, von der Dame weiß man noch nichts.«

Der Telefonist schaltete nach Süd-London um und gab die genaue Beschreibung des Schirms mit goldenem Griff durch, der im Parlament gestohlen worden war und, wie man annahm ...

Tony saß neben Elk in bewundernswerter Ruhe, mit der er seine innere Erregung zu verbergen suchte.

»Das bestätigt die Aussage des Polizisten, der behauptete, er habe den Wagen in Limehouse gesehen«, bemerkte Elk. »Verbinden Sie doch mal mit dem Haus von Lady Frensham und fragen Sie, ob sie zurück ist.«

Ursula war nicht heimgekehrt. Das weinende Mädchen gab die traurige Auskunft.

»Habe ich auch nicht erwartet«, nickte Elk. »In wenigen Minuten werden wir mehr wissen.«

Er wartete auf den Anruf der Polizeiwache in Ost-London, der jeden Augenblick kommen mußte. Endlich kam er – von dem wachhabenden Sergeanten. Er hatte die Gefangenen verhört, die alles gestanden hatten. Es waren vernünftige Diebe, die der Polizei niemals unnötige Arbeit machten. Sie hatten das Auto an der Channey-Brücke aus Versehen mitgenommen. Sie hatten auch einen Mann und eine Frau die Gasse hinuntergehen sehen, dem Wasser zu.

»Limehouse ... Channey-Brücke ... ausgezeichnet!« sagte Elk. Er tippte ungeduldig auf den Apparat. Die Zentrale meldete sich.

»Verbinden Sie schleunigst mit dem Hauptquartier der Themsepolizei. Sagen Sie Ihnen, sie sollen ein Motorboot an der Channey-Treppe bereithalten!«

»Können Sie nicht nach Greenwich telefonieren?« fragte Braid, der schon ziemlich angegriffen war.

Elk schüttelte den Kopf.

»Wenn sie dort sind, ist die Landseite so verrammelt, daß Sie einen Rammbock brauchen, um in das Haus zu kommen. Er hat an seinem Grundstück ein herrliches Hintergebäude, dieser Holländer – es reicht bis zum Nord- und Südpol. Auf diesem Weg wird er türmen. Ich bin dafür, Fallen vor die Ausfalltore zu legen.«

»Wer war der Mann, der mit ihr war?« fragte Braid, obwohl er es ahnte.

Elk wiegte den Kopf.

»Die Autodiebe haben keine nähere Beschreibung gegeben. Sie sahen nur einen Mann, der sich mit einem Mädchen zankte. Da sie nichts von einem ausländischen Akzent sagten, nehme ich an, daß es Reef gewesen ist. Übrigens hat Guelder für ihn Vorkehrungen getroffen. Er sollte heute nacht London auf dem Wasserweg verlassen. Es paßt alles genau. Er wollte ihn an Bord der ›Van Zeeman‹ bringen, die heute nach Südamerika ausläuft. Der Obersteward war mit im Bunde, aber der Zahlmeister schöpfte Verdacht und meldete es der Polizei.«

Er zog einen schweren Regenmantel an und schloß den Gürtel. Dann öffnete er die Schreibtischschublade, nahm einen sehr handlichen Browning heraus und ließ ihn in

die Tasche gleiten. Dabei sagte er entschuldigend: »Ich gebrauche sehr ungern Schießeisen. Es sieht so nach Theater aus. Aber ich habe eine Vorahnung, daß der liebe, alte Rex Fisimatenten machen wird. Und das Leben ist gerade jetzt für mich sehr kostbar – ich komme in die Jahre. Und wenn man in mein Alter kommt, wird man immer skeptischer, wie die Welt eigentlich ohne einen auskommen soll.«

Der Wagen wartete vor der Tür. Daneben standen zwei Männer, die sich ohne ein Wort auf den Sitz neben den Führer zwängten.

»Die einzige Freude des höheren Beamten auf dieser Erde besteht darin«, grinste Elk, »daß er die besten Plätze kriegt. Ich werde die beiden Leute gar nicht brauchen, denn diese Themsepolizisten haben's in sich.«

Eine Viertelstunde später hielten sie an der Channey-Brücke und fanden dort einen Flußpolizeisergeanten vor. Am Fuße der Brücke lag ein langes Boot mit schwachbrennenden Lichtern.

»Sie werden die Lichter da ausmachen müssen, wenn Sie an das Haus herankommen, Inspektor«, meinte der Sergeant.

»Von welchem Haus reden Sie denn?« tat Elk unschuldig.

»Guelders doch wohl. Man hat es mir nicht gesagt, aber ich errate es. Wir hatten Befehl, Guelders Haus zu bewachen und Reef zu verhaften.«

»Wir werden diesen Reef verhaften«, sagte Elk. »Ich bin überzeugt, wir werden ihn ausheben.«

Das war ein prophetischer Ausspruch.

Die Gezeiten wechselten gerade, und das Boot trieb in rasender Geschwindigkeit ostwärts.

»Ich halte mich dicht an die Küste von Middlesex«, erklärte der Sergeant. »Es ist besser, quer über den Fluß hinüberzustoßen und das Haus zu überraschen, als mitten im Fluß daraufloszusteuern. Er würde uns vermutlich sehen – der Lichtschein von London liegt über dem Strom.«

Elk erklärte sich mit allem einverstanden. Er kannte die Technik der Flußarbeit nicht.

»Im Laboratorium ist Licht.« Der Sergeant blickte durch die Nachtgläser. »Guelder ist zu Hause.«

»Er hat ein Boot, nicht wahr?«

»Ja, eine sehr starke Jacht. Am besten kommen wir durch das Bootshaus hinein. Das ist nicht zu verschließen. Vor drei Monaten hat eine ›Flußratte‹ dort drei oder vier Kanister Benzin gestohlen und wurde von Guelders Katzen fast in Stücke zerfetzt.«

Sie waren jetzt dem Haus gegenüber. »Los!« befahl Elk.

Der Sergeant drehte die Spitze des Bootes auf das Haus zu. Plötzlich wurde die Jacht erschüttert.

»Es ist nichts«, erklärte der Polizeibeamte. Dann rief er: »Ihr da vorn, was gibt's da im Wasser?«

»Sieht aus wie 'ne Leiche«, antwortete eine Stimme.

»Holt sie 'raus«, befahl der Sergeant lakonisch.

Ein Bootshaken fuhr über die Bordwand hinaus und zog das dunkle Bündel auf Deck.

»Bedauere den Aufenthalt, Inspektor, aber ich darf nicht

daran vorbeifahren. Ist nicht angenehm, muß aber sein. Wir dürfen an keiner Leiche vorbeifahren, wenn wir nicht auf Verfolgung sind.«

Zwei Mann hatten nun das Bündel auf die Planken niedergelegt.

»Ein Toter«, rief eine Stimme, »war noch nicht lange im Wasser.«

Elk trat mit dem Sergeanten dazu. Jemand hielt eine Laterne und leuchtete der Leiche ins Gesicht. Tony blickte dem Inspektor über die Schulter und sah voll Entsetzen in die toten Augen Julian Reefs. Mr. Guelders Kette war schlecht befestigt gewesen.

33

Langsam kam Ursula zu sich. Sie hatte einen bösen Traum gehabt. Sie träumte, sie läge an einem nassen Ufer, aus dem Wasser tauchte der grauenvolle Kopf einer großen Schlange. Sie wollte aufstehen und fliehen, war aber keiner Bewegung fähig und sah den dreieckigen Kopf immer näher und näher kommen, das scheußliche Maul geöffnet – und fühlte, wie die Zähne sich in den Fuß verbissen und sie ins Wasser zerrten – zerrten ...

Sie blickte auf. Jemand zog ihr die Schuhe aus. Einer fiel mit einem dumpfen Laut auf den Boden. Guelder hörte sie leise aufschreien und blickte sich um.

»Es ist nichts«, sprach er besänftigend auf sie ein, »gar

nichts. Haben Sie keine Angst, meine kleine Freundin. Warum fürchten Sie sich? Sie sind bei Rex.«

Die Augen, die auf sie niederglühten, schienen doppelt so groß wie sonst. In ihnen brannte etwas, das sie noch nie gesehen hatte, bei keinem Mann, bei keinem Tier. Die Hände, die sie zurückdrückten, als sie sich zu erheben versuchte, zitterten, als durchwühle den Mann ein furchtbarer Schmerz.

»Es ist nichts«, stammelte er. »Du mußt lieb sein. Rex tut dir nichts Böses, mein schönes Lamm!«

Er kniete neben ihr nieder, schob seinen Arm unter ihre Schultern und preßte sie an sich. Sie war wie gelähmt vor Grauen und Furcht und vermochte sich nicht zu rühren. Die Stimme versagte ihr, sie konnte nichts sehen als diese beiden großen, hervorquellenden Augen, in denen das Feuer des Wahnsinns brannte, und hörte nur seine abgerissenen, irren Liebesworte.

»Du bist schöner als alle Frauen der Welt«, keuchte er.
»Du bist der göttliche Traum meines Lebens!«

Ihr wurde schlecht. Eine Ohnmacht überkam sie. Er sah, wie die Farbe aus ihrem Gesicht wich, ließ sie los und schrie sie dann schrill an.

»Wenn du mich so ansiehst, schlage ich dich. Und wenn du einen Laut von dir gibst, stopfe ich dir das Maul.«

Er ging zum Tisch und goß wieder ein Glas Wein ein.

»Trink!«

Sie stieß das Glas zurück und vergoß es.

Voll Wut füllte er es wieder.

»Trink!« herrschte er sie an.

»Bewegen Sie sich nicht, Guelder!«

Das Glas fiel mit einem Krach zu Boden. Guelder wandte den Kopf und sah in den Revolver Elks.

»Als ich sagte: ›bewegen Sie sich nicht‹, sprach ich bildlich«, erläuterte Elk gemütlich. »Jetzt kommt der Moment, wo Sie sich bewegen dürfen. Halten Sie Ihre kleinen Händchen hoch!«

Der Holländer gehorchte.

»Wo ist Ihr Kumpan?«

Guelders Gesicht verzog sich. Doch selbst in diesem tragischsten Augenblick seines Lebens vermochte er zu lächeln.

»Ich werde ihn Ihnen zeigen.«

»Und wenn ich ihn Ihnen zeige? Er ist unten im Polizeiboot. Wie ist er dahingekommen?«

Hier beging Guelder einen groben Fehler.

»Im Polizeiboot ... ist er heraufgekommen?«

»Scheint so«, meinte Elk. »Nach dem Draht um seine Gelenke zu schließen, haben Sie ihm ein schönes Gewicht angehängt.« Guelder bewegte die hochgehaltenen Arme gleichgültig.

»Sie wollen mich verhaften? Dann wird's besser sein, wenn ich erst den Strom im Laboratorium ausschalte. Sonst könnte einer von Ihnen zu Schaden kommen.«

»Das lassen Sie nur unsere Sache sein«, wehrte Elk ab.

Guelder lächelte.

»Wie Sie wollen.«

Dann wandte er seinen Kopf der Couch zu, auf der Braid saß, die halb ohnmächtige Ursula im Arm.

»Ah, der ›gerissene Kerl! Helfen Sie mir, diese Herren zu überzeugen, Mr. Braid! Hier nebenan laufen Maschinen unter Hochspannung. Jemand könnte zu Schaden kommen – ich rufe Sie zum Zeugen an, daß es nicht meine Schuld ist.«

»Gut, gehen Sie voran«, befahl Elk, »aber wenn Sie Dummheiten machen ...«

»Schießen Sie mich tot – kann ich mir denken«, grinste der Holländer breit.

Er ging langsam rechts an der Bank entlang.

»Das werde ich abstellen«, erklärte er und drehte an einem Schalter.

»Die Tür dort«, er zeigte auf sie, »ist nicht zu öffnen. Sie ist eine sogenannte blinde Tür. Aber die Stahlstange hat einen besonderen Zweck. Und jetzt werden wir sehen, mit welchem außerordentlichen Mut der Doktor Rex Guelder dem immerhin noch Unbekannten ins Auge sieht.«

Und mit voller Überlegung, ganz langsam, legte er die Hände auf die Stange.

Elk wollte ihn packen, doch einer der Flußpolizisten hinter ihm faßte ihn am Arm und riß ihn zurück.

»Die Stange ist geladen! Wo ist der Schalter?«

Sobald der Strom ausgeschaltet war, fiel der tote Körper des Holländers dumpf auf den Boden. Der Ingenieur des Bootes, der Elk aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben gerettet hatte, ging hin und prüfte voller Neugier die Stahlstange.

»Der Strom ging durch einen Transformator«, erklärte

er, »er hat sicher sieben- oder achthundert Volt im Körper gehabt.«

»Ist er tot?« fragte Elk.

Und als der Ingenieur nickte, sagte er gelassen:

»Das erspart uns viel Mühe!«

ENDE

